10013884

Ser. 179e

(2,1

10010384

<3663811488001 1

<3663811488001 1

Bayer. Staatsbibliothek

10010384

Barricum prag 22 Grifftgr.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Zweyter Jahrgang.

Erstes Monatstück.

Im October 1765.

München
Bey Franz Lorenz Richter,
Akad. Bücherverl. Inspector.

10010384

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

Wir halten uns allerdings verpflichtet, dem Publico für die geneigte Aufnahme des ersten Jahrganges unserer Monatstücke hiemit geziemenden Dank abzustatten, und die folgenden Stücke zu ebenmäßiger gütiger Aufnahme zu empfehlen. Der häufige Abgang derselben ist der beste Beweis, daß sie an vielen Orten Beyfall gefunden haben müssen. Da aber der Geschmack der Menschen fast so verschieden ist, als ihre Gesichter: so sind auch die Urtheile über

unſre Sammlungen verſchiedentlich ausgefallen. Einige ſind von Natur zum Ernſthaften geneigt: dieſen ſtehen weder Satyren noch Ironien an. Andere hingegen lieben ſinnreiche Scherze; dieſe werden ſchläfrig, wenn man moraliſche Wahrheiten ernſthaft und methodiſch abhandelt. Einige ſind in nichts verliebt als was poetiſch klingt; denen eckelt an proſaiſchen Schriften: dahingegen andere, die mit der ſchwarzen Galle behaftet ſind, die Poeſie für Spielwerk anſehen, und nichts liebers als elenlange verworene Perioden in Proſa leſen. Ein jeder aus dieſen hat nun von unſern Sammlungen nach ſeinen Neigungen geurtheilet: und wenn wir

wir uns nach einem jeden richten wollten; so müßten unsre Sammlungen nothwendig unterbleiben, weil es nicht möglich ist, die Verschiedenheit der Geschmacke zu vereinigen: oder wir müßten uns vornehmen, nur für gewisse Leute zu sammeln und zu schreiben. Da würde aber der Abgang unserer Monatstücke sehr schlecht seyn, und bey weitem nicht die Druckerkosten verlohnen. Wir haben daher die Mittelstraße erwählet, um allen allerley zu werden. Wir haben ernsthafte und satyrische Sachen, poetische und prosaische Stücke, moralische, kritische und physikalische Abhandlungen untereinander gemischet; daraus kann sich nun ein jeder heraus-

lesen, was ihm gefällt, und das übrige immer stehen lassen: wenigstens wird er daraus kennen lernen, wie verschieden und veränderlich der Geschmack der Menschen ist; und dieß hat schon in der Verbesserung des Verstandes seinen merklichen Nutzen.

Belangend ins besondere die Satyre, so ist sie von allen wahren Kennern, eben so wie die Komödie, jederzeit für das beste Mittel gehalten worden, die Menschen vernünftig zu machen: und wir dürfen es sicher wagen, zu behaupten, daß durch Satyren und Komödien weit mehr Thoren weise und verständig gemacht worden

sind,

sind, als durch die ernsthaftesten mo-
ralischen Reden und Schriften: so
wahr ist es, was Moliére saget: daß
es vielen Menschen gleichgültig ist,
wenn man sie für lasterhaft schilt,
die aber auf das empfindlichste ge-
rühret werden, wenn man sie lä-
cherlich machet. Unsere satyrischen
Stücke enthalten, wie es auch nach der
Regel seyn soll, allgemeine Karaktere;
folglich wird damit auf keine Seele in
der Welt ins besondere gezielet: und
die Originalien unserer Landesleute kön-
nen noch viel weniger darunter gemey-
net seyn; weil diese Stücke meisten-
theils aus fremden Büchern entlehnet
werden. Dieß sagen wir ein für alle-

mal zur Beruhigung derjenigen, die etwa hier und da ihr Portrait zu sehen vermeynen.

Trift man zuweilen in unsern Sammlungen kritische Ironien über heraus gekommene Schriften an: so bitten wir die Herrn Autoren, zu bedenken, daß alle, die da öffentlich schreiben wollen, sich der Kritik unterwerfen müssen; und wenn diese ohne Heftigkeiten und Lästerungen gestellet ist: so kann sie niemand tadeln. Das beste Mittel aber, die Heftigkeiten zu vermeyden, die oft einem Kritiker unvermerkt entwischen, ist ganz gewiß die Ironie; weil sie ihrer Art und Natur nach

mit der Heftigkeit nicht beſtehen kann. Sie hält gleichſam das Mittel zwiſchen der Verſpottung und einer ernſthaften Cenſur; welche beyde allzuwehe thun.

Letztlich müſſen wir diejenigen, welche wünſchen, daß unſre Sammlungen nur gemeinnützliche phyſikaliſch-ökonomiſche Nachrichten enthalten möchten, ergebenſt bitten, ſich zu erinnern, daß unſre Abſicht nicht iſt, ſolche Dinge in unſren Monatſtücken, die blos zum Unterrichte und Vergnügen dienen ſollen, abzuhandeln, wovon ſich ſogar wenig Liebhaber unter unſren Landsleuten finden, und die ſie in den beſten ſächſiſchen, ſchwediſchen und würtembergiſchen

schen Journalen ohnedas in Ueberfluß finden können. Wir wiederholen es noch einmal: unsre Absicht ist, allen etwas zu geben, das ihnen gefallen kann, und damit den feinern Geschmack in dem, was man schöne Wissenschaften nennet, und das hier zu Lande noch sehr wenig gekennet wird, so viel möglich allgemein zu machen, und zugleich Muster einer reinen und zierlichen deutschen Schreibart zu gewähren, welche man in gar zu ernsthaften und gelehrten Abhandlungen selten antrift.

München den 1 November 1765.

Der

Der Herbst.

Nun senket Phoebus sich ermüdet in die
Wage,
Und sterbend segnen noch des Som-
mers schwüle Tage
Der Trauben frischen Saft, und Pflanzen, Trift
und Haus.
Statt Glut und Hitz, die Flur und Aecker
dörrte,
Schweis und Insekte schuf, womit sie uns ver-
zehrte,
Schmückt zeitigend der Herbst Pomonens Tem-
pel aus.

Die dürren Furchen tränkt der Wolken milder
Regen,
Und reifend schließt sein Blatt der Kräuter hol-
der Segen,
Der uns den Winter durch zum Labsal dienen muß.
Die Früchte, als der Lohn für die bemühten
Stunden,
Die einst der Ackersmann beym schweren Pflug
empfunden,
Sind unter Scheuren jetzt in reichem Ueberfluß.

Der Himmel ist umhängt mit finstern Nebel-
decken,
Die übers Thal gespannt uns Titans Glanz
verstecken,
Und ihr vergiftes Thau sinkt auf bereiftes Moos.
Zwar mischen Seuchen oft sich in der Thiere
Speisen!
Und mancher Kranke muß nach fernen Welten
reisen:
Doch darum ist der Herbst nicht völlig freu-
denlos.

Die Erde prangt im Lenz mit neugeschaffnen
Blüthen,
Doch pfleget diese Zeit mehr Reichthum zu ver-
schütten,

Der Haus und Speisgewölb mit Vorrath enger macht.

Sieh, wie des Obstes Last gestützte Zweige bücket,
Und wartend auf Genuß sanft schwellend abwärts drücket,
Da roth und gelb durchstreift ein Heer von Aepfeln lacht.

Schon blinken an dem Stock die zeitigenden Reben,
Die theuren Purpursaft uns zur Erfrischung geben,
Und feyerlich hebt an der Weinles Jubelzeit.
Da wüthen schwer bezecht die lärmenden Mänaden,
Die sich in Traubenmost und Opferblute baden,
Und stammlend fühlt Silen des Nectars Süßigkeit.

O welch ein wilder Schall tönt von dem offnen Saale,
Wo stäts Lyäus herrscht im ewgen Freudenballe?
Ein muntres Evoe beselet jeden Tag.
Der Nymphen holdes Chor berauschet sich mit Weine,

Die krummgehörnte Schaar verläßt die dunklen Hayne,
Und brüllet voll von Lust bey Tanz und Pauckenschlag.

Apollo bebt zurück mit allen Pierinnen,
Denn ihre Söhne fliehn, die sonst im Tempel dienen,
Und weyhn des Herbstes Rest der lauten Fröhlichkeit.

Sie schwärmen durch die Welt gleich tollen Bachusbrüdern,
Ihr Mund eröffnet sich zu bäurisch groben Liedern,
Und neben ihnen wohnt Geschrey und Trunkenheit.

Bald eilen sie erhitzt mit mordenden Gewehren
Dianens weites Reich laut kämpfend zu verheeren,
Der Hirschen stolz Geweyh fällt in der ersten Wuth.
Ein wilder Hauer trennt den Bauch streitbarer Hunden;
Und endlich sinkt er selbst zerfleischt von vielen Wunden,
Und zeichnet unter sich das falbe Gras mit Blut.

Dann

Dann horcht die schlaue Schaar in hinterlistgen
Sträuchen,
Der Wälder Sängerinn mit Netzen zu erreichen:
Die Aente fällt durchbohrt mit Schnattern und
Geschrey.
Der Staaren langer Zug verbirgt sich unter
Heerden;
Doch müssen sie auch da den Jägern sichtbar
werden,
Und ihre Glieder trennt ein donnergleiches Bley.

Der klügre Musenfreund schleicht einsam durch
die Fluren,
Und findet überall der höchsten Allmacht Spuren.
Zwar deckt sein gleißend Erz der Berge tiefer
Schacht:
Umsonst, er dringt hindurch, und merket mit
Ergötzen
Den hier verborgnen Glanz mit tausendfachen
Schätzen:
Und dieß verräth ihm selbst der Felsen äußre
Tracht.

Bald klettert er hinauf, und blickt von steilen
Höhen
In den gedehnten Raume von Städten, Dör-
fern, Seen,

Die im Entfernen sich mit holdem Blau ge-
mahlt.
Dann kehrt sein Sehrohr ihn Planeten abzu-
messen,
Und zeigt ihm wundervoll der Sterne wahre
Grösen,
Da Phoebens blasses Licht den Thron der Nacht
bestralt.

Wann aber sich die Luft im spätern Herbst
verdicket,
Und pfeiffend Boreas vom kalten Norden rücket,
Wann zitternd von dem Baum die gelben Blät-
ter fliehen.
Wann Frost und Nebel schon um niedre Dä-
cher hänget,
Und dämpfend sich der Rauch aus glühnden
Oefen dränget,
Auch dort vergnügt sich noch des Weisen mun-
trer Sinn.

Jetzt läßt er freudig sich von Todten unterrichten,
Er lernet mit Begier der wahren Menschheit
Pflichten,
Und sieht Erstaunungvoll die dunklen Lehren ein,
Wie Sätze sich zwar oft zu widersprechen
scheinen,

Und dieses bald bejahn, bald wiederum verneinen,
Doch im Zusammenhang zum Nutzen einig seyn.

Er kennt der Alten Werth, und weis mit neuern Gründen
Der Römer Wissenschaft vorsichtig zu verbinden;
Er schätzt den griechschen Witz, und sieht den deutschen blühn.
Ihm dünkt der Franzmann groß durch Feinheit seiner Werke,
Doch größer noch der Britt' an Einsicht, Fleiß, und Stärke,
Und Bienen gleich kann er aus Gift das Honig ziehn.

Oft sucht er, wenn er lang in Büchern sich versteckket,
Und mit Bedachtsamkeit die Wahrheit aufgedecket,
Gesellschaft, Freund und Scherz bey einem Freudenfest.
Er eilt der Scheune zu, und hört das Landvolk singen,

Da sich wie nach dem Takt die schweren Dri-
scheln schwingen,
Und jeder Schlag das Korn aus langen Hal-
men preßt.

So pflegt der edle Herbst den Weisen zu ent-
zücken,
Und mannichfaltig ihn mit Gütern zu beglücken,
Wenn Kräuter, Obst, und Wein sein reiches
Füllhorn schenkt.

O komm dann, goldne Zeit! du kannst mein
Herz besiegen!
Des Frühlings seltner Reitz reicht größerem
Vergnügen,
Und Thoren sind es nur, die deine Ankunft
kränkt.

L. F.
Physices Studiosus Mon.

zum Unterricht und Vergnügen. 11

Betrachtungen über die Religion.

Es giebt viele, welche die Religion verachten, und sie nicht kennen; aber es giebt deren noch weit mehr, die sie hoch schätzen, und sie doch nicht kennen. Ich weis nicht, wer sie mehr beschimpft: die ersten, durch ihre Verachtung, oder die andern durch ihre äußerliche Hochachtung. Wenn man aber fragt, wer ihr den größten Schaden thut: so kann man darauf antworten, daß es die letzten sind. Ein offenbarer Verächter der Lehre, die uns weise, tugendhaft, und glücklich macht, entzieht ihr durch alle seine unverschämten Beschuldigungen, durch alle seine giftigen Spöttereyen, nichts von ihrer Majestät, und selten einen von ihren vernünftigen und wahren Verehrern. Man haßt seine Frechheit, und sieht ihn als einen Feind des menschlichen Geschlechts

an

an, der mit dem verwägensten Stolze, der allgemeinen Stimme der Vernunft, und der Empfindung widerspricht, und betrachtet ihn, indem man ihn verabscheut, zugleich mit Mitleiden und Erbarmen. Die Empfindungen des Erlaubten und Unerlaubten, des Guten und Bösen, welche der Allmächtige den Herzen der Menschen eingedrückt hat, sind, so schwach sie auch durch das Verderben der Natur und durch unsre Schuld geworden, noch viel zu stark, als daß sie durch den Eindruck der Ungebundenheit und Frechheit, den ein Unverschämter in unsern Seelen machen will, oder auch zuweilen macht, ganz könnten vertilget werden. Er kann ein gutes und unschuldiges Herz zuweilen überraschen, und die Wahrheit durch seine falschen Gründe auf einige Zeit in demselben verfinstern: aber er kann, und wenn er auch der Verschlagenste wäre, durch alle Kunstgriffe, das Gefühl des Gewissens, und den Saamen der Wahrheit und Tugend, nicht in uns ausrotten. Der in uns ist, ist mächtiger, dann der in ihnen ist. Sollte der Herr denen, die nicht reich an Verstande oder Wissenschaft sind, keinen Schild durch die innerliche Empfindung gegeben haben, der sie wider die Anläufe der Ungläubigen in Sicherheit setzte?

setzte? Man lasse die großen Geister, oder wenn ich den Namen der Schrift brauchen darf, die Thoren behaupten, daß kein GOtt, keine Religion, kein wesentlicher Unterscheid unter Tugend und Laster sey. Man lasse sie über das heiligste Kühn verfahren, und die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und Ordnung mit frechen Lippen lästern: die Religion behält doch ihren Glanz, die Tugend behält doch ihre Reitzungen, wenn wir sie nur recht kennen. Nicht der allein, der im Himmel wohnt, lacht dieser scharfsinnigen Thoren, nicht allein der HErr spottet ihrer. Nein, er hat unter denen, die er geschaffen hat, gegen einen Unsinnigen, der ihn verunehrt, tausend, die ihn mit dem Geiste verherrlichen, in welchem sie die ehrwürdigsten Spuren seiner Gottheit wahrnehmen. HErr! ist nicht schon ein Blick, den wir auf die Werke deiner Allmacht werfen, stark genug, die tiefsinnigsten Beweise eines Freygeistes, der dich uns entreißen will, zu widerlegen? Du GOtt, solltest nicht seyn? Und ich kann nicht mich, nicht die Werke, die um mich sind, betrachten, ohne eine ewige Ursache der Weisheit, der Allmacht, der Ordnung, der Pracht und Schönheit zu denken, die in mir und in diesen Wer-

ken herrschen? Du GOtt, solltest nicht seyn? Und gleichwohl sind so viele tausend Beweise da, daß du bist? Ich bemühe mich, eine Welt, ohne eine Ursache zu denken, und ich fühle einen unbezwinglichen Widerstand in meiner Seele. Bist du aber der wunderbare Urheber der Menschen und der übrigen Welt, bin ich dein Geschöpf, habe ich alles, was ich habe, von dir; solltest du dann mich und den Gebrauch meiner Kräfte, der Seele und des Leibes, mir selber, meiner Willkühr überlassen haben? Ich kann diese Kräfte so und anders anwenden; sollte es einerley seyn, wie ich sie anwende? ob ich sie zum Verderben meiner Brüder, oder zu ihrem Besten, zu meiner Ruhe, oder zu meiner Pein gebrauche? Ich höre, wenn ich die Begierden schweigen heiße, eine Stimme in mir, die mir sagt: dieses sey gut, und jenes böse. Von wenn kömmt diese Stimme? Ihr will ich folgen. Irre ich, so irre ich mit Vernunft. Aber nein! diese Stimme spricht zu göttlich, als daß sie die Stimme des Irrthums seyn sollte? Sie sagt mir, daß ich den Allmächtigen, durch den ich bin, über alles verehren soll. Hierinnen besteht mein Glück und meine Pflicht. Ich frage die geoffenbarte Religion, sie bestätiget diesen Ausspruch,

spruch, und verwandelt das noch schwache Licht der Vernunft in einen hellen Mittag. Sie läßt so viele Stralen von der Majestät des Unendlichen hervorbrechen, als meine blöde Augen vertragen können. Hier erblicke ich, wer GOtt ist, und was ich bin: Er ist Liebe, Erbarmen, Großmuth, Ordnung, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Macht; Er ist alles. Und was ist der Mensch? Ein Werk seiner Hände, das sich bemühen soll, soviel von diesen heiligen Eigenschaften an sich zu nehmen, als es fähig ist, und eben dadurch, als ein Geschöpf, glücklich zu werden, wodurch der Schöpfer selbst selig ist. Schaue Sterblicher in diesen Spiegel der Gottheit. Du siehst so viel darinnen, als dir zu deiner Wohlfahrt nöthig ist; sieh nur aufmerksam hinein. Du bist für die Ewigkeit geschaffen, und dieses Leben ist der Vorhof derselben. Diese Welt ist das Land der Prüfung. Deine Jahre sind die Tage des Gehorsams, die du dem Schöpfer schenken sollst, damit du der Herrlichkeit würdig werdest, die Er für dich bestimmt, und dir durch das Verdienst, durch die Gerechtigkeit und durch das Blut des göttlichen Erlösers, seines eignen Sohnes, hat erkaufen lassen. Du siehst noch Wolken, die sich vor die göttli-

chen Geheimnisse dieser Offenbarung ziehen. Aber laß dich dadurch nicht erschrecken, noch auf die Verwägenheit bringen, das volle Licht entdecken zu wollen. Womit willst du es thun? Mit deiner Vernunft? Laß ab, die unerforschlichen und ewigen Rathschlüsse des Unendlichen zu ergründen! Wer bist du? Denke an dein Nichts, und sey ehrerbietig gegen den Plan seiner Erbarmung! Die Geheimnisse unsers heiligen Glaubens sind höher, als unsre Vernunft. Diese sollst du nicht glauben, weil du sie begreifen kannst, sondern deswegen, weil du ihre Beweise begreifen kannst, und weil dir diese sagen, daß jene göttlich sind. Erstaune und zittere, wenn du an einen göttlichen Erlöser denkst, der ein Mensch war, wie du, die Sünde ausgenommen: der die Schwachheiten und die Bedürfnisse der Natur eben so fühlte, wie wir: der eben wie wir, von den Versuchungen zum Bösen beunruhiget wurde: der als ein gemeiner Sterblicher umher gieng und wohl that, und doch nicht so viel hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte: den zu verachten und zu verfolgen, die Klugen und Blöden, die Weisen und die Thoren, die Mächtigen und Geringen sich vereinigten: der endlich unter den Geiseln seiner boßhaften Geschöpfe,

schöpfe, und doch zugleich seiner Brüder, die Schmach der Tugend fühlte; den man mit dem Hauche lästerte, den er selbst in dem Munde der Lästrer erhielt; den man mit der niederträchtigsten Verspottung belegte; der ein Spiel der Barbaren, und zuletzt, nach seiner Strafe zu urtheilen, ein unglückseliger Missethäter war; der sogar das Glück der größten Bösewichter nicht genoß, das traurige Glück, unter seinen Martern bedauert zu werden; der selbst am Kreutze ausrief: mein GOtt! mein GOtt! warum hast du mich verlassen? Erstaune über alle diese Gegenstände, und fange an zu zweifeln, ob er von GOtt gesandt war. Aber sieh nunmehr auf die Unschuld seines Lebens, auf die Vortrefflichkeit seiner Lehre, auf die göttliche Standhaftigkeit zurück, mit der er alle diese Schmach, alle diese Leyden ertragen; sieh auf die übermenschliche Großmuth, mit der er unter den größten Martern sich seiner Henker noch annimmt: Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Siehst du da nichts mehr, als einen elenden Sterblichen? Sieh auf die Wunder, mit welchen er in seinem Leben, in seinem Tode, und nach dem Tode seine Lehre und unsern Glauben bekräftigte, und sage,

sieht du nichts göttliches? Er stirbt als ein Mensch, wenn du auf sein Kreutz blickest. Aber, warum verliert die Sonne zu gleicher Zeit ihr Licht? Warum erzittert die Erde? Warum gehen die Todten aus ihren Gräbern hervor? Ist der Heyland immer nichts mehr, als ein Mensch, wenn er an dem dritten Tage aus dem Grabe hervorgeht, wie er in seinem Leben prophezeyht hatte; wenn er endlich, nachdem er vierzig Tage sein neues Leben bewiesen, in einer Wolke vor den Augen seiner Brüder die Erde verläßt, und den Himmel triumphirend einnimmt; wenn er am Pfingstfeste den verheißnen Geist der Wunder zu seinen Aposteln herabsendet, und sie durch ihn mit übernatürlichen Gaben ausrüstet; wenn er einige Zeit darauf bey Damascus, von einem göttlichen Lichte umglänzt, selbst wieder erscheint, und aus seinem eifrigsten Verfolger seinen muthigsten Bekenner macht? Ist die Erfüllung so vieler Prophezeyhungen von ihm, durch die alle, auch die besondersten Umstände seines Lebens, so viele Jahrhunderte vorher abgezeichnet waren; sind seine eignen Prophezeyhungen, die er uns von der Verwüstung der Stadt, in der er ermordet worden, von der unseligen Zerstreuung des

Volks

Volks, das ihn umbrachte, und von seiner fortdauernden Erhaltung gegeben, und göttlich erfüllt; sind die Wunder, mit welchen eine Hand voll elender und verachteter Menschen, denen von allen Enden widersprochen war, die Lehre von dem gekreutzigten Erlöser in alle Welt ausbreiteten, die Lehre, die den natürlichen Neigungen wegen ihrer Reinigkeit, die sie fodert, die den Vorurtheilen der Heiden und Juden, dem eingeführten Götzendienste, der Weisheit der Klugen, dem Stolze der Natur so sehr zuwider war; die, ohne die Waffen der Beredsamkeit und Gewalt, ohne Hofnung zu irrdischen Vortheilen, Hoheiten, Reichthümern, Wollüsten, unter der Erwartung und der Vorherverkündigung der Schmach, der Verfolgung, des Todes, sich dannoch so viele tausend Bekenner erwarb; sind diese und andere Beweise nicht begreiflich und stark genug, dich zu bewegen, das Geheimniß einer Erlösung zu glauben, die du auch alsdenn noch nicht verstehen würdest, wenn du gleich den Verstand der Seraphinen besäßest? Findest du einen Widerspruch in dem Glauben, daß der Erlöser ein Mensch, und doch auch GOtt war; so verlache ihn; denn GOtt kann dir nichts aufdringen wol-

len, das der Vernunft, die er dir zur Wegweiserinn gab, widersprechen sollte. Findest du aber nur, daß dir diese Vereinigung unbegreiflich ist: so denke daran, daß du ein Mensch bist, und daß du nicht begreifen kannst, wie dein Geist in deinem Körper wohnen kann, ob du gleich fühlst, daß er darinnen wohnt. Wie viel mehr wird dir die Vereinigung der Gottheit und Menschheit ein ewiges Geheimniß bleiben müssen! Findest du eine Sittenlehre, die mit der Vollkommenheit deiner Natur mit der Ruhe der Welt, mit deinen unauslöschlichen Wünschen nach einer beständigen Zufriedenheit besser übereinstimmt, als die Lehre Christi; findest du eine Lehre, die dir im Glücke mehr Mäßigung, im Elende mehr Trost geben, die das Gewissen, das Schrecken der Laster, die Furcht des Todes, des Gerichts, der Ewigkeit, besser stillen kann; findest du ein Mittel, das dich von deinen thörichten Einbildungen, von deinen stürmischen Lüsten, von Stolz, und unseliger Eigenliebe, vor der Tyranney der Sinne besser befreyen, vor den Vorurtheilen der Unverständigen und Frechen sichrer bewahren, dich mit geringerer Mühe und doch gewisserm Erfolge weise, tugendhaft gelassen, zufrieden,

Frieden, und hier und in Ewigkeit glücklich machen kann: so verachte die Religion. Sie ist gewiß nicht von GOtt, wenn noch ein besseres Mittel vorhanden ist, uns zur Glückseligkeit zu bringen. Aber, wenn du auch kein seliger Mittel findest, und doch dieses verachtest, das alle Kennzeichen eines göttlichen Ursprungs hat: so bist du schon allein deswegen, weil du deinen eignen Nutzen so wenig kennst und in acht nimmst, nicht werth, unter die Vernünftigen gezählt zu werden. Verleitet dich aber nur die Mühe, welche die Erkänntniß und Ausübung der Religion fodert, die Religion zu verachten: so verachte auch alle menschliche Künste und Wissenschaften; denn kein Mensch fasset und treibt sie ohne Mühe. Du denkst vieleicht, du würdest glücklicher seyn, wenn dir GOtt eine Religion gegeben hätte, die allen deinen Neigungen gemäß und das Gegentheil der jetzigen wäre. Ist dieses dein Ernst? Möchtest du wohl in einer Welt voll Räuber, Ehebrecher, Todtschläger, Trunkenbolde, Verläumder, Unverschämten und Geitzigen wohnen? Glaubtest du in der Gesellschaft solcher Menschen zufrieden und glücklich zu seyn? Würde dieß zu deiner Ruhe dienen, wenn du wüßtest, daß nach diesem Leben

nichts mehr vorhanden wäre? Würdest du nach einem Leben voller Mühe und Elend wohl zufrieden seyn, daß du gelebt hättest, oder würdest du nicht im Tode der Stunde deiner Geburt fluchen? Wenn du alles wohl überlegen wirst: so wirst du sehen, daß, wenn die Religion ein Mittel seyn sollte, die Menschen in diesem Leben, und in dem zukünftigen ruhig und glückselig zu machen, daß sie uns, sage ich, auch nothwendig auf den Weg des Glaubens, der Gottseligkeit, und der Liebe führen mußte. Und dennoch siehst du die Religion mit Verachtung an? Du mußt dich und sie wohl nicht kennen. Eine Sache verachten, und sie nicht kennen, ist lächerlich. Aber eine Sache hoch schätzen und sie nicht kennen, ist dieses weniger unvernünftig? Es giebt Leute, die der Religion alle äußerliche Ehre erzeigen, die sie mit ihren Lippen und Geberden ehren und vertheidigen, die man kaum durch Martern der Henker dahin bringen würde, zu behaupten, daß sie nicht von GOtt wäre, und die sie dennoch in ihrem Herzen und mit ihrem Wandel mitten unter ihrem Eifer schänden. Ist es möglich, daß diese Leute die Religion kennen, so muß es auch möglich seyn, zugleich sehend und

blind zu seyn. Die Absicht der Religion bestehet darinnen, daß sie unsre falschen Begriffe reinigen, die Neigungen unsers Herzens bessern, in Ordnung bringen, und sie und unsre Handlungen den Gesetzen der Vernunft und Tugend unterwerfen, uns mit uns selber eins, GOtt ähnlich, und uns daher zufrieden machen soll. Wer diese Absicht bey der Religion nicht sieht, der kennet sie ganz gewiß nicht, so, wie eine Religion gekannt seyn will; er habe auch alle ihre Lehrsätze und Gebothe in dem Gedächtnisse. Allein, wie viel Menschen giebt es nicht, wenn wir auf ihr Verhalten sehen, welche die Religion für nichts als einen Trost ansehen müssen, dessen man sich zuweilen erinnern soll, und den man sich auch durch den Teufel nicht soll rauben lassen, und sonst für nichts weiter! Heißt aber dieß die Religion kennen, so ist nichts leichter in der Welt zu fassen, als sie, und nichts lächerlicher, als die Mühe, die man sich um sie giebt. Dann den Gedanken, daß mich GOtt durch den Erlöser, ungeachtet daß ich ein Bösewicht bin und bleibe, doch selig machen wird, diesen Gedanken in sich zu erhalten kostet wenig Schwierigkeit, und alle Menschen, können sich die Seligkeit gewiß versprechen,

wenn nichts weiter, als diese betrügliche Ueberredung dazu nöthig ist. Man darf nur ein wenig die Welt und das Herz der Menschen kennen, wenn man wissen will, wie viel diese unheilige Hochachtung der Religion dem Wachsthume der Wahrheit und Gottseligkeit Schaden thut.

Aber, warum kennen doch so wenig Menschen die Religion? Man kann tausend, und vieleicht so viel besondere Hinderniße finden, als Menschen sind. Eine von den ersten Ursachen ist unstreitig die geringe Mühe, die wir bey erwachsenen Jahren auf die Religion wenden. Die Wissenschaft der Seligkeit hat das mit allen menschlichen Künsten und Wissenschaften gemein, daß sie zuerst mit dem Verstande gefaßt werden muß, ehe sie durch die Anwendung unser wahres Eigenthum wird. Wer hat aber jemals die leichteste Wissenschaft ohne Fleiß und anhaltende Mühe in seinen Verstand gebracht? Oder wer vergißt sie nicht wieder, wenn er die Theile, woraus sie besteht, nicht immer seinem Geiste von neuem vorhält, und die Lücken, die in derselben durch die Zerstreuungen des Lebens entstanden sind, wieder ausfüllt? Warum

will

will man dieses Recht nicht ebenfalls der Religion wiederfahren lassen? Verdient sie es nicht, oder hat uns GOtt versprochen, uns ihre Lehren durch eine unmittelbare Einsprache einzuflößen, und uns ohne unsere Mühe in den Ueberzeugungen von ihren Wahrheiten zu erhalten? Ist es genug, sie sich den Worten nach in der Jugend bekannt machen zu lassen? Ist es denn bey aller Unterweisung wohl möglich, daß wir in dem Alter, in welchem wir fast nichts, als den Gebrauch eines noch leeren Gedächtnisses und einer rohen Einbildungskraft haben, ist es wohl möglich, daß wir die Hoheit der Religion da können einsehen lernen? Und wenn es auch möglich wäre, wird nicht der Vorrath der göttlichen Weisheit unter den Zerstreuungen des Lebens bald in unsern Seelen verloren gehen? Werden die Eindrücke ihrer Lehren nicht durch so viel tausend fremde Vorstellungen nach und nach verlöschet werden? Wird die Ueberzeugung von der Schönheit, Heiligkeit, und Göttlichkeit der Religion immer in einem Geiste lebendig bleiben, der durch so viel tausendfache Sorgen, Absichten, Wünsche und Begierden bestürmet wird, die auf ganz andre Dinge gerichtet sind, als auf Weisheit und Tugend? Man ha-

be einen noch so reichen Schatz von Erkenntniß und Weisheit; unser Geist, so lange er mit dem Körper verbunden ist, bleibt stäts ein Geist, der durch die Schmeicheleyen der Einbildung, durch die Gewalt seiner Sinne, durch die Süßigkeiten der Lüste, durch das Geräusch der Welt, durch Ehre und Schande, durch Reichthum und Armuth, durch Arbeit und Müßiggang, durch Vergnügen und Schmerz, durch alles, was uns angeht, mit einem Worte durch ein Nichts, in der Ueberzeugung von unsichtbaren Dingen und in den Bemühungen der Tugend gestört werden kann. Dieß lehrt uns die Schrift, das Beyspiel der größten Männer unter den Gottseligen, und unsre eigne Erfahrung sagt es uns alle Tage. Warum wollen wir denn dieser Erfahrung nicht gemäß handeln, und uns beständig in dem Erkenntnisse der Religion üben, weil wir fast beständig in den Geschäften dieses Lebens etwas davon einbüßen? Wie einfältig und begreiflich ist diese Wahrheit? Ein Gut, dessen ich leicht verlustig werden kann, und das mir doch zu meiner Ruhe unentbehrlich ist, muß ich sorgfältig bewahren; ein Gut, dessen Werth sich verringert, so bald ich mich nicht mehr bemühe, es zu vermehren, muß vermehrt werden,

wenn ich anders weise handeln, und durch den Besitz desselben glücklich werden will? Der Blödeste unter den ordentlichen Menschen richtet sich nach diesen Regeln in dem gemeinen Leben. Warum wollen wir denn diese unwandelbaren Gesetze der Vernunft nicht in dem Leben der Christen gelten lassen? Will die Religion, das wichtigste Geschäft der Sterblichen, nur träge und unaufmerksame Seelen haben, da doch die niedrigste Beschäftigung unsers Lebens Fleiß und Aufmerksamkeit erfodert? Ein Kluger schenkt keiner Sache seine Bemühungen lieber, als derjenigen, die ihn am meisten belohnt. Warum wenden denn die Klugen nicht mehr Fleiß auf die Religion und Gottseligkeit, welche doch die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat, der größte Gewinn, aber auch ein solcher Gewinn ist, den niemand erhalten wird, als der darnach ringt, und das, was er hat, fest hält wie die Schrift redet, damit ihm niemand diese Krone, diese selige Hofnung auf die Gnade des Allmächtigen raube?

Eines der schlimmsten Vorurtheile wider die Religion, ist der fürchterliche Gedanken, daß sie eine traurige Lehre sey, die uns das Vergnü-

gnügen dieses Lebens und des Umgangs mit der Welt benehme. Man glaubt, man müsse sein eigner Feind werden, um ein Freund der Tugend zu seyn, und aufhören ein Mensch zu seyn, um ein Christ zu werden. Aber wer kann sich GOtt so grausam denken? Ist er denn ein Peiniger der Menschen; oder will er, daß sie so zufrieden seyn sollen, als es möglich ist? Der GOtt, der mich in eine Welt gesetzt hat, die mit so vielen Schönheiten prangt, und mich so gebauet hat, daß ich von ihnen alle Augenblicke kann gerührt werden, der sollte haben wollen, daß ich in dieser Welt allen angenehmen Empfindungen absagen, und mich in ein fühlloses Bild verwandeln sollte? Wer kann dergleichen Widersprüche vereinigen? Aber gleichwohl verbiethet uns die Religion so viel Vergnügungen. Ich läugne dieses nicht. Aber was für Vergnügungen? Keine, als diejenigen, die mit der Ruhe der Seele und der Natur des Leibes, mit der Wohlfahrt der Gesellschaft und unserm ewigen Glücke nicht bestehen können. Man sehe sich nur stäts als ein Geschöpf an, das mit einem unsterblichen Geiste begabt ist, das auf dieser Erde nach einer andern Welt, und zugleich nach einem vollkommenen Glücke eilet;

und

und alsdann untersuche man, ob uns die Religion das Leben bitter oder angenehm mache. Die Wollust, die Trunkenheit, der Neid, die Rache, die Verläumdung, der Stolz, der Geitz ꝛc. alle diese Leidenschaften sind uns verbothen, und ich gebe es zu, daß alle diese Laster mit vielen Annehmlichkeiten verknüpft sind. Allein, der muß sehr blöde seyn, oder durch seine Lüste geblendet werden, der nicht sieht, daß die Unlust, die mit diesen Lastern bald oder spät verknüpft ist, unendlich größer sey, als jenes flüchtige Vergnügen, das sie gewähren. Entzieht uns nun wohl die Religion die Vergnügungen des Lebens, wenn sie diese unruhigen und wüthenden Begierden dämpft, die eben dadurch wachsen, daß wir sie sättigen? Sie verbiethet uns die Unkeuschheit, und preißt uns eine vernünftige Liebe an. Ist dieß eine rauhe Religion? Sie verbiethet uns den Geitz, und heißt uns nur so weit nach den Gütern dieses Lebens streben, als sie uns das kurze Leben leicht und angenehm machen. Ist dieß eine traurige Religion? Sie will nicht, daß wir unsre Ehre bloß in den Meynungen der Sterblichen, die eben so wohl Thoren und Blöde sind, als wir, suchen. Sie gebiethet uns, nach dem Zeugnisse

eines guten Gewissens, und nach dem Beyfalle der hohen und seligen Geister der tausendmal tausend zu streben, die vor dem Throne des Höchsten in Weisheit und Gerechtigkeit stehen. Nach dem Beyfalle unsers Erlösers, der die Vollkommenheit ist, und die Vollkommenheit allein kennt; mit einem Worte, nach der Ehre bey GOtt zu streben, und unsern Ruhm in der Beobachtung unsrer Pflicht, in edlen Absichten und Neigungen, in nützlichen Thaten, und nicht in vergänglichen und nichtswürdigen Dingen zu suchen. Kann man eine solche Religion der Grausamkeit beschuldigen? HErr öffne uns doch die Augen, daß wir die Wunder an deinem Gesetze erkennen, und durch die Tugend und Ordnung gerühret werden, die du uns darum befohlen hast, weil sie uns glücklich macht, und weil du ohne sie selbst nicht GOtt seyn könntest!

Alles genau gegen einander abgewogen, so sind die Annehmlichkeiten, die uns die Religion entzieht, nichts gegen die göttlichen Freuden, mit denen sie uns erfüllt. Sie entzückt nicht allein den Verstand durch ihre Schönheit; nein die Religion läßt sich empfinden, und eben deswegen ist sie ein Mittel, alle Menschen an sich

zu ziehen, weil alle Menschen ihre Kraft und den Frieden, den sie dem Herzen giebt, schmecken können. Alles genau gegen einander abgewogen, so sind die Beschwerlichkeiten der Tugend, nichts gegen die Plagen und Mühseligkeiten, welche das Laster mit sich führt. Es sey ein großes Opfer, seinen liebsten Neigungen abzusagen! Bringen wir denn der Tugend dieses Opfer nur als elende Sclaven, die einem tyrannischen Gebiether gehorchen? Oder geben wir ihr ein kleines und flüchtiges Vergnügen hin, damit wir von ihr ein dauerhaftes und unendliches bekommen. Wird denn also ein Herz, das sich durch die Religion heiliget, in einem so traurigen und elenden Zustande seyn, als uns unsre Einbildung bereden will? Und wird nicht vielmehr ein solches Herz alle die Annehmlichkeiten dieses Lebens, erst darum recht schmecken, weil es seines ewigen Vergnügens vollkommen versichert ist? Sollte denn die Ungebundenheit nach seinen Lüsten zu handeln, ein so großes Vergnügen seyn, wenn wir bey derselben von der traurigen Möglichkeit gequält werden, daß wir vielleicht ewig unglückselig, und der Rache eines GOttes ausgesetzt sind, der kein GOtt wäre, wenn er nicht so unend-

lich gerecht wäre, als er gütig ist; eines Gottes, der uns versichert hat, daß es ihm unmöglich sey, einen Menschen glücklich zu machen, der ihm widerstrebt? Ein Vergnügen, bey dem ich den Tod nicht ohne Schrecken ansehen kann, ist bey der Vernunft kein Vergnügen; und nur Vergnügungen dieser Art entzieht uns die Religion. Wollen wir sie immer noch für eine Tyranninn halten? Nachdem sie uns das Leben süße gemacht, hilft sie uns endlich den Tod, der der Natur so schrecklich ist, leicht, und warum soll ich nicht sagen angenehm machen. Wir müssen alle sterben, wir zittern alle vor dieser Nothwendigkeit, wir müssen sie alle Tage und Stunden gewärtig seyn, und wir wollen uns die Religion nicht zu nutzen machen, die uns die Bitterkeiten des Todes versüßen, und den Himmel ersiegen hilft? Wem der Tod nicht schrecklich ist, dem muß alles andre erträglich und leicht seyn. Zu dieser Hoheit des Gemüths, zu diesem Heldenmuthe, den uns die ganze Natur, den uns Kunst und Fleiß nicht schaffen können, hilft uns die Religion; und wir wollen sie ein trauriges Geschäft heißen, und sie nicht mit aller Hochachtung annehmen, und ihr nicht die Aufmerk-

merksamkeit, den Fleiß, die Untersuchung, die Uebung schenken, die wir dem einzigen Mittel, zu einer immerwährenden Zufriedenheit zu gelangen, schuldig sind? Das kann ich nicht glauben. Ich glaube vielmehr, daß die meisten Menschen die Religion nicht kennen, und deßwegen nicht kennen, weil sie nicht wollen.

Aus Gellerts Schriften.

Der Tod.

Einst begegnete der Tod einem Tugendhaften. Sey mir gegrüßt, Bothe der Unsterblichkeit, sey mir gegrüßt! So redete der Tugendhafte zu ihm.

Wie! sprach der Sohn der Sünde, erschrickst du nicht vor mir?

Nein! Wer nicht vor sich selbst erschrecken darf, der darf auch vor dir nicht erschrecken.

Schauerst du nicht vor den Krankheiten, die hier vor mir her krächzen, und vor dem kalten Schweiße, der von meinen Füttigen träufelt?

Nein!

Und warum schauerst du nicht?

Weil die Krankheiten und der kalte Schweiß dich mir ankündigen.

Und wer bist dann du Sterblicher! daß du dich nicht vor mir fürchtest?

Ich

Ich bin ein Christ, lächelte dieser zu ihm.

Plötzlich hauchte der Tod ihn an: und da war kein Tod und kein Sterblicher mehr.

Ein Grab hatte sich unter ihren Füßen eröfnet, und darinnen lag etwas. Ich weinte. Doch schnell zogen göttliche Stimmen mein Auge nach den Wolken. Ich sah, welch ein Anblick! ich sah den Christen in den Wolken. Er lächelte noch, wie er dem Tod entgegen lächelte, und faltete die Hände. Glänzende Geister jauchzten ihm entgegen, und der Christ glänzte wie sie. Ich weinte. Jetzt blickte ich nach dem Grabe, und erkannte nun, was darinnen lag. Nichts, als des Christen abgetragenes Kleid.

Poetische Versuche.

Der Philosoph.

Herr Doctor Popf (dieß wird sein Namen seyn)
Der manchen Lector schon mit Schreyen überwunden,
Gieng prahlend auf und ab, und sprach mit sich allein:
Was hab' ich gestern nicht für Herzenslust empfunden,
Als ich den Doctor Stoppen schob!
Die ganze Stadt erstaunete darob:
Er wird sich jetzt vieleicht zu tode grämen;
Allein was fängt der gute Mann
So unverschämt zu streiten an!
Jetzt muß er sich vor allen Leuten schämen.
Er wußte ja vorher,
Daß ich viel älter bin,
Mithin gelehrter auch, als er.
Wie kam ihm doch zu Sinn'
Den Aristotel selbst zur Probe anzubringen?

Ich

Ich habe schon den Stagyrit gelesen,
Da er kaum auf der Welt gewesen.
Ist wahr, sprach Aventin,
Du hast dir ganz gewiß die gröſste Ehr' gemacht,
So wahr, als ich dein Bruder bin,
So und nicht anderst hat der Stagyrit gedacht.
Doch ob es in der That so sey,
Wie ihr behauptet habt bey eurer Zänkerey,
Das müsset ihr, mit euren alten Weisen,
Erst beyde noch beweisen.

Heiſst dieſs sich nicht vergeblich plagen?
Ein Philosoph durchforschet nur
Die Eigenschaften der Natur:
Was geht ihn an, was Scot und Aristotel sagen?

Die weise Antwort.

Herr Milton kam von Engelland heraus.
Er kam nach Kloster Buchs, den Büchersaal zu sehen:
Der Bibliothecar war eben nicht zu Haus;

Man hieß ihn also weiter gehen.
Herr Milton sprach: ich will gern weiter geh'n,
Ich möchte nur die sanctos Patres sehn.
Er bath den Bruder Stax, und setzte noch
darzu;
Sind hier die Musen wohl im Flore?
Der Bruder sprach: ach! laß er mich mit Ruh;
Der Garten kann ja nur allein
Um diese Zeit im Flore seyn,
Die Patres aber sind im Chore.

P. H. B.

Die

Die Glückseligkeit an Damon.

Virtue alone is Happiness below.
Popes Essay on Man.

Nicht nur im Pomp, in dem Monarchen wohnen,
Beym Weisen nur, der frey die Ketten trug,
Noch im Triumph zahlloser Legionen,
Die Philips Sohn erschlug;

Nein auch bey dem, den schon der graue Morgen
Zum Pfluge weckt, wohnt die Glückseligkeit,
Bey dem, der sich des Lebens, frey von Sorgen,
In seiner Hütte freut.

Ein Blumenkranz reitzt sie, wie eine Krone,
Sie reißet nicht der Wahn der Menschen hin:
Oft fliehet sie dort von Theresens Throne,
Und sinkt zur Schäferinn.

Sie suchet nicht partheyisch heitre Zonen,
Auf Thullens Eis, am Ganges wandelt sie,
In Lybien, im Lande der Huronen —
Wo Menschen sind, ist sie.

Sie ruht nicht stäts im weichen Arm des Glückes,
Noch horcht sie nur dem kummerlosen Scherz:
Oft würdigt sie den Sclaven ihres Blickes,
Und weint bey unserm Schmerz.

Kam sie zu dem, zu dessen stolzen Füßen
In Albion das Blut des Fürsten floß?
Kam sie, die Furcht des Wüthrichs zu versüssen,
Die eisern ihn umschloß?

Sie fande nicht in Paphos Myrthenhaynen,
Anakreon an einer Lilgenbrust:
Nie reitzte sie, dem Dichter zu erscheinen,
Der Ton unedler Lust.

Ein weises Herz, das seiner Pflicht gehorchet,
Weil seine Pflicht ihm Ruhm und Wollust ist;
Das unbelohnt, nur um Verdienst besorget,
Sein Glück nach Wohlthun mißt,

Dieß

Dieß Herz fühlt sie — der Tugend wahrer
Tempel!
Ein solches Herz schlägt, weiser Freund! in
dir:
Schon schwingt mein Geist, entflammt durch
dein Exempel,
Sich feuriger nach ihr.

Empfindungen auf dem Lande.

Seyd mir gegrüßt, ihr Scenen voller Lust!
Empfang mich, Hayn! rauscht ein Con-
cert ihr Quellen!
Zephire weht, und kühlet meine Brust!
Schon hör ich euch der Bäume Wipfeln schwel-
len.

Nimm freundlich mich, du finstrer Schatten!
auf!
In dir will ich des Lebens Müh vergessen:

Seyd, Blumen! mir ein Bild von seinem Lauf.
An euch kann ich die eigne Dauer messen.

Mein Lenz ist hin --- mein Sommer reget schon
Die goldnen Flügel --- mit Zephirscher Eile:
Streicht ungefühlt der Zeiten Hauch davon,
Und drängend fliehn des Lebens enge Theile.

Ein Augenblick --- und schon bin ich nicht mehr ---
Ein Augenblick, den ich der Tugend weihe,
Ist ein Aeon voll Seligkeit, so sehr
Lohnt Wollust nicht der Jahren längste Reihe.

Komm, du mein Kleist! und male mir die Flur;
Den Wald, das Feld, des Thales Labyrinthe
In deinem Lied empfind ich die Natur
Mit stärkerm Reitz, als ich im Feld sie finde.

Durch dich gelehrt, flieh ich die öde Pracht,
Die Eitelkeit, Wollust und Kunst erfinden:
Wo Unschuld mir und Ruh entgegen lacht,
Das heitre Land seh meine Zeit verschwinden.

Wohin auch nur mein frohes Auge blickt,
Entdecket sich ihm Harmonie und Güte:

Stäts

Stäts sey dein Bild, o Flur! mir eingedrückt,
Harmonisch, rein, wie du, sey mein Gemüthe!

Mein Herz, das sich in seine Tugend hüllt,
Seufzt, Plutus! nicht nach deinem bangen Glücke;
Und wenn mein Ruhm des Pöbels Mund nicht füllt,
So find ich ihn in meines Freundes Blicke.

Der Neidische.

Sagt, daß Eraſt durch edle Gaben
Durch Witz und Tugend sey erhaben!
Bringt Zeugen bey,
Daß dieß die Wahrheit sey!
Star glaubt es nicht.
Warum? Weils ihm an Tugend und Verstand gebricht.

Grabschrift eines Frauenzimmers.

Hier liegt die, welche stäts dem Liebsten treu geblieben

Wanderer: Fürwahr ein Wunder unsrer Zeit!

Es wird nach ihrem Tod kein Mädchen weiter lieben.

Wanderer: Herr Dichter, ihr seyd nicht gescheid.

Meine Gesinnungen.

Ich leb' vergnügt und laß die Vorsicht sorgen,
Die auch die jungen Raben speißt.
Ich fürchte nicht den ungewissen Morgen,
Wenn er mir gleich den Weg zum Grabe weis.
Mich wecket nicht die schmetternde Trompete,
Die andere zum Kampf und Tode ruft.
Ich fürchte nicht, daß mich ein Gifttrank tödte,
Der stürzt Tyrannen nur vom Throne in die Gruft.
Ich zitt're nicht, wenn Sturm und Wetter toben
Wie and're, die nach Gold durch ferne Meere ziehn:

Sein

Sein Werth von Thoren nur erhoben,
Reizt nie mein ruhig Herz, nach ihm mich zu bemühn.
Mich quälet nicht die flatterhafte Liebe,
Die Schmetterlingen gleich von Blum zu Blume zieht.
Ich liebe zwar, doch treu, aus reinem Triebe,
Der Doris Schönheit, so wie ihr Gemüth.
Mein Herz sitzt nicht auf Goldgefüllten Kisten
Dem Harpax nur benehmen sie die Ruh.
Wenn Neid und Mißgunst sich mir zum Verderben rüsten:
Hör ich, wie Sokrates, dem eitlen Bellen zu.
Ich steige nicht nach Ruhm auf steilen Wegen,
Von denen oft der kühne Ehrgeitz stürzt.
Der Weise folget nur der wahren Tugend Stegen;
Und findet Ruhm, der nicht das Leben kürzt.

G. L. F.

Eingelaufene Briefe an die Herausgeber der baierischen Sammlungen.

Von P. N. G. zu O.

Meine Herren!

Wer hat die Satyre im Februarstück auf der 357 S. u. f. gemachet? Ich weis wohl, sie werden es mir nicht sagen wollen, wenn ich auch noch hundertmal fragte. Aber thun sie mir nur so viel Gefallen, und nehmen sie von diesem Manne keine Schrift mehr an. Er schreibt ohne Nutzen, und die wenigsten verstehen ihn. Ja nicht einmal ein Peripateticus, so tiefsinnig diese Leute auch sonst sind, wird den wahren Verstand seiner Ge=

Gedanken erreichen. So viel ich daraus abnehmen kann, hat der Autor im Sinne gehabt, gewisse philosophische Verse satyrisch durchzulassen: dieses kann sich derjenige, den es trift, nicht heraus nehmen. Denn würde er, meynen sie! so dreiste wiederum aufs neue darauf arbeiten, wenn er verstanden hätte, daß seine Verse dem Publico zum Gelächter gedienet haben? Ich will ein bessers von dem Manne glauben. Er ist scharf von Verstande, und ein allzuguter Poet, als daß er nicht wissen sollte, was eine Satyre ist. Einmal, er muß die Satyre des Herrn L. S. nicht recht eingenommen haben; sie war aber auch recht dunkel. Will man, daß er künftig zu Hause bleibe, und die gelehrte Welt mit seinen Versen nicht weiter plage: so muß man es ihm deutlicher zu verstehen geben, und eine Art ausfindig machen, die hinlänglich ist, einen Peripateticum zu bewegen: das ist, man muß ein unnützes Wortgebäude, giftige Lästerungen und recht magere Gedanken zu Markte bringen. Mit einer feinen Schreibart und mit Raison kömmt man bey dergleichen Leuten zu kurz.

Sie haben wirklich eine Probe davon, meine Herrn! Die feine Satyre des Herrn L. S. war nicht vermögend, den P. Jost auf andre Gedanken zu bringen; er geht den alten Gang fort, und sieh! er ist schon wieder zum Trutze mit einer neuen Verslogik da, und zwar in Heldenversen

— — — ⏑ — — — — — ⏑ ⏑ — +

(Spectra diem tuleras quæ sola salutis.)

Er achtet die Kunstrichter im geringsten nicht, und flieht voll der Zuversicht unter den Schutz der Mutter GOttes von der Rosenkranzbruderschaft. Hier läßt er uns seinen Apollo unter einem Schatten suchen,

Referam modulantis Apollinis umbras,
quæ lucem quærunt

und bethet für ihn um Glück. Hernach beschreibt er den schwedischen Krieg und Blasi Tod; fängt aber gleich wieder zu bethen an, und verspricht, die Mutter GOttes darüber mit 3 Rosen ohne End zu zieren.

Ornabit trinis te sine fine rosis.

Uebrigens beklagt er sich sehr empfindlich, daß es heut zu Tage kritische Zeiten giebt, und wenige mehr von Herzen peripatetisch denken. Ob sein Zoilus audax nicht taxmäßig sey, kann

man

man in Rabner nachschlagen. Die Chronosticha müssen durchaus dem Aristoteles anstatt eines Achilles dienen: dessen Waffenträger aber kömmt unter der Person des Ergo vor. Geduld! die Logik fängt wirklich an.

Am allererstен kömmt Adam, welcher der These nach so vollkommen gewesen seyn soll, daß er mit dem rabnerischen Baumeister allenfalls im Darii hätte schließen können.

Ergo Innatos LogICæ Canones sIbI noVIt
ADaMVs.

In der achten These läßt er ganz gelassen und gleichgültig das ganze weibliche Geschlecht ohne Nachtheil des männlichen dahin sterben, wenn ihm nur eine einzige Josepha übrig bleibt:

sVffICIt aD speCIeM, sVpereſt sI soLa Iosepha.

Die übrigen Sätze sind theils alle schon in der Satyre des Herrn L. S. recensiert, theils aber ist wegen der angenehmen Art, dunkel zu schreiben, nichts merkwürdiger, als die philosophischen Sprüchwörter, welche nicht ohne chronologische Zierde hin und wieder anzutreffen sind. Z. Ex.

pLanta CapaX emIs DeItatIs noMInaneſCIt.

Nil præbere ſibi *potis* eſt exiſtere, &c.

In der Metaphyſik iſt dieß beſonders merkwürdig, daß uns der Autor was neues lehret, ſo wir vorhin nicht gewußt haben, nämlich, daß es heut zu Tage auch **Engelinnen** giebt. Dieſer Lehrſatz iſt ſehr wahrſcheinlich und es kann ihn auch ein jeder aus dem gemeinen Pöbel faſſen. Ich habe es wirklich erfahren und ich könnte ſogar den Ort nennen, wo ein neugemaltes Bild einen Engel in Weibskleidern vorſtellet. *Ergo* ponIMVS In ſpeCIe (virili et muliebri) aLIgeras DIfferre CaterVas.

Uebrigens mag es dahin geſtellet ſeyn, ob man nicht unter die aligeras catervas auch die Spatzen und Fledermäuſe zählen dörfe.

Bis hieher haben wir gleichgültige Dinge gehabt: jetzt kommen nothwendige, und zwar aus der Æthiologia: DogMata *neCeſſarIa* ex ÆthIoLogIæ ſCIentIa. Das nothwendigſte darinnen mag wohl das Chronologicum ſeyn, und beſſer unten noch ein anders:

In CVnCtIs InſtrVMentIs præMotIo ſpLenDet.

Wo sich der Autor sehr vorsichtig zweyer M. bedienet, wenn auf allen Fall eines im Drucke ausbleiben dörfte. Da ist nun alles beysammen.

Ergo CeLsa Deo InsIgnIs DonetVr gLorIà LaVDIs.

Nun muß ich noch von dem Autor unserer Thesen etwas melden. Man spricht aller Orten von diesem Mann, aber sehr verschieden. Einige halten ihn für einen der gelehrtesten Männer in Baiern; andere aber wollen es nicht recht glauben. Ich meines Orts bin überzeuget, daß er einer der gelehrtesten seyn müsse. Denn wie man einmal sehr heftig darüber stritt: so kam einer und sagte: Ich will euch überweisen, daß P. Jost überaus gelehrt ist. Ich hörte ihn einstens in seinem Convent Theses defendieren, und wie schon niemand den Jesuiten mehr zu antworten wußte, so fiel unserm P. Josten der vortrefliche Gedanken ein, und er distinguirte so: *In sensu thomistico et vero. Nego. In sensu Jesuitico et falso. Concedo.* Ich war überzeuget und glaubte.

Ich bin nicht im Stande, seine Verse zu tadeln: Ich wünschte nur, daß ich dergleichen ma-

machen könnte: so wollte ich schon lange Poëta Laureatus seyn. Solche Poeten muß P. Joseph gelesen haben; sonst wäre es nicht möglich gewesen, eine so neue (die alten gekrönten Poeten schrieben freylich anderst) hübsche Poesie auf die Welt zu bringen. Was gilts, P. Joseph ist über den Redel gekommen, und hat ihn gelesen, und machet es ihm nach. Ich habe ein Werkchen von diesem Autor unter dem Titel:

Litaniæ Lauretanæ &c.

Autore Augustino Casimiro Redelio, sacræ Cæs. Maj. Poëta Laur. (es wird doch wohl Laureatus heißen müssen: sonst stünde ich an, ob es nicht etwann Lauretanus heißen könnte) Augustæ ap. Jo. Ulric. Stapff. Diese zween Poeten haben einerley Schreibart; wie es doch möglich ist! Ich will vom Redel einige Verse heraus schreiben, damit sie sehen, meine Herren! daß ich ihnen die Wahrheit sage. Hernach urtheilen sie, ob P. Joseph ihm etwas nachgiebt.

Beym *Christe audi nos* heißt es:

Nos peccatores audi pie Christe, Mariæ
Ut precibus nobis auxiliare queas.

Beym

Beym *Mater Christi:*

Oppidum in Austriacis terris cognomine
Manzec
Defunctum infantem vivere vidit ovans.

Beym *Refugium peccatorum:*

Est mea confessis hic indulgentia magna,
A culpa & pœna liber abibis ovans.

Beym *Regina Angelorum:*

Dum sua committit Leopoldus prælia Matri
Contra hostes semper Victor abivit ovans.

Beym *Oremus:*

Vincatque AugustusLeopoldus viribus hostes.
Austria cum Styria pace fruatur ovans.

Beym *Virgo veneranda:*

Ad cellas etenim maternas explicat alas,
Huc peccatores, euge venite, vocat.

Beym *Virgo potens:*

Si petis ad cellas, defessus forte labore es?
Ad Matrem, euge gemas, est vigor ipsa
tibi. &c.

Dieß ist nun freylich eine neue Art zu carminificiern; wenigstens mußte ich, als ich vor 15 Jahren die Verskunst lernete, anderst reimen, wenn ich keine Tatzen haben wollte. Ich will aber darum diese Art, Verse zu machen,

nicht schänden: sie mag durchaus die beste seyn, weil sie auch gekrönten Poeten gefallen darf. Ich sage nur, daß sie für mich nicht wäre. Meine Herren! wenn sie mir verspre-chen an Hand zu gehen: so will ich diesen Autor aufs neue auflegen lassen, und dem galanten Geschmacke der scholastischen Welt zum besten aus dem Finstern ziehen; weil doch auch P. Jost nicht unterlassen wird, seine Versarbeit fortzusetzen. Und so wird es geschehen, daß wir die zween besten Versmacher dieses Jahrhunderts immer in frischer Gedächtniß behalten. Wie meynen sie? Eines ist noch übrig, nämlich, daß ich dem Herrn L. S. zeige, daß die von ihm angeführten zwo Ursachen, warum P. Jost Chronosticha macht, ungegründet sind. Die erste widerleget der Autor in seinem letzten Werke, wo er aus einer nicht zu entschuldigenden Verschwendung gleich am Titelblatte die Jahrzahl 1765 mit arabischen Ziffern setzen läßt. Ueber die zweyte spottet er, da er die nämliche Zahl durchs ganze Werkchen fünf und dreyßigmal wiederholet; und so singt beym Schlusse einer jeden These sein ApoLLo ChronoLogiCVS, LogICæ, MetaphIIsIcæ aC ÆthIoLogIæ posItIones Intonans.

Eben

Eben da dieß Stück schon gedrucket war, erhalten wir von dem Herrn L. S. folgendes Schreiben, welches wir darum einzurücken uns verpflichtet halten, weil sich der Herr L. S. darinnen rechtfertiget, und beweist, daß seine erste Recension der Jostischen Thesen keine Satyre gewesen.

Meine Herren!

Die beste Absicht wird oft von andern zum schlimmsten ausgeleget; davon kann ich zeugen. Sie wissen, daß ich mir die Mühe gegeben habe, im fünften Monatstücke die vortreflichen Persentheses des P. Josts zu recensieren. Ich machte mir gewisse Rechnung auf eine wichtige Vergeltung, und bildete mir fest ein, ich würde wenigstens ein paar Eimer vom besten Conventbier davon tragen; weil ich einem Manne aus dem lobwürdigen Dominikanerorden die Unsterblichkeit zuwege gebracht hatte, zu welcher er ohne mich vieleicht nicht so geschwind gelanget seyn würde. Allein die Hofnung hat fehl geschlagen: wie ich höre, so ist P. Jost wider mich sehr aufgebracht; weil er meine Recension für eine Satyre ansieht, womit ich

über seine entsetzlich mühsame Versenphilosophie spotten wollte. Wenn dieß wahr ist, so müssen böse Leute über ihn gekommen seyn, die sich etwann ein Vergnügen daraus machen, mir Feinde zu erwecken. Ich kann es aber doch nicht recht glauben; denn er hat seit dem ein neues Muster von der philosophischen Versskunst der gelehrten Welt vorgeleget, welches dem ersten nichts nachgiebt, ja in Ansehung der reichen Erfindungskraft und chronostischen Tiefsinnigkeit dasselbe noch übertrift. Vieleicht meynet P. Jost, ich sey ordentlich bestellet, seine Theses allemal zu recensiren. Allein mit seiner gütigen Erlaubniß werde ich ihn bitten, damit zufrieden zu seyn, daß ich ihn einmal unsterblich gemacht habe; mehr kann er nicht fodern. Durch meine erste Recension hat die baierische und vieleicht auch die auswärtige gelehrte Welt zur Genüge erfahren, daß ein gewisser P. Jost, Dominikanerordens, p. t. Lector der Philosophie zu Landshut, geschickt gnug sey, die Hauptsätze der peripatetischen Weltweisheit, die unter tausend Gelehrten kaum zween verstehen, wenn sie auch in der deutlichsten Prosa geschrieben sind, in schöne dunkle Disticha zu verhüllen. Damit konnte er sich beruhigen, und mich

dünkt,

dünkt, es wäre eben nicht nöthig gewesen, daß die Welt noch darüberhin hätte wissen müssen, daß er es auch in Hexametern thun kann. Nun aber, da er es mit Gewalt so haben will, so soll sie es wissen.

Ich weis nicht recht, was ich von der Sache eigentlich denken soll. Ein guter Freund lies mir vor 3 Wochen einen Brief sehen, den ihm ein anderer guter Freund aus S = = geschrieben hatte; ich liefere hier einen Auszug davon:

Hier haben sie P. Josts nagelneue Thesen im Heldengedichte. Ich will gerne sehen, was der Herr L. S. dazu sagen wird. Wir sind recht begierig darauf, wer am ersten müde werden wird: unser Lector, chronostische Verse zu machen, oder der Akademist (wer sagt ihm, daß er ein Akademist sey) darüber zu satyrisiren. Unser Dominikaner ist aber kein Mann zum nachgeben, er biethet seinen Gegnern Trutz und spricht: die Herren können keine Versthesen und Chronostichen leyden, desto mehr will ich mich bestreben, ihnen zu ihrer wohl verdienten

Strafe häufig damit aufzuwarten. Vielleicht hat er auch die löbliche Absicht, dem Publico zu gefallen; weil es ihm nun das erstemal so wohl gelungen hat, mit seinen Versen ausgelachet zu werden: so will er es noch einmal wagen, und vieleicht liefert er uns alle halbe Jahre ein neues Muster; Eben so, wie die kleinen Kinder ihre unschuldigen Kinderpossen desto mehr treiben, je mehr man darüber lachet. Und gefallen dann nicht die Komoedianten, und zuweilen auch gewisse Redner alsdann am besten, wenn sie sich zum lächerlichsten stellen? Denn für so arm an Verstande kann ich P. Josten doch nicht halten, daß er das Abgeschmackte und Lächerliche in seinem philosophisch-chronostischen Verssysteme nicht selbst einsehen sollte. Noch vielweniger kann ich mir einbilden, daß sonst ein vernünftiger Mensch dieß alberne Zeug für was Schönes halten könne: es müßten dann etliche Anfänger in der Humanität seyn, die sich berufen zu seyn glauben, ein Jahr lang elende Verse zu machen. u. s. f.

Ich

Ich muß bekennen, daß ich über diese boshafte Kritik recht aufgebracht worden bin, weil sie mich überzeuget, daß es wirklich Leute giebt, die meine Recension für eine förmliche Satyre ansehen. Damit verrathen sie aber ihre Unwissenheit, und daß sie nicht einmal verstehen, was eine Satyre eigentlich sey. Sie könnten sich aus Nahnern belehren lassen, daß die Satyre nur allgemeine lächerliche Karaktere schildert: von dergleichen findet sich aber in meiner Recension nichts; und was ist dann sonst zum lachen darinnen; da sie nichts als philosophische folglich lauter ernsthafte Dinge enthält? Haben aber einige in währendem Lesen darüber gelachet, so kann ich nicht davor; denn ich denke, sie sollte ernsthaft genug geschrieben seyn: und ich bin gewiß versichert, daß P. Jost, der doch am besten davon urtheilen kann, weil ihn die Recension am meisten angeht, selbst nicht darüber gelachet haben wird.

Das neue schöne Werk besteht aus 14 Seiten, davon 2 zum Titelblatt, 4 zur Vorrede und 8 zu den Thesen gewiedmet sind: folglich ist es in der schönsten geometrischen Proportion ausgezimmert. Der Titel heißt: APPOLLO Chro-

ChronoLogICVs, LogICæ, MetaphIIsICæ aC ÆthloLogIæ posItIonès Intonans &c. Auguſtæ Vindelicorum, Franciſci Joſephi Fetſcher. 1765.

Die überflüßige Jahrzahl haben wir gewiß nur dem Buchdrucker zu danken, der vieleicht die Chronoſtichirkunſt nicht verſteht.

Die zweyte Seite iſt leer: dann fängt auf der dritten die Vorrede oder vielmehr die Dedication an; worinnen der Autor ſeinen Muſengott der allerſeligſten Mutter GOttes von der Erzbruderſchaft des heiligen Roſenkranzes ſehr andächtig empfiehlt. Sie iſt durchaus recht herzbrechend. Nur das habe ich nicht recht begreifen können, was der Schweden-König Guſtav Adolph darinnen zu thun haben ſollte. Ein gelehrter Freund half mir aber aus dem Traume, indem er ſagte: der Autor wollte damit ſo viel zu verſtehen geben, daß, gleichwie die Mutter GOttes vom Roſenkranz ehemals unſer werthes Vaterland von den Verheerungen des unkatholiſchen Königes Guſtav Adolph beſchützet hätte: ſo ſollte ſie auch ſeine Theſes wider die Angriffe ſeiner unkatholiſchen Gegner in Schutz und Schirm nehmen. Denn unſer Lector, ſprach mein Freund,

hat

hat dieß mit vielen seiner Herrn Collegen gemein, daß er alle diejenigen für verdächtig im Glauben, wo nicht gar für formale Ketzer hält, denen seine Arbeit nicht recht gefallen will. Wenn dieses sich wirklich so verhält, so kann ich ihn versichern, daß er sich irret; denn ich kenne sehr viele recht eifrige Katholiken, die über seine Theses eben so sehr gelachet haben, als der eifrigste Lutheraner immer thun könnte.

Gegen das End der Dedication klagt er über die heutigen verderbten kritischen Zeiten, und seufzet herzlich darüber, daß die neuen Weltweisen den peripatetischen ihre schweren Lasten nicht mehr tragen helfen, das ist im moralischen Verstande genommen, mit ihren großen Schwachheiten und Gebrechen weder Geduld noch Mitleyden mehr haben wollten.

Critica namque vigent vah tempora sole moderno,
Alter et alterius non amplius ardua portat
Pondera, fraterni jam non junguntur amores.

Die Verse in den Thesen sind ganz genau von eben dem Geschmacke, wie diejenigen, die ich das erstemal recensiret habe: nur darinnen sind

sie

sie von diesen unterschieden, daß sie lauter Hexameter sind, und daß der letzte Vers in jeder These ein Chronostichon ist. Dadurch hat der Autor seine Sätze recht stattlich dunkel zu machen gewußt. Der vorletzte Vers schließt sich allemal mit einem Ergo: und ich werde mich nicht sehr betrügen, wenn ich vermuthe, daß diesem Ergo, diesem charmanten Ergo zu Liebe für diesesmal anstatt der Distichen, lauter Hexameter gewählet worden sind.

Der heutigen feinen chronostischen Welt zum Nutzen und zur Erbauung wollen wir den letzten Vers in jeder These samt seinem vorhergehenden Ergo hieher setzen:

DoCtrIna rhoMæ eX fCIentIa ratIonaLI.

Ergo Innatos LogICæ Canones sIbI noVIt

aDaMVs.

Folglich muß er auch das Barbara, Celarent &c. gewußt haben. Vieleicht hat er schon zu seiner Zeit eine Logik geschrieben; wenigstens dächte ich, sollte er die ersten Summeln für seine Kinder herausgegeben haben.

Ergo ObIeCta In LogICa nVdæ sVnt entIa MentIs.

Ergo DoCtrIna e LogICa neC praCtICa DICItVr VLLa.

Ergo

Ergo HaVD pLane ſeDer In rebVs DIſtIn-
CtIo ſCotI.

Ergo obleCtIVa DatVr præſCIsIo Lege
ThoMIſtæ.

Ergo AbſtraCtæ ſpeCIes fIngVntVr In In-
DoLe MentIs.

Ergo IVnCto sVbleCto generaLIs IDea
ManebIt.

Da haben wir wiederum die Heurath zwiſchen der Idee und dem Subject.

Ergo sVffiCIt aD ſpeCIeM, sVpereſt sI ſo-
La *Ioſepha*.

Es iſt eben nicht leicht zu errathen, warum er ſich aus dem ganzen weiblichen Geſchlechte eben eine Joſepha heraus nimmt.

Ergo EX RaphaeLe MICat ratIo LogICa-
LIs IDeæ

Schön! wer würde wohl errathen, was dieß ſagen will?

Ergo PLanta CapaX entIs DeItatIs noMI-
na neſCIt.

Ergo PerſeItate oMnIs poſCIt ſVbſtantIa
CLaVDI.

Auf deutſch: Vermittelſt der Durchſichkeit verlangt ein ſelbſtſtändiges Ding geſchloſſen zu werden. Was muß nicht in

die-

diesen unverständlichen Worten für eine entsetzliche Weisheit verborgen liegen!

Ergo CeLso a DeCreto DepenDent Vera fVtVra.

Ergo CaVsant præmIssæ phIlsICe gIgnendo sequeLas.

Hier muß ich erinnern, daß der Herr Verfasser allemal für ein Y zwey I annimmt. Dieser Satz ist übrigens sehr lehrreich; denn er zeiget uns, daß die Prämissen in einer Schlußrede allemal von beyden Geschlechtern seyn müssen, weil sie die Consequenzen physikalisch erzeugen und gebähren sollen. Ob aber die Major allemal männliches und die Minor weibliches Geschlechts seyn müsse, scheint so ausgemacht nicht zu seyn. Vielleicht wechseln sie ab.

Ergo sCIre et opInarI Mandant seIVngere VIncLa.

Dieß könnte man etwa folgendermaßen deutsch geben: Daß Wissen und Meynen befehlen, die Banden von einander zu trennen.

DoCtrIna eX LIbro MetaphIsICes.

Ergo ontoLogIa VIret DoCto sapIentIæ aMICtV.

Ergo Larga Deo VnIVocI ratIo non CoMpetIt entIs

Ergo

Ergo AngeLICo In ThoMa *faCta* eXIſten-
tia DIffert.

Viele neue Beſchnarcher möchten dieß für Nichts ſinn (um nicht zu ſagen Unſinn) halten. Ich wollte nur wünſchen, um ſie zu beſchämen, daß ich den Satz beynahe vernünftig deutſch geben könnte.

Ergo DefenDIt ſoLIDas ſpeCIes ILLæsVs
AqVInas.

Ergo LIbertatIs erIt ConCors præMotIo
raDIX.

Auch dieſen Vers mag ich nicht deutſch geben: was ſollte ich geſcheides heraus bringen? Denn ich wüßte nicht, ob mich eine vernünftige deutſche Seele verſtehen würde, wenn ich ſagete: die übereinſtimmende phyſikaliſche Vorbewegung ſey die Wurzel der Freyheit.

Ergo ponIMVs In ſpeCIe aLIgeras DIf-
fere CaterVas.

Hier muß ich den lehrbegierigen Leſer erinnern, daß unter den aligeris Catervis die Engel verſtanden werden; damit nicht etwa jemand auf die Gedanken verfallen möge; als wären darunter Staaren oder Schneegänſe gemeynet. Alſo haben die Engel wirklich Flü-

gel? P. Jost, als ein großer Philosoph glaubt es, und alle Maler seit dem 13 erleuchteten Säculo her haben sie so abgeschildert: Ergo muß es wohl wahr seyn.

Ergo Mens rationaLIs DeCIso Corpore VIVIt.

Hier hat dieß Capitel ein End, und das folgende kömmt unter der Rubrique.

DogMata neCessarIa eX ÆthIoLogIæ sCIentIa.

Ergo ArtIfICIs forMas æqVaLIs CaVsal IDea.

Der Herr Verfasser will hier so viel sagen, daß ein Haus der Idee eines Baumeisters gleich sieht, wenn es nach seinem Risse gebauet ist. Eine wichtige Wahrheit!

Ergo Non VaLet a bInIs MoIIses proCe-Dere CaVsIs.

Der Autor ist hier etwas dunkel: denn man kann nicht recht abnehmen, ob er meynet, daß nur Moyses allein nicht von zwoen Ursachen hergekommen sey, oder das ganze jüdische Volk in der Wüste.

Ergo prInCIpIans MeDIate operatVr LInea CaVsæ

Ich

Ich muß es wiederum versuchen, ob ich diesen Vers unsern deutschen Weltweisen zu Liebe nicht gut deutsch geben könne. Wie mich dünkt, soll es heißen: daß die Linie der Ursache das Grund- oder Anfanglegende unmittelbar wirket. Eine Wahrheit, die der Kirche und dem Staat viel Nutzen bringen kann.

Ergo In CVnCtIs InstrVMentIs præMotIo fpLenDet.

Schade! daß dieß Chronostichon um 1000 Jahre zu fruhe auf die Welt gekommen ist.

Ergo MVtVa non fLoret pro Certo pondere CaVsæ.

Was dieß sagen wolle, weis ich nicht, die vorhergehenden zween Hexameter erläutern mir die Sache eben auch nicht gar sehr; denn da heißt es: Mutua causa valet diverso in tramite causæ Ordine sed verso nunquam concedimus: *Ergo* &c.

Gute deutsche peripatetische Uebersetzer mögen sich darüber wagen, diese 3 Verse deutsch zu geben. Denn, wenn ein vernünftiger Gedanken darinnen stecken soll, so müssen sie endlich auch im Deutschen begreiflich seyn. Außer man wollte

uns Deutschen das Vermögen, vernünftig zu denken, ganz und gar absprechen.

Ergo Inter reM et Veras LatItat DIstIn-
CtIo CaVsas.

Das ist: unter der Sache und den wahren Ursachen liegt ein Unterschied verborgen. Wie froh bin ich, daß ich endlich eine gute Uebersetzung getroffen habe! Man sieht aber auch hieraus, was uns die peripatetische Philosophie für wichtige Wahrheiten entdecket.

Ergo soLa bonI ratIIo reCoLIt MotIVa
VoLenDI.

Jetzt eilen wir zum Ende.

Ergo Vera DeI reCItat MagnaLIa teLLVs.

Auf diesen folgt der 30 chronostische Vers zum Beschlusse mit einem andächtigen Seufzer:

Ergo CeLsa Deo InsIgnIs DonetVr gLo-
ria LaVDIs.

Dieß sind nun zum Theil unsere neuen philosophischen Verse, die ich zu recensiren über mich genommen habe. Und dieß soll auch die letzte Recension seyn, weil ich schwerlich mehr so viel Zeit finden dörfte, als erforderlich wäre, solche stattliche Erfindungen, zur Ehre unsers Vaterlandes, der gelehrten Welt würdig zu verkündigen.

Nun

Nur eines liegt mir noch am Herzen. Ich fürchte immer, der Apollo unsers P. Josts möchte ungehalten werden, wenn er sehen sollte, daß seinen geliebten Versenkindern so unbarmherzig die Füße ausgerissen werden. So hinkt eines von diesen lieben Kindern, gleich in der Vorrede oder Dedication, wie man es nennen will, elendig daher, wo es heißt:

Spectra diem tuleras, quæ sola salutis.

Apollo mag ihm immer die Freyheit ertheilen, seine Verse so zu foltern, und zu martern, daß sie Sinn und Verstand verlieren. Aber daß sie unser Autor um ihre geraden Glieder bringt, und Krüppel daraus machet, das ist in Wahrheit gar zu arg.

N. S.

Ich habe etliche Versuche angeführet, wie man manche Sätze der peripatetischen Weltweisheit deutsch geben könne. Dieß hat mich auf die Gedanken gebracht, an einem ganz neuen philosophischen Wörterbuche zu arbeiten, welches hiemit auf Pränumeration angebothen wird. Ich gedenke dadurch den neuen Weltweisen einen rechtschaffe-

nen Streich zu spielen, die ihre Philosophie nur darum für die beste halten, weil sie sich in allen Landssprachen abhandeln läßt. Wie groß wird nicht die Verwunderung dieser Herren seyn, wenn sie mein Wörterbuch und zugleich etliche kernigte deutsche Uebersetzungen von den neuesten schönsten Schulthesen sehen werden. Ich weis mich vor Freude kaum zu fassen, wenn ich bey mir überdenke, wie ungemein ich damit der uralten peripatetischen Philosophie aufhelfen werde, ohne welche, nach der Schulweisen entscheidendem Urtheile, seit 500 Jahren her weder Kirche noch Staat mehr bestehen kann.

Ich kann endlich auch nicht absehen, warum die arabisch lateinische Sprache, mit Ausschluß aller Landssprachen, nur allein das Vorrecht haben sollte, unverständliche Sachen darinnen vorzutragen. Sollte man dann in den jetzt lebenden europäischen Sprachen nicht eben so gut unsinniges Zeug reden und schreiben können? Wenn man sich nur ein wenig Mühe darum giebt. So bedeuten z. Ex. die Wörter: Vonsichkeit, Durchsichkeit, Dinglichkeit, Steinigkeit, Wasichkeit, Dießigkeit, Bockhirsch, Fuchsgans ꝛc. im deutschen eben so viel,

viel, ich wollte sagen eben so wenig, als die so hoch gepriesenen: Aseitas, Perseitas, Entitas, Petreitas, Quiddditas, Hæcceitas, Hircocervus, Vulpanser &c. im römisch arabischen. Warum soll folgender schöne Satz: Das Vernunftding, welches förmlich in einem blos gegenständlichen Seyn besteht, kann von dem alleinigen erschaffenen Verstande gemacht werden, im deutschen nicht eben so finster und auferbaulich klingen, als im lateinischen das: Ens rationis, consistens formaliter in esse pure objectivo, a solo intellectu creato fieri potest?

Gelehrte Neuigkeiten.

Den 14 Oct. begieng die Churfürstl. Akademie der Wissenschaften das höchst erfreuliche Namensfest Sr. Churfürstl. Durchlaucht, Ihres preiswürdigsten Stifters mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten auf dem großen akademischen Saale. Der beständige Secretär der Akademie, P. Ildephons Kennedy, eröfnete die Versammlung mit einer kurzen Nachricht von dem Urtheile der Akademie über die dießjährigen Preisschriften, folgendes Innhalts:

„ Die historische Preisfrage, welche die
„ Churfürstl. baierische Akademie der Wissen-
„ schaften dem gelehrten Publico im abgewi-
„ chenen Jahre vorgelegt hat, war folgende:
„ Wann sind die Landpfalzen in den
„ Herzogthümern aufgekommen, und
„ worinn haben die Rechte, und das
„ Amt der Pfalzgrafen, insonderheit der
„ baierischen bestanden?

„ Un-

„ Unter den verschiedenen Schriften, so
„ über diese Frage der Akademie sind einge-
„ schickt worden, ist eine mit dem Wahlspru-
„ che: *Davus sum non Ædipus*, so unser
„ gelehrtes Mitglied, Herr Georg Christian
„ Crollius, Bibliothecarius und Professor zu
„ Zweybrücken sehr gelehrt und vollständig ab-
„ gefasset hat, mit der gewöhnlichen Preis-
„ medaille von 50 Ducaten gekrönet worden. „

„ Die philosophische Frage bestund darinn:
„ Ob es nach Gründen, so aus der Na-
„ turlehre hergeleitet werden müssen,
„ möglich sey, die hierländische gemeine
„ Wolle durch eine Art der Zubereitung
„ der Englischen, wo nicht allerdings
„ gleich, doch an Güte und Feine sehr
„ nahe zu bringen? und wenn es mög-
„ lich, wie diese Zubereitung mit allen
„ Umständen geschehen müsse? „

„ Unter den eingesandten Schriften, ist
„ eine mit dem Denkspruche: *In labore pa-*
„ *ries filios*, besonders wohl ausgearbeitet,
„ und enthält viele nützliche Vorschläge, wie
„ die Schaafwolle hiesiger Lande verbessert

„ werden könnte. Da aber der unbekannte „ Verfasser die vorgeschlagene Art und Weise, „ die Wolle von dem ihr anhangenden frem- „ den Fett und Schmutz zu reinigen nicht selbst „ versucht, noch Muster davon beygebracht hat, „ solche Art zu reinigen auch sehr vielen Un- „ bequemlichkeiten unterworfen zu seyn, und „ zum Theile gar unmögliche Dinge zu ent- „ halten scheint: so hat die Churfürstl. Aka- „ demie, so gerne sie immer gewollt hätte, „ sich nicht entschließen können, diese Schrift „ mit dem Preise zu krönen. „

„ Für das künftige Jahr 1766 hat die „ historische Classe zu erörtern aufgegeben: „ Worinnen ist das Amt und die Vor- „ züge der Hallgrafen bestanden? „

„ Die philosophische Classe verlangt eine „ Auflösung folgender Frage: Giebt es kei- „ nen nähern, leichtern und weniger „ kostbaren Weg, das Silber ohne Ab- „ gang von den geringern auch in „ größerer Menge beygemischten Me- „ tallen, vornehmlich aber vom Kupfer, „ ohne dessen beträchtlichen Verlust, zu

„ schei-

„ scheiden, als das bekannte Seigern
„ und Abtreiben? Kann solches nicht
„ durch einen Niederschlag in Guß und
„ fluß geschehen, wie bey der bekann-
„ ten Gold- und Silberscheidung? Und
„ wie ist solche Scheidung oder dieser
„ trockene Niederschlag zu bewerckstel-
„ ligen? „

„ Die Schriften, welche diese Fragen am
„ besten abhandeln werden, haben in jeder
„ Classe den gewöhnlichen Preis von einer Me-
„ daille an 50 Ducaten zu gewarten. Die
„ Verfasser müssen aber ihre Abhandlungen
„ nebst ihren verschlossenen Namen und einer
„ beliebigen Devise bis Ende des künftigen
„ Augustmonats 1766 an den Secretär der
„ Akademie P. Ildephons Kenedy einsenden.
„ Die später einlaufenden Schriften werden nicht
„ untersucht. „

Nach dem Beschlusse dieser Nachrichten hielt der hiesige Lehrer der deutschen Sprach- und Redekunst, P. Heinrich Braun, eine Rede von der Kunst richtig zu denken, als dem Grunde der wahren Beredsamkeit: worzu er den An-

laß

laß aus der vor einem halben Jahr von dem Director der philosophischen Classe, Herrn von Osterwald, gehaltenen Rede von der lateinischen Sprachlehre nahm, und solchergestalt in dem von diesem Gelehrten erwählten System, den Zusammenhang aller nützlichen Wissenschaften nach und nach in besondern Reden abzuhandeln, gleichsam fortfuhr.

Nach geendigter Versammlung verfügte sich der akademische Senat nach Hofe und überreichte Sr. Churfürstl. Durchläucht in tiefster Ehrerbiethigkeit den dritten Band Ihrer Abhandlungen, und den 5 Theil der Monumentor. Boicor. welche höchst Dieselben mit äußerster Zufriedenheit annahmen, und diese den anwesenden Mitgliedern in den gnädigsten Ausdrücken zu verstehen gaben, auch die Akademie ihres immerwährenden höchsten Gnadenschutzes huldreichest versicherten.

Die obigen Stücke sind bey dem akademischen Bücherverlagsinspector **Franz Lorenz Richter** zu haben.

Ins

Ingolstadt den 15 Oct.

S. Churfürstl. Durchlaucht unser gnädigster Herr haben uns ein widerholtes Merkmaal Ihres höchstpreislichen Eifers für die Ausbreitung aller nützlichen Wissenschaften, und Ihrer huldreichesten landesväterlichen Vorsorge dadurch gewähret, daß Höchstdieselben bey der hiesigen Universität eine neue deutsche chirurgische Schule zum größten Nutzen des gemeinen Wesens zu errichten gnädigst anbefohlen haben. Die Einrichtung davon ist folgende.

1) Herr D. Kloßner, Lehrer der Arzneykunst wird über D. Krügers Naturlehre und Pathologic Montag, Mitwoch und Freytag von 10 bis 11 Uhr Vormittags seine Vorlesungen halten.

2) Herr Pr. Obermaier giebt am Montag, Donnerstag und Freytag um 2 Uhr Nachmittags, erstlich die Anatomie nach D. Scharschmieds System: hernach ertheilet er eine Anweisung zu chirurgischen Operationen und Heilung der den Wundärzten vorkommenden Krankheiten, nebst einer gründ-

lichen

lichen Einleitung in Zacharias Plattners Chirurgie; und nach deren Ende erkläret er die Anfangsgründe der Wundarzneykunst des Herrn De la Faye.

3) Die Botanik lehret der Herr Pr. Carl, Montag, Mitwoch und Freytag um 8 Uhr Vormittags, nach des Herrn Cassern botanischen Garteneinrichtung.

4) Die Materiam medicam behandelt der Herr Garnisons-Med. D. Steinle, Dienstag, Donnerstag und Samstag um 9 Uhr Vormittags, nach D. Cranzens Anleitung: wobey er zugleich seinen Zuhörern alle Species vor Augen legen wird.

5) Der Demonstrator der Chymie, Herr Rousseau, liest täglich in den Monaten September, October und November über die Pharmacie von 9 bis 10 Uhr.

6) Der Oberlieutenant und Stabs-Chirurgus, Herr Mittelmann aber wird in den Monaten Jenner, Hornung und März täglich

lich von 3 bis 4 Uhr Nachmittags eine Anweisung zu der chirurgischen Verbindungskunst, oder sogenannten Bandage ertheilen.

Diese Schule wird den 12 November ihren Anfang nehmen, und von einem jeden Regiment ein taugliches Subject auf drey Jahre lang hieher gesendet werden. Nach deren Verfluß werden die chirurgischen Candidaten ordentlich examiniret; und man ertheilet ihnen unentgeltlich ein Attestat ihrer erworbenen Fähigkeit. Wenn sie hernach noch etliche Jahre in Praxi gestanden; so werden sie nach dem Maas ihrer Geschicklichkeit und Wissenschaft bey den Regimentern und Garnisonen als Bataillonschirurgi mit 15 fl. monatlicher Gage, nebst der Montur und Brodportion, oder als Regimentschirurgi mit 25 fl. monatlicher Gage aufgenommen und angestellet werden.

Und gleichwie Sr. Churfürstl. Durchläucht die nämliche Freyheit und Vergünstigung allen Ihren Landeskindern gnädigst zu ertheilen geruhen; so verhoffet man, es werden sonderheitlich die Herrn Prälaten und Herrschaften in

Erwä-

Erwägung des herrlichen Nutzens, welcher ihren Unterthanen von geschickten und gründlich gelehrten Wundärzten zufließt, die geringen Unterhaltungskosten nicht scheuen, die sie etwann auf die zu solcher Schule sendenden Subjecte verwenden müssen.

München,
Gedruckt bey Johann Friedrich Ott, Churfürstlich-akademischen Buchdrucker.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Zweyter Jahrgang.

Zweytes Monatstück.

Im November 1765.

München
Bey Franz Lorenz Richter,
Akad. Bücherverl. Inspector.

Die Ruhe.

Die See durchstürmt ein wildes Sausen,
Der Abgrund brüllt, die Wellen brausen,
Und Hofnung, Stern und Kunst vergehn;
Die Schiffer zittern, sie erblassen,
Und wollen, was sie kühn verlassen,
Die Ruhe nun vom Pol erflehn.
Ein Held sieht unter blutgen Kriegen
Der eignen Wuth mit Schrecken zu;
Er steht, er seufzt, vergißt das Siegen,
Und fleht den Himmel um die Ruh.

Doch wenn, die Wünsche zu erfüllen,
Sich die erzörnten Stürme stillen,
So sucht der Schiffer frische Noth.
Er eilt noch matt vom vorgen Streite,
Nach neuem Sieg, nach neuer Beute,
Der Held von neuem in den Tod.
O Ruhe! Gut, nach dem wir trachten,
Auch da noch, wenn wir vor dir fliehn,
Du lehrest sie den Tod verachten,
Sie fliehen dich, dir nachzuziehn.

Hier liegt ein Fürst in goldnen Ketten,
Um den, ihn von Gefahr zu retten,
Ein Heer Trabanten dienstbar wacht.
Er wachet ängstlich, mißvergnüget,
Stöhnt nach dem Schlaf, der ihn betrüget,
Durchspinnt, durchseufzt die lange Nacht,
Die Unruh dringt ins innre Zimmer;
Er sucht die Ruhe die ihn flieht,
Und wacht noch wenn Aurorens Schimmer
An der Gebirge Spitzen glüht.

Dort läßt ein Schäfer seine Glieder
Auf schlechtes Moos unachtsam nieder;
Sein Geist ist stille, wie das Feld,
Wo nur der West das Laub durchspielet,
Das nun, vom sanften Thau gekühlet,
Des Mondes blasser Schein erhellt.
Kein Schattenbild von trüben Kummer
Macht daß sein ruhig Herz erschrickt:
Kein eitler Wunsch verstört den Schlummer
Indem er Doris noch erblickt.

Die Ruhe flieht erhabne Schlösser;
Sie flieht das drohende Gewässer;
Sie flieht vor Reichthum und vor Pracht;
Sie flieht vor kühner Krieger Haufen;
Um Kronen ist sie nie zu kaufen,
Sie trotzet der Tyrannen Macht.
Sie wohnt vergnügt mit stillen Sitten
Viel lieber in dem Schäferstand,
In niedern, aber treuen Hütten
An heitrer Bäche sicherm Strand.

Als unschuldsvoll zufriedne Hirten
Noch ungestört in Haynen irrten,
Da war der Wald der Sitz der Treu.
Vergnügen war die Pflicht der Erde;
Ein jeder führte seine Heerde
Von Ehrgeitz und Gewinnsucht frey.
Sein Leben floß voll stiller Freude:
Der Tod kam spät, doch nie verhaßt,
Sein Königreich war seine Weide,
Und seine Hütte sein Palast.

Noch brachten nicht verkaufte Seelen
Ein schädlich Erzt aus irrdschen Höhlen,
Und Gold (noch schädlicher) ans Licht;
Der Kriegsposaunen Donnerstimme
Erhitzte nicht zu wildem Grimme,
Durchschmetterte die Luft noch nicht.
Kein stürmscher Strom von blutgen Kriegen
Durchbrauste noch das sichre Feld;
Der Unschuld ruhiges Vergnügen
Beglückte noch die Schäferwelt.

Die ersten schönsten Seltenheiten
Der schnell verschwundnen goldnen Zeiten
Entwichen mit dem Schäferstand.
Dort hat Asträa wohnen müssen,
Eh sie den Sterblichen entrissen,
Zur wohlverdienten Quaal verschwand.
Dann floh, verjagt durch Gold und Eisen
Die Ruh, der Erde bestes Glück;
Nur bringt sie heimlich wahren Weisen
Die stille goldne Zeit zurück.

Ein Weiser, der vom Wahn entfernet
Um wohl zu leben, sterben lernet,
Um wohl zu sterben, weislich lebt,
In sich gesenkt, mit sich zufrieden;
Wird nie mit Flehn den Pol ermüden;
Er hat, wornach ein andrer strebt.
Die Tugend dient sich selbst zum Lohne;
Sie ists allein, die uns erhöht:
Und der hat mehr als eine Krone
Der sie verdienet, und verschmäht.

Der ist ein König! der regieret!
Der der Begierden Zügel führet,
Und den Gefahr und Tod nicht schreckt.
Mit gleicher Stirn bey heiterm Himmel,
Und wenn mit brausendem Getümmel,
Der Stürme Zorn den Tag versteckt.
Es stürzen, auf der Vorsicht Winken
Des Weltgebäudes Pfeiler ein!
Er wird wenn alle Welten sinken,
Auf ihren Trümmern muthig seyn.

Der Erdball, der von GOtt regieret,
Jetzt seinen Lauf getreu vollführet,
Wird in den Flammen untergehn.
Die Sterne springen aus dem Gleise.
Fallt, Berge, fallt! doch er, der Weise,
Bleibt fest und unerschrocken stehn.
Gewölbte Himmel, ihr stürzt nieder!
Die Sonn erlischt, der Mond zerfällt;
Es kömmt das alte Chaos wieder;
GOtt winket, es vergeht die Welt!

Was seh ich? Nacht und Wolken fliehen!
Was seh ich? neue Sonnen glühen,
Und neue Welten welzen sich!
Posaunen rufen zum Gerichte ===
Es blitzt! die Nacht entweicht dem Lichte.
O Weisheit, ich erblicke dich!
Du eilst, der nahen Donnerstreichen
Der Wahrheit Freunde zu entziehn.
Dann wirst du deine Hand uns reichen,
Und mit uns durch die Sphären fliehn!

Von der Unsterblichkeit der Seele.

Dritter Abschnitt.

Dritter Beweis.

Unsere Leser werden es uns erlauben, daß wir sie nochmals von der Unsterblichkeit ihrer Seelen unterhalten. Wir können ihnen nichts grösers sagen, als daß die Dauer ihrer Wohlfart unbegrenzt ist, und in Ewigkeiten hinaus reicht. Es ist ganz und gar nicht möglich, ohne das Erkenntniß und das Bewußtseyn dieser Wahrheit unsre Pflicht und Glückseligkeit zu verstehen, so unvollkommen und enge auch immer unsre Begriffe von der Seele, und von ihrer Thätigkeit nach dem Tode des Leibes seyn mögen. Wir wollen uns einen Beweis zu Gemüthe führen, der zwar nichts Metaphysisches und Gelehrtes, aber desto mehr Deutliches und Moralisches in sich faßt, und den

wir

wir eben darum nicht übersehen und zurück setzen sollten. Folgender Brief, den wir von einem rechtschafnen Manne, kurz vor seinem Absterben, erhalten haben, ist die nächste Veranlassung zu dieser Betrachtung.

Mein Freund!

„ Der Tod nähert sich mir, und ich sehe
„ seine Vorboten schon. Mein Arzt hat mich
„ bereits aufgegeben. Sie wissen, mit wa
„ für einem dreisten und zuversichtlichen To
„ er mir das Leben versprach. Nunmehr ver
„ ändert er seine Stimme, und sagt mir mit
„ Behutsamkeit, daß ich nicht lange mehr leben
„ würde, und gesteht traurig, daß er keine Ge
„ walt wider den Tod habe. Das ist kläglich!
„ Allein, mein Arzt kann es nicht so eigentlich wis
„ sen, als ich es weis, und er kann es mir nicht so
„ gut sagen, als ich es mir selbst mit den stärksten
„ Empfindungen sage, daß ich bald, und vie
„ leicht heute noch, aufhören werde zu seyn.
„ Ich sehe die Theile des Todes an mir. Ein
„ Zug meiner Jugend verblüht nach dem an
„ dern; ein Glied nach dem andern verwelkt
„ mir; bald, bald werde ich ganz todt seyn.
„ Aber eins in mir will nicht sterben. Ohne

„ Zwei

„ Zweifel weil es nicht sterben kann. Die
„ Stimme in mir, die lange schon gehört, und noch
„ nie von mir verlachte Stimme: Du wirst
„ dein Gutes und dein Böses überleben!
„ diese Stimme stirbt mir nicht. Ja wenn sie
„ je ein lautes Leben gehabt hat, so hat sie es
„ jetzt, da sie mich gewaltig erschüttert, ge=
„ waltiger noch, als die Krankheit meinen Leib,
„ und die Sprache meine Leidenschaften über=
„ schreiet. Ach, mein theurer Freund! daß ich
„ bin! und daß ich ewig seyn werde! und daß
„ ich mir das nicht ausreden kann! Es ist
„ wirklich keine abergläubische Furcht, und kein
„ knechtisches Schrecken, welches mir diesen
„ Wunsch auspreßt. Sie kennen meinen Reli=
„ gionsbegrif, und meine Neigungen. Sie
„ werden mir es zutrauen, daß ich unmöglich so
„ wünschen kann, so lange ich fähig bin, das
„ Vergnügen zu fühlen, das in dem: Ich bin,
„ enthalten ist. Es ist gewiß mein wahrer
„ Wunsch nicht. Er entfährt mir nur in dem
„ Gedränge meiner Gedanken. In der That,
„ ich wollte lieber elend, als gar nicht seyn.
„ Gar nicht seyn, meiner mir nicht bewußt seyn,
„ ein ewiger Besitz des Nichts seyn: GOtt!
„ das ist das Schrecklichste, das ich mir vor=

„ stellen kann. Ich müßte unter der Last die-
„ ser ungeheuren Vorstellung ersinken. Aber
„ ich zittere, mein ganzes Herz weigert sich so
„ zu denken; es bebt und flieht diesen wider-
„ sprechenden Gedanken. Ja, ja, ich will,
„ wenn ich frey wählen soll, lieber in ein noch
„ traurigers Leben eintreten, als dasjenige ist,
„ welches ich jetzt beschließe, als mich zu dem
„ erbärmlichen Loose verstehen, meinen geistli-
„ chen Theil, meine Vernunft, meine Ein-
„ drücke, mich selbst auf ewig zu verlieren.
„ Nein! nein! ich bin mehr als ein Häufchen
„ Staub. Ich denke über meine Asche herü-
„ ber. Mit einem schnellen, feurigen Fluge
„ nähere ich mich, (ob ich es gleich jetzt fühle,
„ daß mir die Vergänglichkeit zugemessen ist)
„ den Gefilden der Unsterblichkeit. Ich hoffe
„ von dem Erbarmen meines Richters, der zu-
„ gleich mein Erlöser ist, von ihm selbst ermun-
„ tert. = = = Sie sind es von mir durch den
„ langen Umgang überzeugt, daß ich nie im
„ Ernst an der Unsterblichkeit der Seele ge-
„ zweifelt habe, ob ich gleich oft die gewöhnli-
„ chen Beweise der Weltweisen gegen sie
„ mündlich bestritten, und ihre Unzulänglichkeit
„ mit unwidersprechlichen Gründen dargethan
„ habe.

„ habe. Ich thue also jetzt keinen Wiederruf.
„ Ich behaupte noch, daß die Beweise unserer
„ Philosophen zu matt sind, uns von einem
„ Daseyn nach unserm Tode wahrhaftig und
„ lebendig zu überführen, und daß sie uns von
„ der Unvergänglichkeit unsers Geistes kaum
„ eine Wahrscheinlichkeit verschaffen können.
„ Sie werden blos denjenigen überzeugen, der
„ schon überzeugt ist. Ich will ihnen nur jetzt
„ mein altes Bekenntniß wiederholen, und es
„ mit meinem Tode besiegeln, nämlich, daß
„ ausser dem Ansehen der untrüglichen Offen-
„ barung GOttes, mich der selbstständige, mir
„ eingepflanzte habituelle Gedanke eines unzer-
„ störlichen Seyns, am gründlichsten, und so
„ vollkommen überzeugt habe, daß ich mein Le-
„ ben nach dem Tode, bey allen Einwendungen,
„ die mir meine Sinne machen, dennoch eben
„ so gewiß begreife, als ich weiß, daß zwey-
„ mal zwey viere ist, und daß ich mich ge-
„ trauen würde, die gegenseitige Meynung in
„ einem Widerspruch aufzulösen, wenn ich die
„ Wörter dazu hätte.„

Die Weltweisen in unsern Tagen haben nichts unversucht gelassen, was in ihrem Ver-

mögen

mögen gewesen ist, die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele auf unumstößliche Gründe zu setzen. Sie haben beweisen wollen, daß diese Seele ein Wesen sey, welches sein Leben nicht allein niemals verliere, sondern auch für sich selbst niemals verlieren könne. Sie haben ihre Natur zu erforschen gesucht, und gefunden, daß sie untheilbar und an sich selbst unverweslich sey. Sie haben die moralischen Eigenschaften GOttes erwogen, und aus diesen Vollkommenheiten, wie nicht weniger aus den Absichten seiner Vorsicht und Regierung, schliessen wollen, daß das Daseyn der Seele nach dem Tode nicht vereitelt und zernichtet werde, sondern bleibe. Alle Erfindsamkeit, aller Tiefsinn des Verstandes ist aufgeboten worden, diesen vortreflichen und das ganze Gemüth einnehmenden Satz: **die Seele ist unsterblich**; von allen Dunkelheiten zu enthüllen, und ihn wider die Einwürfe der Freygeisterey zu befestigen. Man müßte nicht aufmerken können, oder man müßte die Aufmerksamkeit vorsetzlich und mit Fleis zurückhalten, wenn man bey dem Lichte, welches besonders von der neuern Weltweisheit auf die erhabene Wahrheit ausgeflossen ist, unempfindlich bliebe. Allein, sie hat nicht alle Finster-

niße zerstreut. Sie hat nicht alle Schwierigkeiten aufgelöst, und alle Zweifel gehoben. Noch empört sich der philosophische Unglaube. Die muthwilligen Feinde der Wahrheit verfinstern diese Beweise mit einem Nebel von Einwürfen, und die bescheidenen Zweifler urtheilen von der Geisterlehre der Weltweisen, daß darinn der Satz von der Unsterblichkeit der Seele nur in einer dämmernden Ferne gewiesen, und weder deutlich erkläret, noch überzeugend vorgetragen würde. Aber was verlangen diese trotzigen Widersprecher, diese Zweifelsüchtigen Wahrheitsverderber? verlangen sie nicht Beweise, welche wider die Natur der Wahrheit streiten? Verlangen sie nicht mathematische Beweise? Gewiß, sie müssen sehr wenig erkennen, sehr wenig für wahr halten, wenn ihnen dasjenige nur wahr ist, was ihre Sinne fassen, und was sich ihres Verstandes mit aller Gewalt bemächtiget. Ich frage Sie! Ist der höchste Grad von Wahrscheinlichkeit von der eigentlichen Gewißheit viel unterschieden? Ist nicht ein im höchsten Grad abgefaßter wahrscheinlicher Beweis einer Demonstration gleich zu achten? Irret nicht unser Verstand weit eher, wenn er eine abstracte Demonstration überdenken soll,

als wenn er sich mit einem wahrscheinlichen Beweise beschäftigt? Und was hat man dann wider die Gründe der Weltweisen eingewandt? Wo ist das Unumstößliche, womit man so wichtig thut? Wo ist der Witz, der über sie triumphiret hat? Freylich ist der Gedanke der Unsterblichkeit der ausserordentlichste, den ein Mensch denken kann. Ein Gedanken, der von der Erfahrung widerleget wird, dem alle Sinne widersprechen, und zu dessen Bildung in dem ganzen Reiche der Natur kein Stof vorhanden ist. Denn wir sehen in der Körperwelt nichts Selbstständiges. Was wir sehen, das verringert sich allmählig, das neigt sich immer mehr zum Untergange, das stirbt endlich. Wir würden also, wenn wir auf diese Erfahrungen unser Urtheil gründen wollten, sagen müssen, daß unsre Seele mit dem Körper ebenfalls stürbe. Der Gedanke, daß wir nicht sterben, wenn gleich unser sichtbarer Theil von uns gerissen, und in Staub zermalmet wird, ist daher ein unnatürlicher und mit dem gewöhnlichen Anblicke streitender Gedanke. Wie hat dann dieser unnatürliche Gedanke aufgekommen; wie hat dieser so unbegreifliche Gedanke auf dem Erdboden eine allgemeine Gelehrigkeit finden können? Die Seele, sagt

man, ist unsterblich. Und doch erfahren wirs, daß sie, wie unsere Körper, in ihrer Wirksamkeit gestört wird, je nachdem uns entweder eine Krankheit foltert, oder das Alter drückt. Je länger wir die Kräfte der Seele gebrauchen, je lebhafter wir sie anstrengen, desto stumpfer, desto schlaffer werden sie, desto mehr vernutzen wir sie zu ihrer Unthätigkeit. Das Alter, oder auch nur ein Tropfe Blut, der in einem kleinen Gefäße steckt, bringt den tiefsinnigsten aufgeklärtesten Geist um alle seine Einsichten, und stürzt ihn in die Finsterniße zurück, durch welche er sich lehrbegierig und mühsam durchgearbeitet hat. Wie wenig Greise sind in der Welt, die nicht ihren Geschmack, den sie sonst an edlen und feinen Dingen hatten, nun an dem Abend ihres Lebens an Tändeleyen übten. Und gleichwol behauptet man, daß diese herabgesetzte, abgenutzte, und in die Lethargie verfallene Kräfte eine unvergängliche Währung hätten, und nach dem Tode des Leibes erst recht leben, und zum höchsten Vermögen im Denken und Wollen empor eilen würden. Ist nicht dieß Vorgeben eins der seltsamsten, und ich mag wohl hinzufügen, der unempfindlichsten? Man betrachte einen sterbenden Menschen in den Umstän-

ständen, die seinen Tod umgeben. Ist auch nur ein Schatten der Unsterblichkeit an ihm? Ist auch nur ein Schein an ihm, von dem nur eine Muthmaßung glänzte, daß er eine Seele habe, die durch Pein und Mühe vom Leibe getrennt werde, und in die Ewigkeit wandre. Alles, was wir durch die Sinne wahrnehmen, ist lauter Hinfälligkeit, lauter Tod. Wer kann das Wort ewig, denken, und es so deutlich erklären, daß es völlig verstanden wird? Diese Worte: Seele, Unsterblichkeit, Ewigkeit, sind uns indessen eben so klar, als sie uns geläufig sind. Wir denken bey einem jeden etwas, ob wir gleich nicht im Stande sind, das Gedachte mit Ausdrücken deutlich zu machen, die dem Geistigen, das wir denken, angemessen sind, und es erschöpfen. Allein, wie geht es zu, daß wir Begriffe denken, die nicht nur aus dem Reiche der Natur hergenommen sind, sondern die noch dazu demselben widersprechen, und die darum von dem gewöhnlichen Erkenntniß verworfen werden? Wie hat einem so materiellen Geschöpfe, als der Mensch ist, der Gedanke von einem ewigen Seyn nur einfallen können? Und wie hat er sich behaupten, wie hat er der allgemeine Glaube werden können? Wenn jetzt ein Klügling auf-

träte, und uns sagte: daß wir in die Luft fliegen, und uns in den wollichten Höhen unsichtbar machen könnten, würde es ihm wohl gelingen, uns diese Grille aufzuschwatzen? Würden wir nicht alle diese mißgestaltete Geburt des Unsinnes belachen? Würde nicht dieser blinde Maulwurf, von dem ganzen menschlichen Geschlechte verachtet, sich bald in sein dunkles Loch zurück ziehen müssen? Es sind nur sehr wenige Menschen in der Welt, die es nicht gestehen wollen, daß ihre Seele vom Körper verschieden, und daß sie ewig sey. Sie mögen dieß Bekenntniß oft genug gegen sich selbst ablegen, aber sie wollen nicht für Menschen, sondern für scharfsichtige Adler gehalten werden. Sie rechnen sichs zur Schande an, mit einfältigen, kurzsichtigen und gemeinen Leuten einen Glauben zu haben. Daher halten sie mit dem Bekenntniße zurück. Daher bestreiten sie den allgemeinen Glauben verwegen und geschwätzig. Aber was setzen sie ihm anders entgegen, als Einfälle und Possen? Sie verzerren, sie verunstalten die allgemeine Wahrheit, um sie mit desto größerm Geschrey und desto gewisserem Erfolge dem Hohne und der Verspottung zu übergeben. Es wäre ihnen in der That tausendmal weniger schimpflich, mit

den

den unflätigsten Bestien eine Gesellschaft anzufangen, als eine Lehre anzufechten, welche die einzigste Nahrung des Menschen ist, und welche ihm die edelsten und gottseligsten Gesinnungen einflößt. Nicht nur von dem besten und weitgenütztigsten Theile der Welt, sondern auch von dem Blinden, mit Dummheit verwachsenen und lasterhaften, ist sie zu allen Zeiten erkannt, eingestanden, und durch ganz unläugbare Beweise der Ueberzeugung bestätigt worden. Man ist mit dem Gedanken der Unsterblichkeit so vertraut, wie mit einem andern. Man denket ihn deutlich und mit Fertigkeit nach, so wenig er auch mit unsrer sinnlichen Glückseligkeit verknüpft ist. Nicht ist er die Erfindung eines Plato und Aristoteles. Nicht Cartesius, nicht Malebranche haben ihm die Laufbahn gesfnet. Er ist lange vor diesen Lehrern der Menschen der allgemeine Glaube der Menschen gewesen. Wir mögen Zeiten und Geschichte durchspüren, welche wir wollen, wir werden finden, daß er durchgängig und mit unüberwindlicher Anhänglichkeit ist geglaubt worden. Er ist niemals der Glaube einer besondern Sekte gewesen. Die klügsten und wohlgezogensten Nationen so wohl, als die verschumten und barba-

rischen Völker empfinden ihn. Kein Mensch glaubt ihn auf das Wort eines andern. Jedermann glaubt ihn von sich selbst. Sogar diejenigen Völker, welche das Licht ihrer Seele so verfinstert und ausgelöscht hatten, daß sie die allerersten Grundwarheiten der Religion nicht wußten, haben doch nicht umhin gekonnt, sich selbst zu fühlen. Wollte man das für eine Wirkung des Aberglaubens, der Gewohnheit und der Erziehung verschreyen, so würde man damit die eingeschrenkteste Erfahrung, und die mangelhafteste Kenntniß der menschlichen Natur verrathen. Ich sage es noch einmal: kein Satz ist den Sinnen so zuwider, als der Satz von dem Leben der Seele nach dem Tode, und kein Satz ist uns so verständlich als dieser. Kein Satz scheint mehr problematisch, mehr gewagt zu seyn, und kein Satz hat eine so unerschütterliche Gewißheit, so klare Begriffe, folglich so viel Wahrheit, als der Satz von unserm Bleiben in Ewigkeit.

Wie viel erhält nicht die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele von diesen unstreitigen Erfahrungen hoher Wahrscheinlichkeit? Sie ist die ausserordentlichste Lehre. Sie ist das unerforsch=

forschlichste Geheimniß. In der unabsehnlichen Reihe der natürlichen Begebenheiten ist keine einzige Erfahrung, die uns auf die Spur einer Unsterblichkeit nach dem Tode bringen könnte. Dieser Gedanken ist vielmehr so beschaffen, daß man ihn hätte zurück weisen müssen, wenn er von ungefähr in uns entstanden wäre. Dem ungeachtet ist es ein allen Menschen gemeiner Gedanken. Er wird von allen geglaubt, welche ihr Wesen empfinden können, von den Weisen und von den Thoren; von den Christen und von den Heyden. Er liegt so tief in dem Menschen, daß er ganz und gar nicht ausgerottet werden kann. Wir haben ihn ohne Beyhilfe gelernet: wir empfinden ihn, wir verstehen, wir begreifen ihn, den ausserordentlichen Gedanken der Unsterblichkeit unsrer Seele! Was läßt sich aus dieser wichtigen Erfahrung für eine Muthmaßung herleiten?

Wir schließen hieraus, daß uns eine unmittelbare Empfindung der Unsterblichkeit eingeprägt sey, und daß demnach diese Lehre ein ordentliches einheimisches Principium unsrer Natur ausmache. Daß der Mensch in seiner Natur ein unterscheidendes Gefühl des Guten

und des Bösen habe, das ist so wahr, daß nur derjenige daran zweifeln kann, dessen Seele durch sinnliche Begierden ganz benebelt, und durch eingewurzelte lasterhafte Gewohnheiten übertäubt und zerrüttet ist. Diese Empfindung ist ein angeschaffenes Vermögen unsrer Seele, welches durch einen vernünftigen Unterricht mehr entwickelt und geschärft wird. Wir würden uns mit rühmlichen und tugendhaften Handlungen nur träge und kalt beschäftigen, wenn uns nicht diese Empfindlichkeit für das sinnliche, moralische und intellectualische Gute triebe, und den Schwung gäbe. Folglich ist dieß eine von den vortreflichsten und weisesten Veranstaltungen GOttes, daß er für das Gute und Schöne Empfindungen in den Menschen gelegt hat, und alles, was der Unterricht und die Erziehung dabey thun kann, besteht blos in der Bildung und Befestigung dieser Empfindungen. So wie es nun aber ein allgemeines Bewußtseyn des Guten und Bösen giebt, so giebt es auch ein allgemeines Gefühl der Unsterblichkeit. Wer sieht nicht, wie nahe diese Empfindungen aneinander grenzen? Und wie daraus deutlich folge, daß die Menschen, so geschwächt und unordentlich sie auch in ihrer Natur seyn mögen,

den-

dennoch der Religion und eines Lebens von moralischer Richtigkeit fähig sind? Wir sind mit dem Gefühle der Unsterblichkeit ausgestaltet worden; und da dieses Gefühl allgemein ist, so ist diese Lehre ein eben so allgemeiner Grundsatz der Menschlichkeit, als es andre Lehren und Erkenntniße sind, die mit dem Menschen geboren werden. Ja sie ist es um so viel eher und gewisser, je weniger sie von den äußerlichen Umständen uns ist angebothen und vorgebildet worden. Wir empfinden sie als Warheit in einem hellen und durchdringenden Lichte, so wie wir andre Warheiten empfinden, nach denen wir unser Verhalten in den gemeinen Geschäften des Lebens ordnen. Ist es noch nöthig, daß wir uns erst durch Hilfe der strengen Lehrart von uns selbst und unsrer ewigen Dauer überführen lassen? Gesetzt, daß sich diese Warheit nicht aus der Metaphysik unwidersprechlich darthun ließe? Ist es dann nöthig? Ist dann das nur wahr, was die Metaphysik ungezweifelt macht? Zweifelt wohl ein Mensch unter der Sonne daran, daß Menschenliebe, Grosmuth, Gütigkeit und Erbarmen liebenswürdige Tugenden sind? Würde nicht derjenige in einem hohen Grade seltsam und sonderlich seyn, der es nicht eher glau-

ben und für wahr halten wollte, bevor es ihm nicht aus metaphysischen Grundsätzen gezeigt würde? Ist es nicht eben so mit der Unsterblichkeit der Seele? Unser Herz sagt es uns, daß es ewig sey, und wir wollen es ihm so lange abläugnen, als es uns nicht auf einer Tafel durch ein $a+b=c+d$ haarscharf abgezeichnet wird.

Wenn wir erwägen, daß das Urtheil der Seele von ihrer Unsterblichkeit, den Begriffen von der göttlichen Weisheit und Gütigkeit am meisten gemäß ist, so sehe ich nicht, mit was für einem Grunde man eine so vernunftvolle Empfindung einer hitzigen, herrschenden und Zügellosen Phantasie zuschreiben könne. Die Wirkungen müssen doch so beschaffen seyn, daß sie zum wenigsten auf eine wahrscheinliche Weise ihre Ursache zu erkennen geben. Hat auch je die Phantasie einen so vernünftigen, unvergleichlichen und erhabnen Schwung genommen? Und wann haben sich die Menschen zusammen beredet, ihre Phantasie so stark zu erhitzen und anzufeuern, daß sie in den Stand gesetzt würde, ihnen die größten und wahrhaftesten Dinge zu entdecken? Es ist doch keine Unordnung in dieser

Ein=

Empfindung, und keine Folge, welche die Bethörungen und Ausschweifungen des Aberglaubens zu erkennen gäbe.

Diese Empfindung hat alle moralische Schicklichkeit, und sie ist mit den sichersten Warzeichen der Warheit versehen. Sie stimmt mit den edelsten Begriffen von GOtt überein, verherrlicht seine herablassende Güte und sein obrigkeitliches Ansehen, und reitzt zur Ausübung seines Willens mit den würdigsten und stärksten Bewegungsgründen. Man nehme uns die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele weg, was wird uns die Tugend empfehlen? Was wird uns sodann überzeugen, daß das Laster der Ordnung der Dinge und unsrer Natur nachtheilig sey?

Eben daher können wir schließen, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ein Grundsatz der Menschlichkeit seyn müsse, weil sie von so lebendigen und dringenden Wirkungen auf die allgemeine Glückseligkeit ist. Sie ist das festeste Band, welches die Menschen an einander knüpft. Sie ist die behendeste und lebhafteste Triebfeder zum Guten. Sie ist es ganz allein, welche den Werth des

Menschen lehrt, und ihn anzüglich macht. Man versuche es einmal, und setze an die Stelle dieser Warheit ihren Gegensatz. In dem Augenblick wird die moralische Rechtschaffenheit und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts zu Grunde gerichtet seyn. Der Mensch ist alsdann, wenn er nicht unsterblich ist, unglücklicher als die unvernünftigen Thiere; denn diese genießen ihr Daseyn, ohne von Kummer und Traurigkeit niedergeschlagen zu werden. Diese überschauen mit einem Blick ihr ganzes Schicksal, und erreichen ihren Zweck. Der Mensch allein ist in kränkende Sorgen und abmattende Zweifel verwickelt. Er ist allemal elend, weil seine größten Wünsche unerfüllt bleiben. Dieß Elend zwingt seine Glückseligkeiten, daß sie seine Marter vergrößern. Die Schätze des Verstandes, die Richtigkeit im Urtheilen, die weitläuftigste Gelehrsamkeit, die Klugheit, die vorsichtige Bescheidenheit, alle diese Zierden, alle diese Vortreflichkeiten sind Irrthümer und Hirngespinste. Die vertrautesten Verbindungen, welche die Natur und die Tugend stiften, sind leere Worte und eitle Titel. Die heiligsten Gesetze des Staats sind Beleidigungen der menschlichen Freyheit, und die Ehre, die man dem Andenken verdienstvoller

voller Männer erweist, die unsinnigste Schwärmerey. Das alles beweiset die innere und wahre Güte dieser Lehre, und versichert uns, daß sie ein unsrer Natur mitgetheilter und ihr wesentlich eingedrückter Grundsatz sey.

Wenn uns aber die heilige Schrift, und besonders die Lehre des neuen Testaments die allervollkommenste Gewißheit von dieser Sache gewähret, so sehen wir es in dem deutlichsten Lichte, daß die gedachte Schrift eine göttliche Offenbarung seyn müsse, weil sie in der höchsten und wichtigsten Angelegenheit mit der Natur auf das bewundernswürdigste übereinstimmt.

Aus dem Reiche der Natur und Sitten zusammen gezogen.

Der gereiste Freygeist.

Ein Freygeist fand auf seinen Reisen,
Die Laster die er sah, so schön,
Daß er sich Mühe gab, sie alle zu begehn,
Und überall den Leuten anzupreisen.
Er war zwar in der That zu vielen noch zu dumm,
Und, übt er gleich sich selbst, den Schöpfer zu verhöhnen,
So konnt er dennoch sich nicht recht dazu gewöhnen,
Er zittert ins geheim, und wußte nicht, warum?
Allein, sein Witz ließ es ihm nicht an Lastern fehlen,
Sie wenigstens ruhmredig zu erwählen.
Es war ein Unglück, eine Pein,
Bey diesem Gecken nur zu seyn.

Von Mädchen, die er nur gesehen,
Und alsobald unkeusch und schlau gemacht,
Der Eltern Wachsamkeit geschickt zu hinter-
gehen;
Von nur durch ihn zerrißnen Ehen;
Von Müttern, die ihm selbst die Töchter zuge-
bracht,
Und, wenn er sie verführt, darüber nur ge-
lacht;
Von Schuldnern, die er oft selbst vor Gericht
betrogen;
Von Priestern, denen er die Hälse voll gelo-
gen;
Von Geistlichen, die er im Beichtstuhl aufge-
zogen:
Von allen, was man nur mit Schrecken denken
kann,
Hub er stets die Erzählung an,
Und suchte bey dem Laster Ehre,
Als wenn das Laster Tugend wäre.
Was kaum von Hunderten geschehn,
Schrieb er allein sich zu, durch Laster groß zu
scheinen.
Jedoch man konnte leicht die ganze Lüge sehn,
Und er betrog durch sein Gewäsch nicht einen.

Einmal erzählt er auch auf einer Gasterey,
Wo Mährchen sonst am leichtesten gerathen,
Mit frechem Stolz und mit Geschrey,
Von seinen Heldenthaten.
Er schrie umsonst. Man glaubt ihm nicht.
Insonderheit sah ihn mit fürchterlichen Mienen
Ein Bürger, der ihm sonst sehr still und fromm
geschienen,
Steif und bedächtig an, und oft sprach sein
Gesicht:
Herr Prahler, wir sind nicht so dumm, und
glauben ihnen.
Der Schwätzer merkt es bald, und fieng sehr
ernsthaft an;
Mein Herr sie dörfen nicht an der Erzählung
zweifeln,
Die ihnen zwar unglaublich scheinen kann,
Jedoch! = = Hier schwur er ihm bey GOtt und
allen Teufeln,
Er dörfe nicht an der Erzählung zweifeln.

O nein, mein Herr, versetzt der alte Mann,
Ich sehe nicht, weswegen sie so schwören?
Ich sage ja kein Wort, und zweifle nicht daran,
Und lasse die Geschicht und sie in ihren Ehren.
Indessen bitt ich sie, erzählen sie nicht mehr.

Weswegen zwingen sie zum Beyfall uns so sehr?
Sie sind, glaubt man ihr Mährchen nicht,
Ein Prahler, schwören sie, so viel sie immer wollen;
Doch wenn wir ihnen glauben sollen,
So sind sie gar ein Bösewicht.

Der Bürger schwieg: den Freygeist traf der Lohn,
Der seines gleichen trift, ein allgemeiner Hohn,
Ja man verabscheut ihn, als einen Uebelthäter,
Der es für rühmlich hielt, ein Räuber und Verräther,
Und, was vieleicht noch ärger ist, zu seyn,
Wär er dazu nicht noch zu klein.

Ein Prahler, welcher nur uns zu gefallen lüget,
Macht sich nur lächerlich, wenn er uns nicht betrieget.
Allein, ihr, deren Witz allein die Bosheit ist,
Und die ihr eure schwarzen Zungen
Durch Jahre langen Fleiß zu Gotteslästerungen
Sehr mühsam angewöhnt; vermeßne Prahler wißt,

Daß ihr gehaßt, nicht nur belachet werden
müßt.
Man haßt euch, man erschrickt vor euren Bu-
benstücken,
Nicht, weil man glaubt, daß euch so viele glü-
cken;
Nein, es erschrickt in uns die Menschlichkeit,
Daß euch das Laster so vergnüget,
Daß ihr mit Angst, und mit Beschwerlichkeit,
Was ihr nur könnt, auf euch zusammen lüget,
Damit man glaubt, daß ihr der Menschen Ab-
schaum seyd!

Bremische Beyträge.

10010384

Erſter Verſuch eines baieriſchen Dichters, eine Ueberſetzung aus den Heldenbriefen Ovids.

Schreiben der Penelope an den Ulyß.

Hanc tua Penelope lento tibi mittit Vlyſſi,
Nil mihi reſcribas vt tamen: ipſe veni.
Troia iacet certe danais inuiſa puellis:
Vix Priamus tanti, totaque Troia fuit.
O vtinam tunc, cum Lacedaemona claſſe petebat,
Obrutus inſanis eſſet adulter aquis!
Non mihi quaerenti ſpatioſam fallere noctem
Laſſaret viduas pendula tela manus.
Quando ego non timui grauiora pericula veris?
Res eſt ſolliciti plena timoris amor;
In te fingebam violentos Troas ituros,
Nomine in hectoreo pallida ſemper eram.
Siue quis Archilochum narrabat ab Hectore victum;

Nimm säumender Ulyß von deiner Frau ein
Schreiben,
Die keinen Brief von dir, wohl aber dich
begehrt.
Das feste Troja liegt: so lange auszubleiben
War ja ganz Troja kaum samt ihrem Kö=
nig werth.
O daß der Schänder nicht schon in der Fluth
ersoffen.
Da sein verwegner Mast nach Lacedämon
gieng!
Ich würde nicht umsonst auf kürzre Nächte
hoffen,
Da mir zum Zeitvertreib die Woll am Rade
hieng:
Ich habe mir oft mehr, als wahr ist, vorgebil=
det;
Denn bey der Liebe hat die Furcht auch
seinen Ort:
Ich sah, wie wider dich die Trojer ganz verwildet,
Der Namen Hektors war für mich ein
Donnerwort.
Kaum hat sich Priamssohn am Antiloch gero=
chen,

Antilochus noſtri cauſſa timoris erat:
Siue Menoetiadem falſis cecidiſſe ſub armis;
Flebam ſucceſſu poſſe carere dolos.
Sanguine Tlepolemus Lyciam tepefecerat haſtam;
Tlepolemi leto cura nouata mea eſt.
Denique quisquis erat caſtris iugulatus achiuis,
Frigidius glacie pectus amantis erat.
Sed bene conſuluit caſto Deus aequus amori;
Verſa eſt in cinerem ſoſpite Troia viro.
Argolici rediere duces: altaria fumant,
Ponitur ad patrios barbara praeda Deos.
Grata ferunt Nymphae pro ſaluis dona maritis:
Illi victa ſuis troia fata canunt.
Mirantur iuſtique ſenes, trepidaeque puellae;

Nar-

So jagte mir sein Tod den größten Schrecken ein:
Erzählt man ferner mir: Patroklus sey erstochen;
So klag ich: kann die List von keiner Wirkung seyn?
Sobald Tlepolemus sein Heldenblut vergossen,
War sein erzählter Tod ein halber Tod für mich.
War irgendswo ein Griech, von Iliern erschossen,
Erstarrte ich vor Furcht, und bebte ängstiglich.
Doch gut! ich gebe jetzt dem Hochzeitgott die Ehre,
Das feste Troja liegt: Ulysses ist in Ruh.
Die Griechen gehn zurück: es rauchen die Altäre,
Man trägt nun von der Beut den Göttern Opfer zu.
Die Braut hat den Gemahl; sie dankt und bringt Geschenke:
So war, sagt Jedermann, der Teucrer ihr Geschick.
So Groß als Klein erstaunt der Feinde schlaue Ränke,

Narrantis coniux pendet ab ore viri.

Atque aliquis posita monstrat fera proelia mensa,

Pingit et exiguo Pergama tota mero.

Hac ibat Simois, hic est Sigeia tellus,

Hic steterat Priami regia celsa senis.

Illic Aeacides, illic tendebat Vlysses:

Hic lacer admissos terruit Hector equos.

Omnia namque tuo Senior te quaerere misso

Rettulerat nato Nestor; at ille mihi.

Rettulit et fero Rhesumque Dolonaque caesos:

Vtque sit hic somno proditus, ille dolo.

Ausus es, o nimium, nimiumque oblite tuorum

Thracia nocturno tangere castra dolo.

Tot-

Der Mann erzählt; die Frau wendt von
ihm keinen Blick.
Hier hatten wir genug, spricht jener Held, zu
streiten;
Er spricht, und macht den Riß von Bergama
mit Wein;
Hier floß der Simois: Sigäum lag zur Seiten:
Hier fiel die schöne Burg des Trojer Kö-
nigs ein.
Sieh hier Achillens Zelt! sieh dort Ulyssen kom-
men!
Das angespornte Pferd schleift da den
Trojer Held.
Dieß hatte Telemach vom Nestor selbst ver-
nommen:
Und als er wieder kam, hat er es mir
erzählt.
Der tapfre Rhesus ist, wie Dolon auch geblie-
ben;
Doch dieser durch den Schlaf, und jenen
durch die List,
Gemahl! was hatte dich ins Lager hin getrie-
ben?
Ach! kam dir nicht zu Sinn, daß du ein
Ehemann bist?

Totque simul mactarc viros adiutus ab vno:

Si bene cautus eras, et memor ante mei.

Vtque metu micuere sinus; dum victor amicum

Dictus es ismariis isse per agmen equis.

Sed mihi quid prodest vestris disiecta lacertis

Ilios, et, murus quod fuit ante, solum?

Si maneo, qualis Troia durante manebam;

Virque mihi demto fine carendus abes?

Diruta sunt aliis, vni mihi Pergama restant;

Incola captiuo quae boue Victor arat.

Jam seges est, vbi Troia fuit, resecandaque falce

Luxuriat phrygio sanguine pinguis humus.

Semi sepulta virum curuis feriuntur aratris

Ossa:

Es half nur Diomed: viel mußten unterliegen;
Wie? dachtest du an mich, da du ins Lager zogst,
Ich zitterte vor Schmerz, und sah dich dennoch siegen,
Als du mit Thraciern durch unsre Völker flogst.
Jedoch was nützt es mir, daß Troja nun zerstöret,
Daß jetzt ein Acker ist, wo vor ein Königssaal?
Ich bin, die ich vor war: mein Wunsch ist nicht erhöret;
Es geht mir annoch ab Ulyß mein Ehegemahl.
Die Sieger ackern nun mit den besiegten Pferden;
Das feste Troja liegt: es liegt, doch nicht für mich.
Man sieht in der von Blut der Trucrer fetten Erden
Anjetzt die Aehren blühn, und Ceres schmücket sich.
Das Grase wächst nunmehr, wo vor Gebäude stunden;

Oſſa: ruinoſas occulit herba domos.
Victor abes: nec ſcire mihi, quae cauſſa morandi,
Aut in quo lateas ferreus orbe, licet.
Quisquis ad haec vertit peregrinam litora puppim,
Ille mihi de te multa rogatus abit.
Qnamque tibi reddat, ſi te modo viderit vsquam,
Traditur huic digitis charta notata meis.
Nos Pylon, antiqui neleia Neſtoris arua
Miſimus, incerta eſt fama remiſſa Pylo:
Miſimus et ſparten. Sparte quoque neſcia veri,
Quas habitas terras, aut vbi lentus abes.
Vtilius ſtarent etiam nunc moenia Phoebi.
(Iraſcor votis heu leuis ipſa meis!)

Scirem

Ein halb begrabnes Bein hemmt oft des
Pfluges Lauf.
Wo aber ist Ulyß? der Sieger ist verschwun-
den:
Wo irret er herum? wo hält er sich doch
auf?
Seh' ich ein fremdes Schiff, so frag' ich um
Ulyssen;
Ich frag', und da ich frag', bin ich Be-
gierde voll.
Und sollte Jemand doch von dir noch etwas
wissen,
Geb' ich ihm einen Brief, den er dir ge-
ben soll.
Ich habe nach der Stadt des Neleus geschicket;
Ein ungewisser Ruf was tröstet dieser
mich?
Man hat dich nirgends noch, ach nirgends noch
erblicket,
Die Stadt des Menelaus wußt eben nichts
um dich.
O stünde Troja noch! ich wollt' ihrs gerne gön-
nen;
(Ich zörne mich nun selbst, daß ich dieß
wünschen kann!)

Scirem vbi pugnares, et tantum bella timerem;
Et mea cum multis iuncta querela foret.
Quid timeam ignoro: timeo tamen omnia demens,
Et patet in curas area lata meas.
Quaecumque aequor habet, quaecumque pericula tellus
Tam longae cauſſas ſuſpicor eſſe morae.
Hanc ego dum ſtulte meditor (quae veſtra libido eſt)
Eſſe peregrino captus amore potes.
Forſitan et narres, quam ſit tibi ruſtica coniux,
Quae tantum lanas non ſinit eſſe rudes.
Fallar, et hoc crimen tenues vaneſcat in auras:
Neue reuertendi liber abeſſe velis.
Me pater Icarius viduo diſcedere lecto
Cogit et immenſas increpat vsque moras.
Increpet vsque licet: tua ſum, tua dicar oportet

Pene-

So würde ich dich doch gewiß erfragen können,
Die Furcht des Krieges gieng mich nicht alleine an.
Jetzt fürchte ich, und was? es macht mir alles bange;
Die zage Furcht schließt sich in keine Gränzen ein.
Die Erde und das Meer hat das, was ich verlange;
Was muß die Ursach doch der langen Weile seyn?
So denke ich bey mir: es wanket das Vertrauen:
Vieleicht entzünd't dein Herz auch fremde Liebe an?
Vieleicht erzählest du von mir nun andren Frauen,
Daß ich so bäurisch bin, und nichts als spinnen kann.
Ich irre zwar vieleicht? ich will doch gerne irren:
O käme dir doch bald die Rückkehr in den Sinn!
Mein Vater will, mein Herz soll neue Flammen spüren:
Er zwingt, er schändet mich, daß ich noch Wittwe bin.
Er mag es immer thun; ich liebe doch Ulyssen.

Penelope: Coniux semper Vlyssis
ero.

Ille tamen pietate mea precibusque pu-
dicis
Frangitur, et vires temperat ira suas.

Dulichii, Samiique, et quos tulit alta Zacyn-
thos,
Turba ruunt in me luxuriosa proci:

Inque tua regnant nullis prohibentibus
aula;
Viscera nostra tuae dilaniantur opes.

Quid tibi Pisandrum, Polybumque, Medon-
taque dirum,
Eurymachique auidas, Antinoique ma-
nus,

Atque alios referam, quos omnes turpiter
absens
Ipse tuo partis sanguine rebus alis?

Irus egens, pecorisque Melanthius actor
edendi
Vltimus accedunt in tua damna pu-
dor.

Tres

Ich bin, ich werde stets, ich will die Deine
seyn.
Er wird sich meiner Bitt und Treu ergeben
müßen:
Er stellet auch bereits die spröden Minen
ein.
Von allen Seiten her sieht man die Freyer kom=
men;
Sie streiten, bitten, flehn; ich bin dir doch
getreu:
Die Reichthümer, dein Schatz, die werden die
genommen;
Der Hof ist dein, und sie (wer wehrts?)
regieren frey.
Pisander, Polybus, Medontas sind Regenten;
Antinous, Eurymach sind mir die schwerste
Last:
Ich sag von andern nichts; sie zehrn von jenen
Renten,
Die du mit deinem Blut' so hart erobert
hast.
Ein Bettler, und ein Hirt, die machen mir Ge=
schäfte,
Sie streben dir, o Schand! und deinen
Gütern nach.

Tres ſumus imbelles numero; ſine viribus vxor,
Laertesque ſenex, Telemachusque puer.
Ille per inſidias pene eſt mihi nuper ademtus;
Dum parat inuitis omnibus ire Pylon.
Di precor hoc iubeant, vt euntibus ordine fatis
Ille meos oculos comprimat, ille tuos.
Hoc faciunt cuſtosque boum, longaeuaque nutrix,
Tertius immundae cura fidelis harae.
Sed neque Laertes, vt qui ſit inutilis armis --
Hoſtibus in mediis regna tenere valet.
Telemacho veniet (viuat modo) fortior aetas,
Nunc erat auxiliis illa tuenda patris.
Nec mihi ſunt vires inimicos pellere tectis

Wir sind drey an der Zahl, die Gattinn ohne Kräfte,
Laert der graue Mann, der kleine Telemach.
Der letzte gieng uns bald durch schlaue List verloren.
Er zog nach Pylos hin: dieß störte meine Ruh.
Die Götter haben ihn zu ihrem Ziel erkoren:
Er drücke mir und dir die todten Augen zu.
Dieß wünscht das ganze Haus; der Hüter von den Ställen,
Die alte Säugam, und Eumäus der treue Mann.
Was nützt Laert der Greis? was will er doch befehlen?
Den schwachen Alten sieht der Feind nur lächelnd an.
Der Knab wird einst ein Held, (soll ihm sein Leben bleiben,)
Doch der uns schützen kann, der bist du itzt allein.
Ich Schwache kann ja nicht den Feind vom Hause treiben;

Tu citius venias portus et ara tuis.

Est tibi, sitque precor natus, qui mollibus annis
In patrias artes erudiendus erat.

Respice Laerten: vt iam sua lumina condat;
Extremum fati sustinet ille diem.

Certe ego, quae fueram te discedente puella
Protinus vt redeas facta videbor anus.

So komm doch; denn du mußt des Hauses
Stütze seyn.
Du hast den Telemach, er kann dir ferner tau-
gen;
Doch richte ihn vorher in Heldenkünsten ab.
Ach sieh Laerten an! er schließt die müden
Augen;
Es wartet schon auf ihn das noch zu frühe
Grab.
Er kränkelt stets, und wird ehe sterben als ge-
nesen.
Ich selbst, wie seh ich aus? was bildest du
dir ein?
Ich, die ich, da du giengst, ein Mädchen bin ge-
wesen,
Ich werde, wenn du kömmst, ein graues
Weibchen seyn.

Brief an die Herausgeber.

Meine Herren!

Wie weit wird es mit der deutschen Sprache in unserm Vaterlande noch kommen? Wollen Sie dann die lateinische und französische gar aus unsrer Muttersprache verdringen, worinn sie doch so lange schon das Bürgerrecht erhalten hat? es ist dieses eine gerechte Klage, welche Ihnen von allen wahren Patrioten mit Rechte kann vorgeworfen werden. Nehmen Sie es mir ja nicht übel, daß ich so aufrichtig bin; ich meyne es gut mit Ihnen. Ich bin ein guter alter redlicher Deutscher, und rede so aufrichtig, wie ich denke. Wissen Sie wohl, was mich gar so sehr geärgert hat? Ich will es Ihnen in Geheim vertrauen, damit Sie dem einreißenden Uebel noch vorbeu-

gen

gen können. Ich las unlängst einen Brief von einem ihrer Mitglieder, und fand weder ein lateinisches noch französisches Wort mehr darinn. Halten Sie dieß vieleicht für schön, und künstlich? Mein GOtt! dieß hätten ja unsere Voreltern vor hundert Jahren schon thun können, wenn Sie nur gewollt hätten. Es gab jederzeit gelehrte Leute. Oder ist es vieleicht nicht weit künstlicher und rühmlicher, wenn man auch in einem deutschen Briefe zeigt, daß man lateinisch und französisch versteht? Einen ganz deutschen Brief kann ja jeder Bauer schreiben. Ich will Ihnen die Sache durch ein Muster vollkommen in das Licht setzen. Es schrieb mir unlängst ein guter Freund folgenden Brief zu:

Mein Herr!

Dero Werckh habe den 29 elapsi richtig Empfangen. Volget hiemit die Gebühr mit 5 fl nebst höfflichister Danckherstattung selbes umb den leidentlichen Preiß erhalten zu haben, und beharre mit anofferirung all höfflichist meiner Diensten, ꝛc.

Ist dieser Brief nicht kurz und gut? Wie könnten Sie aber wissen, daß der Verfasser dieses Briefes nicht nur ein guter Deutscher, sondern auch ein rechtschafner Lateiner sey, wenn er nicht die Worte *elapsi*, und *Anofferirung* angebracht hätte? Ich will Ihnen ein schöners Muster vor Augen legen:

So oft ich höre, daß Sie sich völlig in die Bücher vergraben, so oft bitte den Allerhöchsten, und wünsche ex corde, daß Dero meritirte Person in Consideration gezogen, und Sie bald zu einer rechtschaffenen Charge emploiret werden mögen: Ich wünsche ma foi occasion zu haben, und dazu mit meiner Wenigkeit etwas beytragen zu können, so offerire ich alle meine Obsequia, eroque semper paratissimus.

Monsieur!

vôtre trés-humble

Serviteur.

Was halten Sie nun von diesem Briefe meine Herren? Was nehmen Sie ab? daß der Verfasser desselben nicht nur lateinisch, sondern auch französisch verstehe? Nicht wahr? Wie

hätte

hätte er aber dieß zeigen können, wenn er weder ein lateinisches noch französisches Wort mit eingemischet hätte? Gestehen Sie also lieber ein, was Sie doch nicht laugnen können, daß es weit künstlicher sey einen mit fremden Worten unterspickten, als einen ganz deutschen Brief zu verfassen. Gelehrte Leute werden sich ja auch in Briefen von den Ungelehrten unterscheiden dörfen?

Weiter! Ich lese die gewöhnlichen Anfangs- und Schlusformeln in den Briefen nicht mehr. Ja wohl, daß man noch im Anfange eines Briefes die so nöthigen Partikeln **Sintemahlen, allermassen, nachdem, alldieweilen**, u. d. gl. zu sehen bekömmt: und wie können wohl die Theile eines Briefes geschickt an einander hangen, wenn man nicht ein Bindewort voraus schicket, welches einen weitläuftigen Zusammenhang veranlasset? Jetzt fängt man die Briefe wie die förmlichen Reden gleich ex abrupto an. Z. E.

Schon wieder eine Probe von der Gnade Ew. ꝛc.

Es ist keine bloße Gewohnheit, daß ich bey dem Wechsel des Jahres ꝛc.

Ich bin Ihnen eine Antwort schuldig, und wenn ich Ihnen auch keine schuldig wäre, so würde ich doch an Sie schreiben, ꝛc.

Sie mögen seyn, wo Sie wollen, Sie sind nirgends sicher von meinen Briefen ꝛc.

Sehen Sie, wie ich mein Wort halte? Sie sind kaum abgereist, so schreibe ich schon an Sie ꝛc.

Im Ernste, liebster Herr Rittmeister, ist es dann nicht möglich, daß Sie nur einige Stunden hieher kommen? ꝛc.

Sie versichern mich Ihrer Freundschaft, und ich weis für diese Ehre nicht dankbarer zu seyn, als wenn ich Ihnen sage, daß ich wünsche sie zu verdienen ꝛc.

Wenn nun diese Anfänge von Briefen gut sind, so kann hinführo ein Jeder machen was er will, und es ist keine Gleichförmigkeit mehr zu hoffen. Unsere Alten würden einem solchen Freygeiste eines auf die Finger gegeben haben, wenn er nicht bey den verjährten Eingangsformeln geblieben, und seinen Brief also angefangen hätte:

Ich

Ich kann nicht unterlassen mit ein paar Zeilen aufzuwarten ꝛc.

Geliebtes vom 27 passato habe am 3 huius rechtens erhalten, und daraus ersehen ꝛc.

Auf Beliebtes vom gestrigen Dato diene in schuldigster Antwort.

Demnach Ew. Hochwohlgeboren mir gnädigst anbefohlen haben, daß ꝛc. Als habe aus unterthänigen Respect ꝛc.

Gleichwie ich Ew. Hochedeln angenehmes Schreiben rechtens erhalten habe, also ꝛc.

Wie man die Eingänge der Briefe verkünstelt, so machet man es auch mit den Schlußformeln. Ich habe die Tage meines Lebens (diese erstrecken sich schon auf 50 Jahre) keinen Brief anders geschlossen als:

Ich empfehle mich in die fernere Wohlgewogenheit und ersterbe.

Womit ich meine unwürdige Zeilen schliesse, und mit aller Veneration beharre.

Wollte ich je etwas erhabner schreiben, so machte ich den Schluß mit einem schönen Mittelworte, (Participio) z. E.

Ich bedanke mich nochmal für alle Gnaden lebenslänglich verbleibend, beharrend, ersterbend, u. s. f.

Sehen Sie die Worte wohl an: es heißt nicht sterben, sondern ersterben u. s. f. welcher Nachdruck! Jetzt knüpfet man die Unterschrift gleich an den Brief und schreibt. Z. E.

Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich jederzeit seyn werde ꝛc.

Ich wünsche dieß mit aufrichtigen Herzen, und bin ꝛc.

Nichts ist mir so werth als die Freundschaft, welche mir ferner erlaubt zu seyn ꝛc.

Gefallen Ihnen nun diese Schlußformeln? Es mag wohl seyn: mir und allen denen, die noch älter und gelehrter sind als ich, gefallen sie nicht.

Ich bitte Sie nochmal, nehmen Sie mir ja meine Freyheit nicht übel auf. Es ist ein wah=

wahrer patriotischer Eifer, welcher mich schon über acht Tage nicht ruhen ließ. Setzen Sie sich doch wider den Strom einschleichender Neuigkeiten. Sie machen sich (ich versichere Sie) unsterbliche Verdienste um das Vaterland, wenn Sie eine so uralte, so löbliche, so gelehrte und künstliche Art deutsche Briefe zu verfassen noch erhalten, und durch ihr Ansehen auch unterstützen. Ich erwarte mit Ungeduld das nächste Monatstück: finde ich dieses Stück darinn, so schmeichle ich mir ihren Beyfall erhalten zu haben, welches mich zugleich aufmuntern wird, daß ich Ihnen ferner noch viel schönere Beyträge zur Erhaltung des alten guten Geschmackes im Briefschreiben einliefere: indessen bin ich Dero ꝛc.

B.

Auf die im Drucke erschienene Churbaierische deutsche Sprachkunst.

Der Schreiber Doran stund unzt *dato*
in dem Wahn,
Daß er in deutscher Sprach ufs beste
schreiben kann;
Und weil er keine sonst, als diese Sprache ken-
net,
Ward sie von ihm die schönst, und trefflichste ge-
nennet.
Allein nachdem man ihm die ächte Sprachkunst
wies,
Und er zugleich erfuhr, die sey nun anbefohlen;
So wurd er so erbost, daß er dieß Buch zerriß,
Und sprach: der Teufel soll die deutsche Spra-
che holen.

M.

Nach-

Nachricht
von einem
Spinnhause für Männer.

Der Stifter dieses Hauses ist Herr A***, der aus einer guten adelichen Familie herstammt, welche fast beständig eine fruchtbare Pflanzschule der besten Soldaten gewesen ist. In der Kirche zu B... seinem Stammgute, hängen eine Menge Degen, Säbel, Fahnen, u. d. gl., welche seine Vorfahren, in verschiedenen Kriegen, von den Türken und Franzosen erbeutet haben. Herr A*** selbst, hat vielen Feldzügen beygewohnet, und seine Stirne trägt die rühmlichen Beweise seiner Tapferkeit. Er hat einen einigen Sohn, welcher sein Erbe seyn würde, wenn er besser mit ihm zufrieden wäre. Er ist itzt acht und zwanzig Jahre alt, und der Anlaß zu dieser milden Stiftung. Sein Vater wendete alle mögliche Sorgfalt auf seine Erziehung, und hofte, daß

er

er die angeerbte Ehre seines Hauses erhalten würde. Er gab ihm geschickte Lehrer, die ihn zu der großen Bestimmung vorbereiten sollten, welche er nach der Größe seiner Güter erwarten konnte. Als der junge A*** kaum das zehnte Jahr erreichet hatte, nahm ihn sein Vater mit in das Lager, worinnen er ein Regiment anführte. Aber anstatt über die kriegerischen Uebungen ein Wohlgefallen zu bezeugen, entsetzte sich der junge A*** vor dem Knalle der Kanonen und Musqueterie dergestalt, daß sein Herr Vater, aus Vorsorge für seine Gesundheit, genöthiget ward, ihn aus dem Lager bringen zu lassen.

Nach der Zeit wollte der alte Herr A*** seinen Sohn in der Jagd, von welcher er ein großer Liebhaber ist, unterrichten; aber jeder Schuß war ihm gefährlich; er ward, so oft sein Vater losbrennte, ohnmächtig, verdrehte die Augen, und zuckte mit den Fingern so heftig, daß die Aerzte diese Bewegungen für traurige Vorboten der fallenden Sucht hielten. Aus dieser Besorgniß ließ nun der alte A*** die schmeichelhafte Hofnung fahren, der Vater eines Helden zu werden; er hofte aber, daß sein Sohn

mit

mit eben so viel Glanz am Hofe dermaleinst erscheinen würde, mit welchem seine Voreltern in den Schlachten waren bemerkt worden. Der alte A*** ließ ihn daher in solchen Wissenschaften unterrichten, die am Hofe gesucht werden; und ungeachtet er, von seiner Jugend an, sich mit der Kriegswissenschaft beschäftiget hatte, so war ihm doch der Hof nicht unbekannt. Er gab daher seinem Sohne eine mit dieser Absicht vollkommen übereinstimmende Erziehung. Er ließ ihn in den Sprachen, in der Geschichte, und in jenen Künsten unterrichten, die zu einer vortheilhaften Stellung des Körpers gehören. Es kam nunmehr die Zeit, da er auf eine hohe Schule ziehen sollte. Je näher der Tag der Abreise kam, je blässer wurde der junge A***. Endlich gestand er es seinem Vater, daß er sich fürchtete, unter fremden Leuten zu leben, und daß man ihn, von den Professoren einen so fürchterlichen Begriff gemachet hätte, der ihn nothwendig, wegen seiner zukünftigen Lebensart, Sorge verursachen müßte. Der Vater, der bey aller Gelegenheit, ein Mann von vieler Herzhaftigkeit gewesen war, ward darüber ungemein bestürzt, und verwies ihm seine Feigherzigkeit, und suchte ihm einen Hofmeister aus, der

ihn anführen und beschützen sollte. Auf der Akademie selbst, war unser A . . . für nichts weniger besorgt, als sich in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. Er bemühte sich vielmehr alle mögliche Moden kennen zu lernen, sich in der Gesellschaft der Damen beliebt zu machen, und so vortheilhaft, als es möglich war, zu kleiden. Die Vormittage brachte er in der Gesellschaft seines Peruquenmachers zu, und dieser brauchte allemal drey ganze Stunden, um den Haaren diejenige Ordnung zu geben, die unser junger Herr wünschte. Im Sommer gieng er selten vor Abends aus, weil er seine Haut zu färben fürchtete, und wenn er ja einmal sich Gewalt anthat, seine Schönheit Preis zu geben, so brauchte er den folgenden Morgen gewiß einige Stunden, um den gefährlichen Folgen der Hitze, durch kühlende Wasser zuvorzukommen. Drey Jahre waren nun verflossen, und der alte A . . . war so grausam, seinem Sohne eine Reise von etlichen Jahren vorzuschlagen. Nie hat man eine größere Bestürzung gesehen, als der junge Herr bey diesem Befehle bezeigte. Nun sollte alle die Sorge, welche er, seit so vielen Jahren, für seine Haut getragen hatte, fruchtlos werden, er suchte endlich

sich seinen Arzt zu gewinnen, und dieser widerrieth die Reise, Kraft seines Amtes: und von dieser Zeit an, lebt der junge A... bey seinem Vater auf dem Schlosse B... Der Vater hat diese Zeit über seinen Sohn kennen gelernet, und vollkommen eingesehen, daß er in der menschlichen Gesellschaft untüchtig ist. Er ist daher gesonnen, für ihn zu sorgen, und weil er findet, daß er zu weichlich ist, den Beruf eines Mannes zu erfüllen, so hat er sich vorgenommen, ihn in einem Hause vor der Sonne zu bewahren, und zugleich durch gewisse, leichte Verrichtungen, die Zeit zu vertreiben; damit er aber doch nicht ganz ohne Gesellschaft seyn möchte, so ist er auf die Errichtung eines solchen männlichen Spinnhauses gefallen, und hat ein ansehnliches Capital von vierzig tausend Thalern, zu Bestreitung der nöthigen Unkosten, ausgesetzt.

Es sollen jedesmal zwölf Personen darinnen versorgt werden, und für andere zwölf Personen ist noch Raum übrig, die man gegen Bezahlung eines gewissen Jahrgeldes aufnehmen wird, die Personen, welche darinnen können aufgenommen werden, müssen wenigstens dreyßig Jahre alt seyn, sie müssen kein Amt haben,

und ein Zeugniß, daß sie keines verwalten können. Nach folgender Vorschrift müssen sie ihre Zeit eintheilen: Früh bis um neun Uhr müssen sie schlafen, um neun Uhr eine Stunde im Bette mit ihrem Schooshündlein spielen, und dabey Chocolade trinken. Von zehn bis halb ein Uhr am Putztische sitzen, alsdann sich gemächlich anziehen, und um zwey Uhr zu Mittage speisen: von vier bis fünf Uhr müssen sie auf dem Canapee ausruhen, und alsdann entweder Visiten annehmen, oder geben. Um sieben Uhr sich nach Hause begeben, und alsdann bis um neun Uhr in einem großen Versammlungssaale spinnen, und von neun bis halb eilf Uhr speisen, und sodann zu Bette gehen. Für zwey und zwey ist allemal eine alte Cammerfrau oder Hofmeisterinn bestellt, welche auf die genaue Beobachtung dieser Vorschriften Achtung geben muß. Jeden Monath ist jeder verbunden, wenigstens vier Tage das Bette zu hüten, und von einer alten Frau eine Arzney zu nehmen, welche ohne etwas zu helfen, auch unschädlich ist. Ueber Kopfschmerzen müssen sie wöchentlich dreymal klagen, und täglich eine Erweichung zu Erhaltung der guten Farbe nehmen. Ihr Gesicht muß, wie der französischen Damen, gemalt seyn.

An

An Schuhen müssen sie rothe Absätze, und zum Kennzeichen an der Brust einen kleinen Strickbeutel tragen.

Jede Vergehung wird mit etlichen Stunden Spinnen bestraft. Die Kostgänger haben das Vorrecht, daß sie nicht spinnen müssen, sondern kleppeln, nähen, stricken, oder Knötchen knüpfen mögen.

Sodann ist eben dem Hause eine Nähe- und Strickschule für junge Herren, die dermaleinst wünschen, auf diese Art versorgt zu werden. Diese aber haben keine Wohnung, sondern nur zu gewisser Zeit Unterricht zu gewarten; unterdessen wird man Anstalt machen, daß sie, in verschiedenen Häusern, um billigen Preis, Wohnungen bekommen.

Diese Einrichtung wird für diejenigen eine große Wohlthat seyn, welche ihr Leben, ohne alle weitere Geschäfte, mit der Sorge für ihre Gestalt und Schönheit zubringen wollen.

Es sind auch schon zehn Personen eingeschrieben, von welchen der Sohn des

Stifters die erste ist. Die übrigen sind folgende:

Der Herr von Wind, ein weitläuftiger Vetter des Herrn A..., ist vier und dreyßig Jahre alt, und sieht sehr schön aus. Er hat sich bisher mit Spielen ernähret, ist aber an dem letzten Carneval unglücklich gewesen, über einer kleinen Kunst ertappt zu werden, worüber man ihm das Spiel gänzlich untersagt hat. Sein Vetter will ihn daher aus Mitleiden einen Platz in diesem Hause vergönnen. Er schminkt sich vortheilhaft, und spinnen wird er unvergleichlich, weil seine Finger sehr gut zu lenken sind. Herr von Wind war mit der ganzen Einrichtung zufrieden; er fragte nur, ob es ihm nicht erlaubt seyn würde, ein Bänkchen zu machen; denn ohne Karten glaubt er gar nicht, daß ein vernünftiger Mensch leben könne.

Herr Theriack, ein Arzneygelehrter, der aber nie einen Kranken gesehen hat, weil er sich gefürchtet hat, von ihm angesteckt zu werden. Er kann vortreflich Figuren ausschneiden, und im Lacquiren hat er Niemanden, der ihn übertrift. Er hatte sechs tausend Thaler, die er neulich in

einem

Concurse einbüßte, und hat daher gebethen, ihn aufzunehmen: der alte Herr A... ist ein guter Freund seines Vaters gewesen, und dieses Andenken hat ihm die zweyte Stelle zuwege gebracht.

Herr Contretems, ein Magister der Weltweisheit, der vorher die Rechte gestudirt hat, ohne etwas zu lernen, ist ein guter Tänzer, aber weiter nichts. Er würde ein Tanzmeister geworden seyn, wenn er nicht letzthin gefallen wäre, und den linken Fuß zerbrochen hätte; seine Mutter ist mit dem Herrn A... sehr gut bekannt, und wäscht für ihn, ungeachtet sie die Wittwe eines Amtmanns ist. Diese hat ihrem Sohne, durch die traurige Vorstellung seines Unglücks, diese Stelle verschaft, und er hat sich anheischig gemacht, für das Haus waschen und plätten zu helfen.

Herr Tartüff, ein Candidat beyder Rechte, ein Mensch von zwey und dreyßig Jahren, der bey einer gewissen Frau eines Kaufmanns als Informator gestanden, ohne daß die Kinder etwas gelernet hätten, ungeachtet die Madame mit ihm vortreflich zufrieden war, kann weder

rechnen, noch Kinder unterrichten, und wäre gerne Schulmeister geworden, wenn er hätte deutlich schreiben können.

Der Herr Baron von ... weis eigentlich nicht anzugeben, in welchem Lande er gebohren ist, denn auf der letzten Kaiserwahl in Frankfurth war er ein Dänischer von Adel, in Paris hat er sich einmal für einen Pohlen ausgegeben, und, nach einiger Zeit, ward er ein Savoier. Er hat sich in der Welt nach einer Frau umgesehen, aber bis jetzo noch keine gefunden, die sich ihm überlassen wollen. Er hat unterdessen seine meiste Lebenszeit mit Reisen zugebracht, ohne etwas gelernt zu haben, und will sich nun zur Ruhe begeben, weil er nichts mehr übrig hat, wovon er bequemlich leben könnte. Er ist unterdessen sehr schwazhaft und wird die Gesellschaft, beym Spinnen, sehr wohl unterhalten.

Der Herr M. F. ... war ehemals Schulmeister in dem Dorfe zu B... Ein widriges Schicksal hat diesen theuren Hirten von seiner Heerde getrennet, und nun ist er genöthiget in diesem Hause seinen Unterhalt zu suchen. Er ward abgesetzt, ob es mit Recht oder

mit

mit Unrecht geschahe, lassen wir unentschieden. Genug er war Schulmeister, und jetzt ist er nichts. Seine Freunde haben ihn bey dem Herrn A... empfohlen, und dieser hat ihm eine Stelle unter der Bedingung gegeben, daß er stricken und spinnen lernen soll. Die Lehrmeisterinnen haben ihm ein gutes Zeugniß wegen seiner Fähigkeit gegeben, und er macht schon recht artige Puppen für Kinder, denn diese Beschäftigung hat ihn, nach seiner Absetzung, ernähret. Herr M. X... würde nunmehr über die Veränderung seiner Umstände ziemlich vergnügt seyn, wenn er nur Taback rauchen und mehr als zwo Kannen Bier, und des Morgens ein Schlückchen Brandtwein trinken dorfte. Doch die Gesetze dieses Hauses verbannen den Taback gänzlich, und mehr als zwo Kannen Bier wird keinen zu trinken verstattet. Herr M. X... hat schon Vorstellungen gethan, aber Herr A... ist wegen des üblen Beyspieles unerbittlich. Der arme Herr M. X... was wird er ohne Bier und Taback anfangen!

Herr Morontes, ist ein Mann von vier und dreyßig Jahren, stark von Gliedern und sehr gemächlich, in seiner Kleidung eigensinnig, und in Gesellschaft angenehm. Da der reiche

Mann, bey welchem er bisher im Hause gewesen, verstorben ist, so ist er ein halbes Jahr daher in kümmerlichen Umständen gewesen. Er ist ein anakreontischer Dichter, der, um die Ehre des Teigers zu erhalten, viel schlechtere Lieder als Anakreon machte. Wein und Mädchen, und wieder Wein und Mädchen, und nichts als Wein und Mädchen, waren der Innhalt seiner Lieder. Da er aber an nichts als an Wein und Mädchen gedacht hat, so ist er so unachtsam gewesen, an eine Kunst zu denken, mit welcher er sich ernähren könnte. Herr A... hat sich endlich über ihn erbarmet, und ihn unter der Bedingung in sein Spinnhaus aufgenommen, daß er keine Lieder mehr machen, und Wein und Mädchen vergessen soll. Wenn Jemand alle schlechte Dichter zum Spinnen verweisen wollte, wie groß müßte die Stadt seyn, die dieses Heer fassen sollte?

Die übrigen Mitglieder sollen in dem nächsten Stücke beschrieben werden.

Der Mann.

Die Frau und der Geist.

Vor dem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist, in einer weißen Tracht,
Vor einer Frau im Bette sehen,
Und hieß sie freundlich mit sich gehen,
Und gieng mit ihr auf einen wüsten Platz.
Frau! sprach der Geist, hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen, um die zwölfte Stunde,
Komm her, dann findest du ein Licht,
Dem Grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde:
So wird der Schatz verschwunden seyn.

Die Frau fand, zur gesetzten Stunde,
Die Nacht darauf, sich mit dem Grabscheid ein,
Nun die muß recht beherzt gewesen seyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und sollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund.
Und wenns der Geist recht ehrlich mit mir meynt,
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Die Frau verschlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau! spricht sie bey sich selbst, bey Leibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was sie sich vorgenommen.
Sie schweigt und gräbt getrost. Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen.
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O seht, ein großer Topf von lauter Golde voll.

O wenn

O wenn sie doch dasmal nicht redte,
Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte!
Ist denn ihr Geist nicht etwann auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach, rief sie schnell, ich muß mich schämen,
Sie zu bemühn = = Weg war der Schatz!

Gellert.

Der ungerathene Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Von einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel sah,
Bey Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kützel zu vertreiben,
Zwey Jahre nach Amerika;
So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was halfs? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?

Der

Der Vater und des Vaters Brüder,
Beschlossen endlich Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelaßne Sohn ward also ein Sol-
dat,
Und dieß war auch der beste Rath;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, Trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftig
schlug.

Doch diese Zucht ward auch vergebens un-
ternommen.
Johann blieb wild und ungestümm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen;
„ Nehmt euern Sohn zurück, ich ziehe nichts
aus ihm.„
Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zäh-
men.

Doch

Doch nein, ein Mittel half geschwind;
Und eh vier Wochen noch vergiengen,
War sein Johann fromm wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

Gellert.

München,
Gedruckt bey Johann Friedrich Ott, Churfürstlich-akademischen Buchdrucker.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Zweyter Jahrgang.

Drittes Monatstück.

Im December 1765.

München

Bey Franz Lorenz Richter,

Akad. Bücherverl. Inspector.

Der Winter.

Schon stürzt mit brausendem Gefieder
Der Winter sich aus Norden nieder;
Die Erde sieht ihn, und erblaßt;
Er wird der Blumen schnells Verderben;
Er kömmt nur, und die Felder sterben;
Die Welt starrt unter seiner Last.

Schnell wird die finstre Nacht erhellt,
Das Auge folgt in blauer Ferne
Dem Laufe nie gezählter Sterne,
Und irrt erstaunt von Welt zu Welt.
O Schauspiel! göttliches Entzücken!
Doch welch ein Schauer muß entstehn,
Wann wir der Welten Größ erblicken,
Und dann das Nichts der Menschen sehn!

Bremische Beyträge.

Von

Von der Beschaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der Moral.

Eine

Vorlesung

auf Befehl und in hoher Gegenwart

Sr. Churfl. Durchläuchtigkeit

zu Sachsen,

den 29sten April 1765

auf der

Universitäts-Bibliothek

zu Leipzig

gehalten

von Christian Fürchtegott Gellert.

Ein noch nicht gedrucktes Stück.

10010384

Auf Befehl unsers durchläuchtigsten und gnädigsten Churfürsten soll ich jetzt die Moral, nach ihrer Beschaffenheit, ihrem Umfange und ihrem Nutzen in einem kurzen Abriße darstellen. Diesem Befehle, der dem Herzen eines jungen Fürsten so viel Ehre macht, gehorche ich in tiefster Ehrfurcht, und wünsche, daß ich das, was mir bey meinem Vortrage an Scharfsinnigkeit und Beredsamkeit mangeln wird, durch Deutlichkeit und Kürze ersetzen möge.

Die Moral, oder die Kenntniß von der Pflicht des Menschen, soll unsern Verstand zur Weisheit und unser Herz zur Tugend bilden, und durch beydes uns zum Glücke leiten. Niemand wird ein Glück suchen, das er nicht kennet, noch die Mittel dazu anwenden können, wenn er sie auch nicht kennet, oder nicht überzeugt ist, daß sie die besten und einzigen sind. Die Moral soll uns also lehren, was unser wahres Glück, oder unser höchstes Gut, das ist, wofür ein Geschöpf, das aus

einem unsterblichen Geiste und aus einem hinfälligen Körper besteht, am zuträglichsten, der Ruhe der Seelen und der äußerlichen Wohlfarth am gemäßesten sey, und auf was für einem Wege wir am sichersten zu diesem Ziele gelangen können.

Wir sind, wenn wir auf uns selbst blicken, mit mannichfaltigen Kräften, Fähigkeiten, und natürlichen Neigungen versehen; wir sind mit künstlichen und wunderbaren Werkzeugen des Körpers ausgerüstet; wir sind tausend Bedürfnissen ausgesetzet, ohne die wir nicht leben können, und die wir sehen müssen. Wir fühlen alle einen unwiderstehlichen Trieb zum Leben und zum Vergnügen; wir sind mit vielen Uebeln umringet, vor denen wir uns eben so natürlich scheuen; wir sehen tausend Gegenstände, die uns an sich locken, die uns Anfangs vergnügen und bald wieder bestrafen. Wir finden, daß nicht alle Vergnügungen, denen wir nacheilen, von einerley Würde sind, daß einige flüchtig, andere dauerhafter; daß einige mehr unserm Körper, andere unserer Seele angemessen sind, daß wir einige, wenn wir sie genossen haben, mit einem geheimen Beyfalle billigen, auf andere hin-

hingegen mit Reue, Scham und Unwillen zurück sehen; daß wir unsere Kräfte und Neigungen bald auf diese, bald auf jene Art, bald zu unserm Vortheile, bald zu unserm Schaden, anwenden können.

Wir sehen uns ferner mit Menschen umgeben, deren Hilfe und Gesellschaft wir nicht entbehren, und die auch die unsrige nicht missen können, die unser Vergnügen, so wie wir das ihrige, bald befördern, bald stören können. Wir fühlen Neigungen gegen sie, die ein innerliches Bewußtseyn, bald als gut und edel, bald als unerlaubt und verwerflich erkläret, und die das Urtheil des Verstandes bald mit Gründen rechtfertiget, bald verbeut. Wir finden Handlungen, die nach dem Ausspruche eines innerlichen Richters bald gut, bald böse sind, und so lange wir nicht durch Leidenschaften aufgebracht werden, erklärt sie unser Herz, ohne große Beweise des Verstandes, ohne lange Untersuchung, für das, was sie sind, für löblich, oder schändlich.

Wir finden endlich, wenn wir uns, andere, die Natur mit ihren Auftritten, die

Welt

Welt mit ihren Wündern, mit ihrer Ordnung, Mannichfaltigkeit, Schönheit, Weisheit, Pracht und Vollkommenheit, in den Theilen, und im Ganzen, im Großen und Kleinen, in ihren Absichten und Mitteln auf der Seite des Nutzens und Vergnügens betrachten, wir finden so viele Spuren eines weisen, gütigen und allmächtigen Schöpfers, daß es nicht auf unsern Willen ankömmt, ob wir ihn erkennen, und an ihn glauben wollen, oder nicht. Hat er uns gemacht, und alle Kräfte und Neigungen, die wir besitzen, gegeben: so wird er auch eine weise Absicht gehabt haben, zu der wir sie anwenden sollen. Sollte der Mensch das größte Werk der Schöpfung und doch kein übereinstimmendes Werk seyn?

Auf diese göttliche Absicht geht die Moral der Vernunft zurück, und sucht sie in der Natur des Menschen, oder die Bestimmung desselben in seinen Kräften und Neigungen auf. Diese Bestimmung oder Absicht wird theils durch die natürliche Beschaffenheit unserer Eigenschaften, welche uns die Vernunft entdecket, theils durch ein geheimes Gefühl des Herzens, oder den Trieb des Gewissens offenbar, der uns nicht

nur

nur nöthiget, ein göttliches Gesetz überhaupt im Verstande zu erkennen, sondern der uns auch sichtbar wahrnehmen läßt, ob etwas seiner Natur nach recht oder unrecht, erlaubt oder strafbar, rühmlich oder schändlich sey. Die Absicht also, zu der wir von GOtt erschaffen sind, zu bemerken und zu erforschen, und die Mittel, die wir anwenden müssen, sie zu erreichen und auszuführen, lehret die philosophische Moral. Diese höchste Absicht kann nichts geringers seyn, als eine dauerhafte uud allgemeine Zufriedenheit und Glückseligkeit der Menschen durch einen freywilligen Gehorsam gegen unsern HErrn und Schöpfer. Diese von ihm geordnete Glückseligkeit mit Unterwerfung Treue und Eifer suchen und befördern, ist Pflicht, Weisheit und Tugend; und insoweit die Pflichten, die uns die Natur lehret, Mittel zu unsern wahren Glücke sind; so sind sie auch unveränderlich und in dem ewigen Willen GOttes und in seiner Heiligkeit gegründet. Denn einen GOtt denken, der bloß gütig und weise und allmächtig, nicht aber zugleich heilig und gerecht ist, der es nicht achtet, ob wir seinem Willen, den er uns in dem Gewissen und der Vernunft offenbaret, gehorchen oder nicht, heißt GOtt

schän-

schänden, und sein Wesen aufheben. Die Moral lehret uns also heilige Pflichten. Sie lehret uns den Unterschied des Guten und Bösen, des Edlen und Unedlen, des Rühmlichen und Schändlichen erkennen, damit wir desto leichter das Gute suchen und das Böse verwerfen. Wie willig sollten wir daher ihre Befehle erkennen und ausüben, da wir unaufhörlich das Verlangen fühlen, glücklich zu seyn!

Allein die Neigung und Leidenschaften, die uns GOtt zu Triebfedern unsers Glückes, zur Erreichung desselben, oder zur Abwendung des Uebels, gegeben hat, sind Kräfte, die eine freywillige und ihren Gegenständen gemäße und sorgsame Anwendung erfodern. Zu heftig oder zu schwach begehren und verabscheuen, entfernet uns von unserm Glücke. Das Gute verlangen, das Böse scheuen, und durch die Mittel, jenes zu erhalten, dieses zu vermeyden, nicht suchen und gebrauchen wollen, ist ein kindisches, widersprechendes und rebellisches Verlangen nach Glückseligkeit.

Ferner, unsre Neigungen und Bedürfnisse sind mannigfaltig. Eine Neigung, die zu

unsrer

unſrer Natur gehöret, ſo befriedigen, daß wir die andern unerfüllt laſſen, oder beleidigen, iſt wider die Eintracht unſrer Seele und wider das Syſtem des Glücks. Wir ſind auch vieler Vergnügungen fähig, die einander dem Werthe nach untergeordnet ſind, und die wir nicht alle zugleich genießen können; vieler Schmerzen, die ebenfalls von verſchiedener Größe ſind, und die wir nicht alle von uns entfernen können. Fehlen wir nun hier bey unſerer Wahl, wählen wir nicht das größere Gut, wenn wir ein kleiners zugleich nicht erreichen können, wählen wir nicht das kleinere Uebel, um dem größern zu entgehen; wollen wir gleichſam Frühling und Sommer, Saat und Ernte, zugleich in unſrer Seele haben, eine bittere Arzney mehr ſcheuen, als die Krankheit; ſo handeln wir wider die Natur, und wider unſer Glück, deſſen Weſen durch unſern Willen nicht kann geändert werden.

Alles dieſes ſetzt einem Anführer den Verſtand voraus, und eine Achtſamkeit auf ſeine Stimme und auf den Ausſpruch eines innerlichen Gefühls deſſen, was gut iſt, oder nicht. Aber den Verſtand gehörig fragen und anhören,

seine Aussprüche mit unserm Gewissen vergleichen, darzu gehöret Aufrichtigkeit, Lehrbegierde, und eine Stille der heftigen Leidenschaften; ist es also zu verwundern, wenn wir ihn, diesem Verstand, oder die Stimme des Herzens oft gar nicht, oft dunkel und irrig verstehen? --- Wir müssen den Befehlen des Verstandes oft dadurch gehorchen, daß wir ihnen eine süße Neigung entweder ganz aufopfern, oder die unordentliche Selbstliebe doch mäßigen. Beydes ist Arbeit und Gewalt, die wir uns selbst anthun müssen; wird es also nicht gewiß seyn, daß die Tugend, daß unser Glück, ohne Mühe, ohne fortgesetzte Mühe, weder erlanget, noch erhalten werden kann, und daß also die Moral ein Werk unsers ganzen Lebens des jugendlichen, des männlichen, des höhern Alters, daß sie keine müßige Weisheit der Schulen, keine kraftlose Nahrung des Gedächtnisses, keine prahlende Wissenschaft sey, um in Gesellschaften oder Büchern damit zu glänzen, sondern ein Unterricht, den wir in unsern Herzen und ganzen Wandel, in der Stille und im Geräusche, in den Stunden der Arbeit und der Erholung, im Glücke und im Unglücke, in gesunden und kranken Tägen, nahe am Tode und

fern

fern vom Grabe, in allen Verhältnissen des Lebens, als Kind, als Vater, als Bruder, als Gatte, als Freund, als Lehrer, als Regent, als Unterthan, als Bürger des Vaterlandes und als Bürger der Welt und der Ewigkeit folgen sollen? Denn wo ist ein Gemüthszustand, ein Zeitpunct, ein Fall zu erdenken, der nicht eine gehörige, moralische und freye Anwendung unsrer Kräfte erfoderte? Und wo ist ein Fall, da es besser wäre, wider die heilige, unveränderliche Anordnung eines allwissenden, gütigen, gerechten und allmächtigen Wesens zu handeln, in welchem sich alles zu unserm Glücke, oder zu unserm Verderben vereiniget?

Die Moral ist, gleich der Sonne, ein Licht, das unsern Geist erleuchtet; sie breitet ihren Glanz über die sittlichen Gegenstände aus und klärt dem Auge des Menschen die mannichfaltigen Schuldigkeiten und Absichten seines Daseyns aus seinen Fähigkeiten und verschiedenen Bestimmungen auf. Allein sie ist nicht bloß ein Licht, das erleuchtet, sie soll auch das Herz beleben. Sie soll den Saamen der natürlich guten Neigungen erwärmen, daß er seine Früchte, die Früchte der Tugend und Glückseligkeit für

uns und andre trage. — Unser Geschmack für das Gute wächst, je mehr wir die Schönheit und Göttlichkeit der Tugend und ihren wohlthätigen Einfluß in alle Verhältnisse des Lebens kennen lernen. Wir fangen an, das Löbliche, das Rechtschaffne und Gesetzmäßige der Gedanken, Neigungen und Handlungen lebhaft, geschwind und in seinen verschiedenen Graden zu empfinden. Und diese Empfindung, wenn wir sie warten und pflegen, begleitet uns durch alle Umstände des Lebens, ermuntert uns zu unsrer Schuldigkeit, und macht uns sinnreich und eifrig, sie auf die beste Art zu beobachten. Diese fortgesetzte Beobachtung fließet wieder in unsre Neigung ein, und stärkt sie dankbar mit neuen Kräften. Es wird uns leichter, gut zu seyn, weil wirs schon oft gewesen sind. Ein geheimes Vergnügen, recht gethan zu haben, breitet sich in unserm Herzen aus, und macht uns muthig, froh für uns, froh für andre, freudig gegen GOtt; denn der tugendhafte, wie der weiseste König es ausgedrückt hat, ist getrost, wie ein junger Löwe. Dieses stille Vergnügen, der erste Segen der Tugend, kränket gleich einem sanften Bache das Herz und durchströmt seine edlen Neigungen; sie schlagen Wurzel, und

wach=

wachsen. So wächst auch der Abscheu gegen das Unerlaubte. Wir erkennen seine Häßlichkeit, seinen schändlichen Einfluß, seinen Streit mit der Vernunft und dem Gesetze GOttes; wir suchen an unsren eignen Thorheiten und Vergehungen die bestrafende Last des Bösen, und lernen hassen. Dieser Haß begleitet uns in die Versuchungen und hilft uns siegen. Wir finden an den Beyspielen und dem Umgange der Rechtschaffnen ein Gefallen; unser Herz eifert ihnen nach, und wird durch sie edler. Wir bemerken die Beyspiele und den Umgang der Lasterhaften mit Mißfallen; unser Herz verschließt sich ihnen, und schätzt das Gute desto höher. So macht ein glückliches Gemälde der Kunst, das neben einem häßlichen aufgestellt ist, unsern Geschmack an dem schönen nur lebhafter; und das Mißfallen an dem schlechten erhöht die Liebe zu dem schönen. --- Auf diese Weise bildet und bessert die Moral das Herz. Allein die Moral zeigt uns auch vornehmlich unser Verhältniß mit dem Ewigen, dem Vater der Geister und aller Vollkommenheit. Ihn kennen, muß auf unser Herz den seligsten Einfluß haben. Ihn kennen, heißt zugleich, ihn lieben, verehren, anbethen, sich seiner erfreuen, sich

seinen Befehlen und Schickungen ohne Ausnahme unterwerfen, Dankbarkeit und Vertrauen gegen ihn fühlen, und Bewunderung und Liebe gegen seine Vollkommenheiten und Werke. Erweckt und befestiget die Moral diese Erkenntniß und diese Neigungen: so ist offenbar, daß sie unser Herz zur höchsten Stuffe der Würde und Glückseligkeit, deren wir von Natur fähig sind, erhebt. Diese Erkenntnisse und Neigungen sind durch ihren Gegenstand groß; und darum erheben sie das Herz. Sie vereinigen uns mit der Quelle der Vollkommenheit; und darum machen sie unser Herz ruhig, und zufrieden. Sie geben unsren Privatneigungen und den geselligen Pflichten Ordnung und Leben, und werden die heiligsten und mächtigsten Bewegungsgründe zur Rechtschaffenheit ohne Zeugen, ohne irrdische Belohnungen des Ruhms und Eigennutzes, bloß aus einem ehrwürdigen Gehorsame gegen die Gottheit. Sie stärken uns, unsre eignen Vortheile zu vergessen, und der Tugend auch schwere Opfer zu bringen, so bald unser eignes Vergnügen mit unsren Pflichten nicht bestehen kann. Sie stärken uns, Ruhe, Bequemlichkeit, Güter, Gesundheit, ja selbst das Leben, wenn es die Gottheit verlangt, groß-

müthig zu verläugnen, und auch aus ihrer Hand Elend mit Dank, und Schmerzen mit Geduld und höhern Hofnungen eines künftigen glückseligern Lebens anzunehmen. Dieses ist der höchste Zug des moralischen Charakters, nämlich die Gewißheit einer ewigen Fortdauer, welche unser Herz wünschet, die Einrichtung unsrer Seelenkräfte verspricht, und der Begriff von der Güte, Macht, Weisheit und Heiligkeit GOttes unterstützet. Die Moral, die unsern Geist zur Tugend bildet, ist also eine Wissenschaft für mehr als ein Leben, und moralisches Glück ist das einzige, das uns mit unserm Herzen in die Unsterblichkeit folget. In diesem Leben keimt unsre Tugend, die Ewigkeit bringt sie zur Reife, und ist die Ernte unsers Geistes. Aber welches sind die Gesetze der Moral?

Der Gesetze der Weisheit und Moral sind nicht viele; nur der Erklärungen, Beweise und Anwendungen dieser Gesetze giebt es viele. Thue, so lautet das Hauptgesetz der Moral, thue mit gehorsam und mit Aufmerksamkeit des Herzens gegen deinen allmächtigen Schöpfer und Herrn, alles,

was den Vollkommenheiten GOttes, was deinem eignen wahren Glücke und der Wohlfarth deiner Nebenmenschen gemäß ist; und unterlaß das Gegentheil. Diese Gesetze der Natur zu erkennen und zu beweisen, ist für eine durch die Religion aufgeklärte Vernunft nicht schwer; denn ohne das Licht der Religion wurden wir in der Sittenlehre eben so unwissend geblieben seyn, als die alten griechischen und römischen Weisen, welches doch die scharfsinnigsten Männer waren, und gleichwohl weis in unsern Tagen das geringste Dorf mehr von GOtt und den Pflichten des Menschen, als Athen und Rom wußten. Diese Gesetze der Moral also zu erkennen und zu beweisen, ist für uns keine schwere Weisheit; aber sie in allen Umständen, zu aller Zeit, und in allen Verhältnissen aus Ehrfurcht gegen GOtt auszuüben trachten, dieß ist die schwerste und höchste Weisheit. Das Herz hat eigentlich nur eine Tugend, und diese ist der lebendige, kräftige von dem Gewissen und der Vernunft erzeugte Vorsatz, überall gut und der göttlichen Bestimmung ohne Ausnahme gemäß zu handeln, weil wir nichts seligers thun können. Aus dieser

Tu=

Tugend des Herzens fließen, gleich als aus einem Meere viele Ströme einzelner Tugenden und Pflichten.

Die vornehmsten dieser Tugenden, als die letzten und höchsten Güter des Menschen, in deren Besitze er Ruhe und Zufriedenheit und die wahre Hoheit des Geistes findet, sind Ehrfurcht und Liebe zu GOtt; Mäßigung und Beherrschung seiner Begierden; Gerechtigkeit und Liebe gegen die Menschen, unsre Brüder; Fleiß und Arbeitsamkeit in seinem Berufe; Gelassenheit und Geduld im Leiden; Demuth, Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und Ergebung in ihre Schicksale. Diese Güter sind das Einkommen des Gewissens und einer wohl angewandten Vernunft. Deutlicher zu reden, wir fühlen Neigungen zum Guten, die das Gewissen eingiebt und die Vernunft rechtfertiget: wir fühlen Neigungen des Herzens zum Bösen, deren Schändlichkeit das Gewissen aussagt und die Vernunft durch Gründe erweiset. In dem Mangel dieser unerlaubten Neigungen und in der größern Anwesenheit des Guten, in der Regierung der natürlichen Triebe

und Begierden des Wissens nach den erkannten göttlichen Gesetzen und Absichten, in der Beherrschung unsrer Sinne und Unterdrückung der Leidenschaften, in dem Bewußtseyn, daß wir das sind, was wir nach dem Plane und der Anordnung GOttes seyn sollen, oder vielmehr, daß wir uns aufrichtig und eifrig bestreben, so gut zu seyn, als wir seyn sollen, darinn muß unsre höchste Pflicht und das höchste Glück der Seele bestehen.

Daß aber die Herrschaft über seine Begierden und Leidenschaften, zu welcher Wachsamkeit und Vorsicht gehören; daß die Liebe und der Eifer des Guten, Gerechtigkeit, Güte und Menschenliebe, die allzeit mit unserm und andrer Glücke im Verwandschaft stehen, und uns der Gottheit am ähnlichsten machen; daß Unerschrockenheit, Gelassenheit und Geduld bey den mannigfaltigen Gefahren und unvermeidlichen Unfällen des Lebens; daß Demuth, ohne welche der Mensch eine ewige Lügen ist; daß Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen zu GOtt und die stille und beständige Ergebung in seine weisen Schickungen, Güter der Seele vom höchsten Werthe und also unsre höchste Pflicht

sind,

sind, das heißt, daß wir ohne sie keinen wahren Verdienst, kein beständiges Glück besitzen, dieses läßt sich empfinden und beweisen.

Der Bösewicht, der diese Güter nicht besitzt, erklärt sie durch seine Unruhen und Schreckensvolle Empfindungen für die Höchsten. Warum zittert er, wenn ihm sein Glück nicht mangelt? Der Gute erklärt sie durch seine Zufriedenheit und ein geheimes Bewußtseyn für die Höchsten. Warum wäre er in ihrem Besitze ruhig, wenn noch größere Güter für sein Herz vorhanden wären? Unser Gewissen kündiget mit einer unwiderstehlichen Beredsamkeit uns diese Eigenschaften als edel und liebenswürdig, und die entgegen gesetzten, als schrecklich und strafwürdig an. Man denke sich selbst in aller Herrlichkeit der äußerlichen Güter, im Ueberfluße der Ehre, des Reichthums und der Hoheit, mit allen Vergnügungen der Einbildungskraft umgeben, mit aller Erkenntniß der Künste und Wissenschaften bereichert, und mit dem treflichsten Verstande begabt, und denke sich zugleich mit einem Herzen, dem die obengenannten Güter, dem Mäßigung seiner selbst, Rechtschaffenheit und GOttesliebe fehlen; wird uns unser Gewissen

für glücklich erklären? Man stelle sich vor, daß ein höherer Geist, der unsre ganze Bestimmung übersähe und dieses Herz in uns offen erblicke, den Ausspruch von unserm Werthe thun sollte, würde er uns mit seinem Beyfalle beehren können? Er sähe in unsrer Seele da, wo Güte und Wohlwollen herrschen sollte, einen kriechenden Eigennutz, anstatt der Ehrfurcht und des Vertrauens gegen GOtt eine kindische Eigenliebe und Vergötterung unsrer selbst; würde er uns bey allem äußerlichen Glücke, bey allen Gaben des Verstandes, bey aller irrdischen Hoheit, nicht für die armseligsten Thoren halten, denen Ordnung und Uebereinstimmung fehlte? Wird uns wohl der rechtschaffne Mann, in diesem unserm Charakter, seiner Achtung und Liebe würdig finden? Und die Gottheit selbst, mit welch einem Auge wird sie auf ein solches Herz herab sehen? Ist GOtt nicht ein gerechterer Richter, als der frömmste Mensch und der höchste Engel? Läßt sichs ohne Lästerung denken, daß er die Rechtschaffenheit des Herzens, er, die Quelle alles Guten, daß er sie weniger schätzen und fodern sollte, als Mensch und Engel? daß er die böse Beschaffenheit unsers Herzens, die ihm stäts offenbar ist, und die seinem heiligen

We-

Wesen und seinen Absichten mit uns wider-streitet, nicht hassen sollte? Es muß also das moralische Gut des Herzens seyn, was unserm Geiste die höchste Würde, das höchste Vergnügen und den höchsten Beyfall schenkt; und so wenig sich der Mensch ohne Gesundheit wohl befindet; so wenig kann er ohne die Güte des Herzens ruhig und glückselig seyn; die Tugend ist die Gesundheit der Seele. Dieses Gut, wie es in diesem Anfangszustande der Hauptinnhalt unsers Glückes und unsrer Bestimmung ist, muß zugleich der Keim der Glückseligkeit auf eine ewige Fortdauer seyn, da unsre Seele dasselbe nie, ohne ihr Wesen zu verlieren, verlieren kann.

Diese Eigenschaften und Güter des Herzens können ferner von allen Menschen gesucht und durch fortgesetzte Bestrebungen in einem gewissen Maaße erlangt werden, ein offenbarer Beweis, daß sie die Vornehmsten sind. Die übrige Glückseligkeit steht selten ganz in unsrer Gewalt. Es gehören zu ihrem Besitze besondere Umstände und Zeiten. Hohe Einsichten und Wissenschaften zu besitzen, Gesundheit, Ehre und Macht haben, und beständig zu haben,

kömmt

kömmt nicht auf unsern Willen, nicht auf unsre Bemühung und Vorsichtigkeit allein an, sie hängen oft von der Geburt und oft von Umständen ab, die wir weder herbey rufen, noch vorher sehen können. Sie sind nie ganz unser. Aber die Güter des Herzens bieten sich allen Sterblichen an. Jeder kann sich die wahre Güte der Seele erwerben, die in der Anwendung der Gesetze der Vernunft und des Gewißens besteht. Er kann im Stillen ein König seyn, und weise über seine Neigungen regieren. Er kann seinen Begierden die angewiesenen Gränzen setzen, seine Leidenschaften unterdrucken, daß sie das Reich der Ordnung und Wohlfarth des Geistes nicht unterstützen. Er kann den Mißbrauch der natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens und die Fortdauer des menschlichen Geschlechts zielen, verhüten, und sie durch ihre rechtmäßige Absicht, zu der sie die Vorsehung uns eingepflanzet hat, regieren; das heißt, er kann mäßig, enthaltsam, und keusch seyn. Er kann die geringern Uebel um eines höheren Gutes willen beherzt über sich nehmen, seine Unruhe über den Mangel gewißer Güter des Lebens besänftigen, und die Last der größern Un-

fälle

fälle und Leiden, die von der menschlichen Natur nicht können getrennet werden, durch weise Betrachtungen schwächen; er kann also großmüthig, gelaßen uud geduldig seyn.

Der Mensch kann sein Vergnügen in dem Glücke der andern erneuern, selbiges durch Handlungen befördern, es durch Freude darüber genießen, ihren Schmerz durch Mitleiden verringern, durch Hilfe und Rath aufheben, und wissen und fühlen, daß er gütig und gerecht ist, daß er liebt und wieder geliebt wird, daß er ein Freund und Beförderer der Wohlfarth der Menschen ist; die größte Wollust des Herzens! Er kann seinem guten Herzen den Adel der Demuth und der Verfaßung geben, sich nicht für würdiger zu halten, als er ist, und andre nicht für geringer als sie sind; andere gute Eigenschaften und Talente zu schätzen, und von den Seinigen ein bescheidenes Urtheil zu fällen; endlich seine Unwürdigkeit gegen den zu erkennen, welcher ihm und andern der gütige Geber aller Vorzüge und Gaben ist. Diese Tugend der Demuth, die ihn erniedriget, wird ihn nicht traurig niederschlagen, sondern ihm den edlen Muth geben, immer

mer beßer und würdiger zu werden, und ihn vor den lügenhaften Eingebungen des Stolzes bewahren, der alle Wahrheit des Herzens aufhebt. Sie wird ihn vor der Verachtung gegen andre und vor dem Neide der unedelsten Leidenschaft schützen, ihn **sanftmüthig**, **gelinde** und **gütig** gegen andre bilden, und ihn eben dadurch zu den Diensten und Freuden der Geselligkeit und Freundschaft fähiger machen. Der Mensch kann **Ehrfurcht**, **Vertrauen**, **Liebe** und **Dankbarkeit** gegen den Vater und Erhalter aller Geschöpfe in seiner Seele erzeugen und nähren, und sich dadurch die höchsten Freuden erschaffen, die mein Herz fühlen muß, das die ganze Welt als eine große Familie ansieht, die von den weisesten und mächtigsten und gütigsten Wesen regieret wird, das über alle Macht und dessen Liebe unendlich ist, wie er selbst. Jeder Sterbliche, sage ich, kann diese Güter, als ein Eigenthum besitzen; und sie zu erlangen, zu beschützen und zu vermehren, giebt uns die Natur in allen Aeltern des Lebens, Mittel und Gelegenheiten. Der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis können, obgleich mit verschiedenen Kräften, nach dem Besitze dieser Eigenschaften und Güter des Herzens

zens trachten; und sie selbst können uns in keinem Auftritte, in keinen Umständen des Lebens, ohne Verlust unsrer Zufriedenheit ganz fehlen. Sie verschönern das äußerliche Glück, und geben ihm noch mehr Reitz für uns. Sie sind in traurigen Stunden Beruhigung, und in Anfällen Trost und Schutz. Der Weise ist ohne sie ein lebloser Zeiger, der die Stralen der Sonne auffängt, und sie auf seiner Oberfläche, sich selbst unnütze, von fremden Augen bemerken läßt. Der Schwächeste am Verstande wird durch diese Tugenden nützlich und glücklich. Der Hohe und der Niedrige, keiner kann sie entbehren, ohne in seiner Sphäre eine Mißgeburt zu seyn, die sich und andern mißfällt. Der letzte Auftritt des Lebens, da wir alle die andern Güter verlassen müssen, erklärt endlich die Güter des Herzens für die würdigsten. Sie versüssen das Schrecken des Todes, und machen den Augenblick, in dem auch Helden zittern, für uns zum trostvollen und Glückseligen. So glücklich kann die Moral und die Ausübung ihrer Pflichten jeder Sterblichen, auch den Niedrigsten machen, wie viel glücklicher für sich und die Welt, den Fürsten, den Beherrscher

eines ganzen Landes! Er kann der Gottheit am ähnlichsten werden.

Daß wir dieses rühmliche Geschöpf zu seyn, uns bemühn, daß wir diese Güter zu erlangen, uns bestreben sollen und können; dieses ist nach der Vernunft gewiß. Aber daß unsre Tugend der Natur sehr unvollkommen bleibt, daß wir oft tausend Bemühungen, uns zu bessern, fruchtlos anwenden, daß wir eine Neigung zum Bösen, sowohl durch die Geburt, als durch die Erziehung, und durch Beyspiele erzeugt, in uns tragen, daß sie der beste Mensch nie ganz bekämpfen kann, daß wir eine große Trägheit und oft ein Unvermögen zum Guten fühlen, dieses lehret uns die Erfahrung.

Und daß wir dieses Verderben, dieses Unvermögen nicht durch die bloßen Kräfte der Natur, sondern durch einen höhern göttlichen Beystand überwinden können, dieses lehret uns die Religion; und ein Blick in unser Herz, in unser Leben, bestätiget diese Lehre. Wenn also der Mensch keine, als die natürliche Religion empfangen hat: so ist das System, von dem ich jetzt geredet, wahr und gut, und er muß ihm fol-

folgen. Hat er aber eine nähere Offenbarung von GOtt und seinen Pflichten, wie sie der Christ hat, und höhere Mittel, sich zu erleuchten, und sein Herz zu bessern und zu bilden, als die Mittel der Natur sind: so muß ihm die natürliche Religion der Schritt zur geoffenbarten werden, oder er treibt den schändlichsten Mißbrauch mit der Vernunft, und wird ein Rebell gegen die Weisheit und Güte GOttes.

Die allgemeinen Hilfsmittel aber, die uns die Natur darbeut, zur Tugend zu gelangen und uns in derselben zu befestigen, lassen sich von einem forschenden Verstande leicht entdecken. „ Erwirb dir, so lehret die Vernunft „ und die Erfahrung; erwirb dir eine deutliche „ überzeugende und vollständige Erkänntniß deiner Pflichten, ihrer Nothwendigkeit und „ Vortreflichkeit; erneuere und befestige diese „ Erkänntniß oft, bewahre sie vor Irrthümern, „ und wende sie sorgfältig auf das Leben und „ die Ausübung an, und lerne es empfinden, „ daß deine Pflicht, auch die schwerste, dein „ Glück ist: — wache über deine Leidenschaften und deine Sinnlichkeit, sie verführen dich;

„ setze daher ein weises Mißtrauen in dich selbst,
„ und prüfe täglich dein Herz und deinen Wan-
„ del mit Aufrichtigkeit; denn jeder neuer Tag
„ ist ein neues Leben für dich. --- Denke oft, in
„ feyerlicher Stille mit Ehrfurcht an GOtt,
„ und suche in der Betrachtung seiner Voll-
„ kommenheiten und Werke, und in den Spu-
„ ren seiner besondern Vorsehung und Liebe
„ gegen dich, den heiligsten Antrieb, überall
„ rechtschaffen zu handeln; weil er dich überall
„ bemerket: Laß dich diese Betrachtung zum
„ demüthigen Danke und zum willigen Gebethe
„ um seine Hilfe und Gnade leiten; denn was
„ wärest du ohne sie? --- Lerne, wie dich selbst,
„ so auch die Menschen, mit denen du umge-
„ ben bist, und die Welt, die du bewohnest,
„ mit ihren Gütern und dem wahren Werthe
„ derselben, immer sorgfältiger erkennen: ---
„ denke fleißig an die große Absicht, zu der du
„ auf Erden lebst, oft an die Kürze deines Le-
„ bens, an die Würde und Unsterblichkeit dei-
„ nes Geistes, an die Belohnungen der Tugend
„ und an die Bestrafungen des Lasters, nicht
„ allein auf dieses Leben, sondern auf eine ganze
„ Ewigkeit hinaus: --- unterdrücke nie den
„ Trieb deines Gewissens und die innerliche

„ Scham-

„ Schamhaftigkeit vor dem Bösen; sie sind die
„ Schutzengel des Guten: — suche früh in dei-
„ ner Jugend gewissenhaft zu leben, ehe sich
„ dein Herz gegen das Gute verhärtet: —
„ suche dich stäts nützlich zu beschäftigen und
„ lerne Mühe über dich nehmen; denn ohne
„ Mühe ist kein Glück und kein Verdienst: —
„ flieh den Umgang der Lasterhaften, suche die
„ Gesellschaft guter Menschen, und lerne Klug-
„ heit aus ihren Beyspielen, und Weisheit aus
„ dem Unterrichte der Verständigern und aus
„ dem Lesen nützlicher Schriften für den Ver-
„ stand und das Herz: — dieses thue und
„ fahre fort es zu thun, so wirst du an Tu-
„ gend und Glückseligkeit wachsen. „ Dieß sind
die vornehmste Rathschläge der Vernunft.

Es ist indessen wahr, wir können die ganze Glückseligkeit des Menschen nicht bloß in die gute Verfassung des Herzens setzen. Der Mensch, der nicht Geist allein, sondern auch Körper ist, und durch seine Sinne so viel angenehme Empfindungen empfangen kann, bedarf auch der äußerlichen Gegenstände des Glücks. Bequemlichkeit, Gesundheit, Dauerhaftigkeit und Stärke des Körpers, ein guter Name, Freyheit und

Sicherheit, Ansehn und Reichthum sind wünschenswerthe Güter; aber doch nur die kleinern. Krankheit, Niedrigkeit, Armuth, Verachtung, Mangel der Bequemlichkeiten, ein gebrechlicher Körper sind Uebel, gegen die wir nie ganz gleichgültig seyn können; aber es sind doch nur die geringern. Die größten Bösewichter haben oft alle Macht, alle Reichthümer besessen, und sich doch für unglücklich erkläret. Dem Besten und Frömmsten unter den Menschen hat oft das äußerliche Glück gemangelt; und sie haben durch ihre Zufriedenheit doch bewiesen, daß sie nicht unglücklich waren, und daß ihre Tugend sie Schadlos hielt. Man frage sein Herz aufrichtig, wen es für glücklicher hält, einen ruhig sterbenden Sokrates, oder einen ungerechten Richter, der ihn zum Tode verdammt? Einen unschuldig gefangenen Joseph; oder das glückliche Laster, das ihn in Fesseln schlägt? Einen freudigen Paulus in Ketten, oder einen Felix, der vor seiner Beredsamkeit zittert? Vermindern wohl Würden und Reichthümer die Furcht des Todes? Wir ringen nach ihnen, wir erreichen sie, und werden gieriger, sie wieder zu erreichen. Sie stillen unsre Wünsche nie ganz; denn unsre Wünsche sind unersättlich.

lich. Und wenn wir sie auch mäßigen, kömmt dann diese Befriedigung dieser gemäßigten Wünsche nur auf uns, und nicht auf günstige Erfolge an, die nicht von uns abhangen?

Erlangen wir diese äußerlichen Güter nicht, indem wir sie suchen, so verwandelt sich die betrogne Hofnung in Verdruß. Hingegen das moralische Gut (welche selige Eigenschaft!) erfüllt uns auch noch zu der Zeit, wenn wir darnach trachten, und es nicht gleich, oder nicht im höchsten Maaße erhalten, doch mit innrer Beruhigung und stillem Beyfalle. Die Herrschaft über meinen Zorn, die ich jetzt zu behaupten suche, glückt mir nicht ganz, oder doch nur spät. Dennoch bin ich mir meiner guten Absicht bewußt; und dieses tröstet mich. Ich habe lange nach der Geduld gestrebt, und ich sehe immer noch dieses Gut nicht ganz mein. Dennoch beruhiget mich der Gedanke: du hast sie nicht vergebens gesucht, du hast deine Pflicht gethan. Ich will eine heilsame Anstalt befördern helfen. Das Mittel ist gut, das ich wähle; aber mein Fleiß und meine Mühe bringen den erwünschten Ausgang nicht hervor. Dennoch sind sie nicht verloren. Das Andenken der gu-

ten Absicht, des redlichen Fleißes, belohnet mich, ob ich gleich die Frucht nicht erreicht sehe. Ich bin doch besser geworden; weil mein Herz etwas Gutes gewollt hat, und keine Zeit, kein Urtheil der Menschen, kein Zufall kann mir diesen Vortheil entreißen. Wie weit treflicher und höher sind aber die moralischen Güter, ihrer Beschaffenheit nach, als die übrigen Güter. Welche erquickende Belohnung ists, sich von einer niedern Stufe der Weisheit und des Guten auf die Höhere fortgerückt, sich von diesem, von jenem Fehler losgerißen sehen, einer unerlaubten Begierde wiederstanden, eine stürmische Leidenschaft besiegt haben, sich vorsichtiger und wachsamer, mäßiger und keuscher, bescheidener und gelaßner, in Gefahren muthiger und entschloßner, im Unglücke getroster erblicken, und sich des hohen Beystandes der Vorsehung und ihrer ewigen Gnade getrösten dürfen!

So sey dein liebstes Gut ein frommes weises Herz,
Dieß mehre deine Lust, dieß mindre deinen Schmerz.

Dieß

Dieß sey dein Rang, dein Stolz, dein höchstes Glück auf Erden,
Sonst alles, nur nicht dieß, kann dir entrissen werden.
Zu wissen, es sey dein, zu fühlen, daß du hast,
Dieß Glück erkaufst du nicht, durch aller Güter Last;
Und ohne dieses Herz, schmeck noch so viel Vergnügen,
Es ist ein Rausch; und bald, bald wird der Rausch verfliegen.

*** *** ***

Dieses weise, liebreiche und edle Herz, von dem ich jetzt geredet habe, durchläuchtigster Churfürst und Herr, war der Charakter des preiswürdigsten und nun in den Himmel verherrlichten Friedrich Christians Dero durchläuchtigsten Herrn Vaters; uud eben dieses Weisheitliebende und edle Herz, so rühmet Sachsen von Ihnen, Hofnungsvoller Fürst, eben dieses Weisheitliebende und edelgesinnte Herz ist auch, Dank sey es GOtt im Himmel! Dank Dero in GOtt seligsten Herrn Vater! Dank dem herrlichen Beyspiele

Dero durchläuchtigsten Frau Mutter und des ruhmwürdigsten Administrators der Chur! Dank der weisen Anleitung der vortreflichen Männer, die das Glück haben, an der Bildung Dero Verstandes und Herzens zu arbeiten! — dieses Herz ist auch Dero Charakter, Dero Wunsch und Bestreben. Und eben dieses weise, edelgesinnte und tugendhafte Herz war auch der Charakter, das Bestreben, und das Geboth des jungen Königs Salomo: weil du das im Sinne hast, und hast nicht um Reichthum, noch um Gut, noch um Ehre, noch um deiner Feinde Seelen, noch um langes Leben gebethen, sondern hast um Weisheit und Erkenntniß gebethen, daß du mein Volk richten mögest, darüber ich dich zum Könige gemacht habe: so sey dir Weisheit und Erkenntniß gegeben, dazu will ich dir Reichthum und Gut und Ehre geben, daß deines gleichen vor dir nicht gewesen ist, noch werden soll nach dir. Daß Ihres gleichen, durchläuchtigster Herr, daß Ihres gleichen an Weisheit und Tugend und allen Arten der Glückseligkeit unter den Churfürsten von Sachsen nicht gewesen sey, das, das soll unser Wunsch, unsere Hofnung, unser Gebeth, das ist und wird Dero edelmüthiges Bestreben seyn, das soll nach

GOt=

GOttes Willen der Innhalt derjenigen Geschichte seyn, die künftig die weise, glückliche und gesegnete Regierung Friedrich Augusts, des Sohnes Friedrich Christians, des Sohnes Antoniens beschreiben und die auch die Wohlthat noch in Andenken erhalten wird, die Eure Durchläuchten heute dieser Akademie und den Wissenschaften huldreichst erzeiget haben, eine Wohlthat, die wir in tiefster Dankbarkeit verehren und bewundern.

Die deutschen Musen in der Wüste.

Ihr Musen, bleibt in Wüsteneyen,
Wollt ihr vor Neidern sicher seyn:
Wem wollt ihr eure Lieder weihen,
Wenn Stolz und Hohn dawider schreyn?
Verlasset eilends unsre Fluren!
Hier folgt Niemand euren Spuren:
Geht, zieht zum fernen Caspersstrand!
Dort lehrt die Barbarn tönend lallen,
Laßt eure Faunusstimme schallen:
Wo nicht? So schonet doch das werthe Vaterland.

Gewiß, der Vorwurf scheint zu bitter,
Der euch nur Bann und Elend droht.
O welch ein finsters Ungewitter
Verspricht euch tausendfache Noth!
Doch nein! ihr habt es wohl verdienet,
Daß euch bey uns kein Lorber grünet:

Ihr

Ihr habt das Unheil selbst gebaut.
Was dorfte sich der Stolz vermessen,
Der Römer Mundart zu vergessen?
Gewiß, ihr habt zu viel auf eure Macht getraut.

Was nutzen eure bösen Künste?
Sie zaubern in manch frommes Herz
Verführerische Liebesdienste:
Das Laster heißet ihnen Scherz.
Der deutsche Mund soll deutscher klingen?
Und soll sich deutsches Lob erzwingen?
Das sich derjene nie erwirbt,
Den noch die Gottesfurcht entzücket,
Den noch die alte Tugend schmücket,
Der lebet als ein Christ, und als ein solcher stirbt.

Hier hat man nie die deutschen Töne
Auf eurer Laute recht gehört.
Ja, unsre wackern Musensöhne
Hat nie kein Pöbelwort gestört.
Im Kriege taugen Allemannen,
Da können sie den Feind verbannen,
Den Stahl auf seinen Nacken drehn.
Doch auf den stillen Pindus Spitzen
Kann ein Lateiner besser sitzen,
Und besser in dem Chor bekränzter Häupter stehn.

So war es ja vor grauen Zeiten,
Daß ihr nur Latien geehrt:
Ihr saht der Sprache Treflichkeiten,
Die uns Orbilius gelehrt.
Deutsch klingen auch der Bauern Lieder:
Ja Pan, und seine heischern Brüder
Gewöhnen auch ihr Rohr dahin.
Wie, soll die reine Musenflöte
Noch Klugheit, noch beschämte Röthe
Vom neu entstandnen Schall zur alten Weise
ziehn?

Wie scharret nicht der Franzen Leyer,
Da sie jetzt alles gallisch singt.
Seht, welch ein seltnes Ungeheuer
Sich auf den Appeninus schwingt!
Wo eh Sannazars Wunderseite
Die rege Tyberfluth erfreute,
Da sie Tibulls Gesang vernahm.
Nur Tasso dorft sich unterstehen
Die wälschen Worte zu verdrehen,
Bis ein gelähmter Klang von seinem Munde kam.

Wo bleiben nun die eiteln Britten,
Wo Miltons Geist erschrecklich war?
Ich schweige von den bösen Sitten
Der wuchernden Batavierschaar.

Da sieht man ja in allen Tönen
Den Wohlklang, und die Kunst verhöhnen:
Und jedes Wort verräth den Zwang.
Nun wollt ihr ungetreue Schwestern —
Doch nein! ich scheu' ein grobes Lästern.
Es zittert mir die Brust vor dem Satyrenklang.

Jedoch ihr bleibet fest entschlossen:
Ihr wollt aus unsrer Stadt nicht gehn.
Der tollen Tadelsucht zum Possen
Wollt ihr hier einen Tempel sehn.
Ach höret! hört die Drohungsblitze!
Er schreyt Myrtill in voller Hitze:
Karthago muß gefället seyn.
Drum Musen, bleibt in Wüsteneyen,
So darf der Neid das Gift schon speyen,
Doch müßt ihr euer Lied nur tauben Lüften weihn.

Th. de H.

Das

Das gelehrte Bier.

Herr Ignorant ein Held,
Der heut den ganzen Tag in einer Schenk gesessen,
Beseufzet jetzt die so verkehrte Welt,
Und sagt: wie toll, wie kühn, und wie vermessen
Sind nun die Leute nicht?
Das wahre Glaubenslicht
Lischt wirklich aus. Die Wahrheit wird verdrungen,
Seit dem es eine Zeit dem Irrthum hat gelungen,
Daß er so manche große Stadt
Mit seinem Gift schon angestecket hat.

Ge=

Gerechter GOtt! (nun greift er nach dem Glase,
Und trinkt es zweymal aus)
Gerechter GOtt! Wer sind jetzt die Gelehrten?
Sind sie wohl Männer noch von langen, grauen Bärten,
Wie sie zuvor gewesen sind? ach nein!
Wer jetzt gelehrt seyn will,
Der muß ein junger Freygeist seyn.
Ich sage nicht zu viel.
(Nun trinkt er wiederum, und klagt)
Ich sage nur, was jeder Kluge sagt,
Ich könnt es einmal nicht verschweigen,
Und müßt' ich auch zum Henker gehn.
Nicht wahr Herr Bruder Strumpf? nicht wahr Herr Vätter Block?
Ihr werdet alles dieß bezeugen.
Was ihr bey unsern Zeiten selbst gesehn.
Noch Tugend, noch Gerechtigkeit,
Noch Menschenlieb, noch Redlichkeit ---
Die Laster herrschen nur allein,
Ich möchte nur acht Tage Landsherr seyn:
Wir wurden wiederum die goldne Zeit bekommen. ---

Jetzt

Jetzt fraget ihr vieleicht:
Woher hat Ignorant,
Der dumme Esel, der Pedant
Auf einmal so viel Witz, und Wissenschaft genommen
Daß er so bündig sprechen kann?
Ihr Herren still! es redt ja nicht der Mann,
Es redet nur aus ihm (so scheint es mir)
Das gute alte Merzenbier.

B.

Brief

II. Brief
an die
Herausgeber
von der Briefkunst.

Meine Herren!

Ich bin vergnügt, ich kann es ihnen nicht bergen, ich bin vergnügt. Mein Vorschlag hat ihren Beyfall erhalten; weil sie meinen Brief in ihre Monatstücke eingerücket haben. In der That, es ist Zeit über Zeit, daß wir unsere Landsleute bey dem alten Geschmacke zu erhalten suchen. Sehen sie nur; man will nicht nur allein alle fremden Worte und Redensarten ausgemustert wissen; man fängt auch bereits schon das alte Hochdeutsche in Briefen zu verderben an. Man hält sich (ist dieß nicht recht pedantisch?) an die Regeln einer Sprachkunst, von welcher unsere Vorältern bis auf etlich dreyßig Jahre her nichts gewußt, und dennoch weit schönere und künstli-

dere Briefe geschrieben haben, als man jetzt schreibt. Man darf nicht einmal mehr seine Belesenheit und Erudition zeigen; sonst heißt es ohne weiters: der Brief ist gekünstelt.

Da ich noch auf der hohen Schule zu . . . die beyden Rechte vorlesen hörte, konnte ich meinem lieben alten Vater nichts angenehmers wünschen als Nestors Jahre, Crösi Reichthümer, Mercurii Beredsamkeit, (er war ein Advocat) und eine Cornucopie von zeitlichen Gütern. Ich wünschte, daß er sich in seinem hohen Alter gleich den Adlern verjüngen, und kurz vor seinem Tode noch wie der Vogel Phönix aus der Asche heraus steigen, und wiederum aufs neue zu leben anfangen möchte. Ich versicherte ihn, daß ich an ihn dächte, so oft die gepurpurte Aurora mit ihren rosenfarben Wagen an dem Horizont erschien, und der Phöbus mit seinen goldnen Haaren aus dem unergründlichen Flutenfelde stieg. Der liebe Alte fühlte eine rechte Herzenslust, da er meine Briefe las. Das Vaterherz wurde so fast gerühret, daß ihm oft (mir erzählte es mein älterer Bruder) die Freudenthränen aus den väterlichen Augen brachen. Er sah nämlich, daß er

die

die Kosten des Studierens nicht umsonst auf mich verwandt. Er sah, daß ich noch nicht alles vergessen hätte, was ich in den untern Schulen gelernet; und weil er mich so stark im Briefeschreiben fand, so machte er sich die süße Hofnung, daß ich gar bald tüchtig genug seyn werde, ihn in seinen Amtsgeschäften zu überheben, und eben so elenlange Perioden zu machen, wie er. Ich befand mich recht wohl bey der Sache, so oft ich gerne zur Ehre des Bachus einen Tag zubringen möchte, bath ich den Apollo um dergleichen sinnreiche Einfälle: diese suchte ich mit schönen hochdeutschen und hochtrabenden Redensarten auszudrücken. Ein Brief von dieser Art trug mir allemal eine Karolin.

Wie sehr hat sich aber der Geschmack im Briefenschreiben in einer so kurzen Zeit geändert! Gellert, der sächsische Gellert verführt unsere Landsleute so sehr, daß man aus ihren Briefen nicht mehr abnehmen kann, ob sie in Schulen etwas von den poetischen Alterthümern gehöret haben, oder nicht. Ihre Ausdrücke sind so natürlich und ungeschminkt, daß man gar keine Kunst mehr daran wahrnimmt. Es scheint, als schrieben sie ihre Briefe nieder, ohne sich

eine Mühe zu geben, oder nachzusinnen, was sie schreiben, oder wie sie sich ausdrücken sollten. Haben sie vielleicht darum so viel Zeit in Schulen auf die Briefkunst verwandt, daß sie dieselbe wiederum vergessen, oder doch lebenslänglich verdecken wollen? So scheint es wenigst. Ich sage nicht zu viel: ich will auch die Probe machen.

Mein Sohn hatte unlängst zwey Gedichte verfertigt, ein Strafgedicht, und eine Moralpiece. Diese wird er ihnen in Kürze der Zeit als Beyträge zu ihren Monatstücken einsenden. Heute hat er in dieser Absicht folgenden Brief aufgesetzet.

Meine Herren!

Sehen Sie wohl? unsere Landsleute wachen allgemach auf. Es kömmt fast kein Monatstück mehr zum Vorscheine, in welchem ich nicht ein Stück eines Patrioten antreffe. Soll ich nur allein der Träge oder Unempfindliche seyn, der entweder nicht so viel Ehrgeitz, oder doch nicht so viel Muth hätte, Ihnen einen Beytrag zu liefern? Nein! Hier empfangen Sie zwey Gedichte von mir: ich bitte

Sie,

Sie, machen Sie doch, daß beyde in das nächste Monatstück eingerücket werden, sie mögen gut seyn, oder nicht. Sind sie gut, so lassen Sie meinen Namen weg, ich bin zufrieden, wenn die zween Anfangsbuchstaben M. B. beygesetzet werden. Sind sie nicht gut, so setzen Sie meinen Namen ausdrücklich. Ich will nicht, daß man meine Fehler auf ihre Rechnung schreibe. Nun verlieren Sie an der Ehre nichts, wenn ich selbst lächerlich werden will. Haben Sie aber die Gnade für mich, und fügen Sie ohne Scheu hinzu, was Sie von meiner Arbeit denken. Bin ich zur Poesie tüchtig, oder nicht? Im Ernste. Ich verlange zu lernen, und es wird mir Ihr Urtheil nicht nur zum Unterricht, sondern auch zum Vergnügen seyn. Vergeben Sie mir meinen patriotischen Eifer. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Diesen Brief ließ er auf seinem Pulte liegen, da er gestern Abends spatzieren gieng. Ich merkte wohl, daß er ausländische Briefsteller müsse gelesen haben; in unsren Gegenden lehret man diese Art Briefe zu schreiben nicht. Allein dachte ich: mein lieber Sohn, du wirst

„ bey der churfürstlichen Akademie eine rechte
„ Ehre einlegen. Die Herrn Akademisten den-
„ ken jetzt ganz anders, seit dem Sie von
„ mir einen Brief erhalten, welchen Sie
„ wirklich schon im letzten Monatstücke der ge-
„ lehrten Welt bekannt gemacht haben. Viel
„ Glücke, mein Sohn! viel Glücke. Du wirst
„ gewiß zum zweytenmale nicht mehr kommen,
„ wie der P.. J.. von L.. Wie schön
„ hätte sich nicht dieser Brief verfassen, wie
„ viel poetische Alterthümer, und zierliche Re-
„ densarten hätten sich nicht anbringen lassen!

Ich wurde endlich böse. Der elende Tropf brachte so viele Jahre in den Schulen zu, und ist nicht einmal im Stande einen gelehrtern Brief zu schreiben. Es sind bereits schon dreyßig Jahre verflossen, da ich aus den Schulen gekommen bin; dennoch (ich will mich nicht rühmen, ich sage es nur) dennoch fallen mir noch mehr poetische und rednerische Zierathen bey als ihm. Ich wollte in seinem Alter einen andern Brief verfaßt haben. Ich wage es noch. Ich will ihm einen Brief von diesem Innhalt auf sein Schreibpult hinlegen, er wird sich schämen, wenn er meine Arbeit liest, und gegen der seinigen hält.

Hoch-

Hochgeehrtiſte Herren!

Wiewohl ich noch auf dem Parnaß ein Fremdling bin, und noch nicht viel Waſſer aus den Brunnen Aganippe getrunckhen habe. So kan ich doch auch nit in Abrede ſtehlen, daß mich der Pegaſus gleichſam in vorbeyflüchen ein wenig getroffen, folglich auch geſchickt gemacht habe ein ſo anders Gedicht zu verfaſſen. Weil ich nun gewahr nihm, daß andere Landsleute vor mir meinen hochgeehrtiſten Herren ſo viel poetiſche Werkcher einſendten, ſo habe ich nicht unterlaſſen können auch mit einigen aufzuwarten. Obwohlen ich nun freylich nicht verneinen kan, daß ich ſchon viele kurze Piecen ins Publicum ausflüchen laſſen, und auch etwelche theatraliſche Schauſpiel auf unſerm Marckhtheater mit dem Beyfall gemeiner Leuten producirt habe, weil ich aber mit all deme von ſeiten der guten Kännern, oder panckmäßigen Gelchrten noch nicht geſichert bin, ob mein geflügletes Pferde auf ein oder zwey Füſſen hincke, oder in vollem Galoppe etwan gar den ganzen Parnaſſus verfähle; ſo habe ich die Meynung geſchöpfet, ich will ihnen etliche Piecen einſchicken, ſo wie ſie unlängſt aus

meiner Schmidten gekommen sind.* Es ist kein Eitelkeit, noch ein Ehrsucht von seiten meiner: ich schicke meine Arbeit ein um zu lehrnen, und wollte also gebeten haben, meine hochgeehrtiste Herrn möchten zu meinem Unterricht und Vergnügen die zwey Poesien in ihr Monatstück einschalten. Nehmet nur vor diesesmal hochgeehrtiste Herrn mit diesen geringen Opferpfenning verlieb, so Euch meine Unvermögenheit auf dem Altar Eurer Gelehrtheit in geflißnester Ehrforcht hiemit niederleget: und versaget jenem Eure Gewogenheit nicht, der auf solch verspührende Erzeigung aus seinem künftigen Verhalt zeigen wird, mit welch aufmerksamer Lehrsucht er zu seyn verlanget, und nach allen Kräften zu dienen begehret, nämlich Eurer ꝛc.

Nun

* Weil just die Rede von einer Schmidten ist, so hätte ich wohl noch tiefer in die Poesie hineingehen, und von dem Vulkan, und seinen Cyccloppen eine Meldung thun können; es scheint mir das Wort **Cyccloppen** auf deutsch eben so viel zu heißen als **sie klopfen**, und helfen durch ihre Hammerschläge die Verse scantieren.

Nun ist Niemand vorwitziger als ich; was doch der junge Witzling sagen wird, wenn er nach Hause kömmt, und diesen Brief auf seinem Pulte liegen sieht. Ich will mich verstellen. Ich will es ihm so gleich nicht eröffnen, daß ich der Verfasser desselben bin. Sind Sie nicht selbst begierig den Verlauf der Sache zu vernehmen? Sie sollen alles mit der nächsten Post wissen; indessen habe ich Ihnen nichts anders mehr zu schreiben, als daß ich mit aller Hochachtung bin Ihr ꝛc.

M.. den 2 Dec. 1765.

Gehorsamster Diener.

B.

Eine Verwandlung.

In den grauen Zeiten, da Jupiter noch Mode war, und da die Götter den Menschen in allen Arten der Laster mit guten Exempeln vorgiengen, gab es eine Art Vögel, welche Bathornen genannt wurden, und wegen ihrer starken Flügel, und ihres dazu geschickten Körpers, ziemlich hoch in die Luft fliegen konnten. Diesen Vorzug, dessen sich die andern Vögel mit so großem Vortheile als Vergnügen bedienten, hielten diese Bathornen so wenig für einen wirklichen Vorzug, daß sie ihn vielmehr für ein großes Uebel ansehen; und es für gefährlich hielten, wenn sie denselben dazu anwendeten, wozu er ihnen von dem Jupiter gegeben war. Sie wagten sich niemals über etliche wenige Fuß hoch von der Erde in die Höhe; meistentheils aber legten sie sich auf die Bäuche, streck-

ten die Füße hinten aus, ließen die Flügel so, daß sie dieselben schleppten, auf die Erde hängen, und krochen so auf der Erde hin, und zwar am liebsten im Finstern. Ein alter Schriftsteller, welcher viel tiefer, als alle andere, in die Natur der Thiere, und in die Ursachen ihrer Handlungen eingedrungen ist, sagt, daß sie dieses deßwegen gethan, weil sie geglaubt, „ sie könnten nichts anders, als mit der größten Lebensgefahr in die Höhe fliegen; ihre Flügel wären ihnen nur zu ihrem Verderben gewachsen; sie würden gewiß in dasselbe hinein rennen, wenn sie mit denenselben fliegen wollten; sie sehen, wenn sie in die Höhe kämen, so viel Dinge in der Welt, welche vor ihnen verborgen seyn müßten, wenn sie nicht die unglückseligsten Thiere von der Welt seyn wollten; Jupiter selbst hätte das größte Mißfallen daran, wenn sie sich in die Luft jagten, und seinem Throne näherten, und er würde sie dereinst mit seinem Blitze zerschmettern, wenn sie sich nur in etwas zu weit von dem Erdboden erheben würden. „ Es erhoben sich diese Vögel nicht nur selbst niemals von der Erde, sondern sie konnten es auch nicht leiden, wenn andere Vögel, welche die vom Jupiter ihnen verliehenen Gaben zu gebrauchen wußten,

wußten, sich in die Luft schwungen. Wenn sie daher in die Höhe fliegend gewahr wurden, so sperrten sie ihren Schnabel gegen sie weit auf, erregten aus ihren Hälsen ein sehr übelklingendes Getöse, welches dem Zischen der Gänse, wenn sie ihre Zungen vertheidigen, ähnlich war, und ein giftiger Schaum quellete aus ihren Gaumen hervor, und lief häufig zu ihren Schnäbeln heraus. Wenn sie zuweilen höreten, wie die andern Vögel, in der damals gewöhnlichen Thiersprache erzählleten, was sie für große, und wunderbare Dinge in der Höhe gesehen hätten, so, daß sie daraus erkannten, was Jupiter, welcher ein Herr über alles wäre, für ein großer Gott sey; daß sie nicht glaubten, daß es eine schönere Welt geben könne; daß sie daher es für das größte Vergnügen hielten, sich so hoch in die Höhe zu schwingen, als sie könnten, und das glaubten sie, die Bathornen versündigten sich an dem Jupiter, da sie sich der Flügel nicht dazu bedienten, wozu sie ihnen die Natur gegeben hätte; so giengen sie in voller Furie auf diese Vögel los, machten ein erbärmliches Geräusche, damit sie nicht hören möchten, was diese sagten, und bespritzten sie mit ihrem tödtlichen Gifte, so, daß sie oft vie-

len Vögeln große Schmerzen, ja den Tod selbst dadurch verursachten. Wenn die andern Vögel auf den Gipfeln der Bäume, und in der Luft schwebend, ihre Gesänge, zum Lobe Jupiters, mit lautem Schalle anstimmten, so lagen diese, wie halb tod, auf ihren Bäuchen, und glaubten, mit ihrem widerwärtigen Gezische, diesen Gott, recht, wie sichs gehörte, zu verehren. Jupiter, welcher über die Aufführung dieser Vögel sehr zornig war, konnte seine Gaben nicht länger so schändlich mißbrauchen, und die unglücklichen Bathornen nicht länger nach einem elendern Zustande schmachten sehen. Er benahm ihnen daher alles das, dessen sie sich aus boßhafter Einfalt, dazu, wozu es ihnen gegeben war, nicht bedienen wollten; er nahm ihnen die Flügel, die Federn, und die Füße, ließ ihnen von ihrem besondern Eigenthume nichts, als den Gift, und machte sie zu dünnen, langen, und im Finstern, und in der Tiefe schleichenden Thieren, kurz, Jupiter verwandelte sie in Schlangen.

Nachricht.

Diese Fabel, die wir schon in einer periodischen Schrift gelesen haben, ist uns mit vielen wichtigen Anmerkungen erläutert, von . . . geschicket worden. Der ungenannte Verfasser der Anmerkungen ist vollkommen versichert, daß die Bathornen Peripatetiker gewesen sind.

Mer-

Das ertrunken Weib.

Ein böses Weib ersäufte sich.
Wie dieses zugegangen,
Wirst du, mein Leser, hoffentlich
Zu wissen nicht verlangen.
Ich grüble nicht gern ohne Noth:
Genug! das Weib war mausetod.
Und schwamm in einem Fluße.

Ihr Mann sucht den entselten Leib,
Den er begraben wollte,
Damit auch nach dem Tod sein Weib
Ihn ja nicht plagen sollte;
Er sucht, bis er fast nicht mehr kann,
Und endlich trift er Menschen an,
Die er um Rath befraget.

Mein

Mein Freund, sucht nur hinunterwärts,
Rieth einer nach dem andern;
Sein Nachbar aber sprach im Scherz
Ihr müßt hinauf zu wandern.
Vieleicht hat sie, wie allezeit
Der Geist der Widerspänstigkeit
Dem Strom hinauf getrieben.

Poet. Versuch.

Betrachtungen über die merkwürdige Auferweckung eines Erstickten.

Es sind einige Begebenheiten, die an sich selbst von solcher Wichtigkeit für das menschliche Geschlecht sind, oder zu solchen nützlichen Entdeckungen Anlaß geben können, daß es eines jeden Schuldigkeit ist, dem dieselben bekannt werden, die Nachricht davon so weit auszubreiten, als es immer möglich ist.

Der Vorfall, der die folgenden Anmerkungen veranlasset hat; ist nach meinem Erachten von dieser Beschaffenheit. Es bestehet derselbe in einer Nachricht „ von einem Menschen, der dem Ansehen nach tod gewesen, „ und durch Ausdehnung der Lunge mit Luft „ wieder zurechte gebracht worden ist, von Wilhelm Tossack Wundarzte zu Alkoa. „ Gedruckt in dem zweyten Theile des 5ten Bandes 605 Seite der mediciniſchen Verſuche, die von

einer Gesellschaft der Aerzte zu Edenburg herausgegeben worden. Es wird genug seyn, wenn wir an diesem Orte einen Auszug davon geben. Diejenigen, die eine weitläuftigere Nachricht verlangen; können die angezogene Schrift selbst nachschlagen.

Ein Mann, den der widrige Dampf von angezündeten Steinkohlen in der Kohlengrube ersticket hatte, fiel also tod nieder. Er lag eine halbe bis drey viertel Stunden in der Grube, und wurde alsdann heraus gezogen. „ Seine „ Augen waren offen und starreten; der Mund „ war weit aufgesperret; der ganze Leib kalt: „ nicht die geringste Puls war weder bey dem „ Herzen, noch in den Pulsadern zu fühlen, „ und man konnte auch nicht den mindesten „ Athem bemerken. „

Bey diesen Umständen legte der Wundarzt, der die Sache erzählet, „ seinen Mund dichte „ auf den Mund des Kranken, blies, indem „ er zugleich die Nasenlöcher zuhielte, stark „ hinein, und brachte die Brust desselben durch „ seinen Athem völlig in die Höhe. Gleich „ darauf fühlete der Wundarzt sechs bis sieben

„ sehr

„ sehr lebhafte Schläge des Herzens; die Brust
„ fuhr fort, sich auf und nieder zu bewegen,
„ und bald hernach fühlete man die Puls in
„ den Pulsadern. Hierauf öfnete er demsel-
„ ben eine Ader am Arm, die nach einem klei-
„ nen Sprung eine viertel Stunde lang nur
„ Tropfenweise blutete, hernach aber ordentlich
„ lief. Während der Zeit ließ er denselben rüt-
„ teln, schütteln und reiben so sehr er konnte.
„ Innerhalb einer Stunde hob der Kranke an,
„ wieder zu sich selbst zu kommen; nach einer
„ Zeit von vier Stunden gieng er nach Hause,
„ und in eben so vielen Tagen fieng er seine
„ Arbeit wieder an. „

Es waren viele hundert Menschen, und darunter auch einige vornehme Personen bey dieser Heilung gegenwärtig.

Dieses ist der kurze Begriff der Erzählung, und man kann daraus gar deutlich abnehmen, wie gar vieles der Scharfsinnigkeit des Wundarztes bey der Genesung dieses Mannes zu zuschreiben sey. Die Zergliederer haben zwar längst gewußt, daß die Aufblassung der Lunge von außen, bey einem todten oder sterbenden Thiere,

das Herz desselben wieder in Bewegung setzen, und diese eine Zeitlang fortdauern könne; allein dieses ist das erste Beyspiel, das ich meines Wissens noch zur Zeit angetroffen habe, da dieser Versuch in der Absicht glücklich angewendet worden ist, das Leben eines Menschen in einer so nahen Gefahr zu retten.

Das Aderlassen ist bisher fast die einzige Zuflucht bey dergleichen Zufällen gewesen. Wenn dieses nicht hilft: so dachte man an keine weitere Hilfe für den Kranken. Die Absicht war, durch das Aderlassen dem stockenden Geblüte in den Blutadern Luft zu machen, und dem Blute in den Pulsadern von hinten her Raum zu verschaffen, damit der Widerstand gegen das Herz solchergestalt veringert, und dieser Muskel dadurch wieder in Bewegung gebracht werde.

Allein nur allzuviel Beyspiele haben uns täglich gelehret, daß dieses Mittel keine Wirkung thut, wenn gleich die Oeffnung mit noch so vieler Geschicklichkeit gemacht wird. Es ist auch nicht glaublich, daß es in dem Falle helfen werde, wenn das Geblüt seine Flüßigkeit ziemlichermaßen verlohren hat; und wenn die

Be-

Bewegung des Herzens, und die zusammenziehende Kraft der festen Theile zu wirken aufgehöret haben.

Das Wärmen, Reiben, Schütteln, und der Gebrauch reitzender Mittel, thun allzuoft eben so schlechte Wirkung, als das Aderlassen.

Da nun das Mittel, die Lunge solcher Menschen, welche dem Ansehen nach tod sind, auszudehnen, bey einer Person mit so gutem Erfolge versucht worden ist: so hat man Ursache zu vermuthen, daß es auch bey andern helfen werde. Es wird dienlich seyn zu untersuchen, in welchen Fällen, und unter welchen Umständen man erwarten könne, daß dasselbe die vorgesetzte Wirkung thun werde.

Man wird ohne Schwierigkeit zugeben: wenn die Säfte verdorben, oder durch Krankheiten zum Umlaufe undürftig gemacht worden; wenn dieselben erschöpfet sind, oder wenn die Steife und der Bau der festen Theile verletzet, oder zernichtet ist, daß in diesen Fällen es die gröste Thorheit seyn würde, auf ein Mittel, das Leben wieder herzustellen, zu denken.

Wenn aber die festen Theile noch ganz, und die Steife derselben durch Krankheiten nicht verringert ist; wenn die Säfte sonst von keiner andern Ursache verdorben sind, als nur von einer kurzen Stockung; wenn nur noch der mindeste Grad einer chiemischen Wärme übrig ist: so würde es Unrecht gethan seyn, wenn man einen so leichten Versuch nicht ins Werke richten wollte.

Diese Beschreibung fasset zwar wenige Krankheiten, aber eine desto größere Anzahl Zufälle in sich. Unter den erstern sind viele, die man schleunige Todesfälle nennet, und die von einer gewissen unsichtbaren Ursache herrühren: nämlich Schlagflüsse, plötzliche Anfälle von mancherley Gattung: als von Mutterzustände, Ohnmachten, und viele andere Krankheiten, da die Leute ohne vorhergehende Unpäßlichkeit umfallen und ausbleiben. In vielen von diesen Zufällen kann es nützlich seyn, dieses Mittel zu brauchen, ohne jedoch eines von den Hilfsmitteln zu verabsaumen, dazu man sonst bey diesen traurigen Umständen seine Zuflucht zu nehmen pfleget.

Es ist schwer alle die unvermutheten Zufälle zu erzählen, dabey dieses Mittel nicht ohne Hofnung eines guten Erfolgs versucht werden könnte. Einige derselben sind folgende: Erstickung von schweflichten Dünsten aus Bergwerken, Steinkohlengruben u. s. w. verdickerte Luft in lange nicht geöfneten Brunnen, oder andern unterirrdischen Höhlen; schädliche Dämpfe von gährenden Feuchtigkeiten, die man aus einem engen Luftloche empfänget; Dampf von brennenden Holzkohlen, einem schweflichten mineralischen Sauren; arsenicalische Ausdünstungen u. s. w.

Diejenigen, die dem Ansehen nach, von dem Blitze, oder von einer heftigen Erschütterung der Gemüthsbewegungen, als der Freude, Furcht, dem Schrecken u. s. w. getödtet worden sind, könnten vieleicht oft durch dieses einfache Mittel wieder zum Leben gebracht werden, wenn man ihnen stark in die Lunge bliese, und auf diese Weise den Werkzeugen des Lebens aufs neue die Bewegung mittheilte.

Missethäter, die am Galgen hingerichtet worden, könnten Gelegenheit an die Hand ge-

den, zu entdecken, wie weit dieses Mittel dienen möchte, diejenigen zu retten, die unglücklicher Weise ihre eigenen Scharfmeister geworden sind, und sich selbst erhenket hoben. Wenigstens könnte man es versuchen, ob nicht die Verurtheilten, nachdem sie die gewöhnliche Zeit gehangen wären, durch Aufblasung der Lunge, auf die vorhin gedachte Weise, manchmal wieder zum Leben gebracht werden könnten. Der einzigen schlimmen Folge, die diese Entdeckung nach sich ziehen möchte, könnte dadurch leicht vorgebeuget werden, daß man die gegenwärtige gesetzte Zeit des Hangens verlängerte.

Es scheinet aber, daß man sich von diesem Mittel sehr viel versprechen könne, denenjenigen damit Hilfe zu leisten, die im Wasser ertrunken sind, und zwar unter den vorhin gemeldeten Umständen. Zum wenigsten ist es offenbar nöthig, dasselbe Jedermann zum Versuche anzupreisen, nachdem der Leib von dem eingeschluckten Wasser entlediget ist. Dieses muß also geschehen, daß man den Leib in die gehörige Stellung leget, den Kopf niederwärts richtet, und den Leib vorwärts beuget; und zwar, wenn

es

es seyn kann, über einem Faße, oder einer andern rund erhabener Stütze, und dieses mit der größten Behendigkeit.

Es ist nichts ungereimtes, wenn man die thierische Maschine mit einem Uhrwerke vergleichtet. Man setze, die Räder seyn in der besten Ordnung, die Einrichtung in allen Theilen vollkommen gut, und sie sey bis zu ihrer völligen Höhe aufgezogen, denn, wenn man dem Hanggewichte nicht einigen Anstoß giebt; so bleibt das ganze Werke ohne Bewegung.

Eben auf diese Art setzen wir bey den angeführten Zufällen, daß die festen Theile ganz und mit ihrer ausdehnenden Kraft versehen, die Säfte in gehöriger Menge vorhanden, und die Beschaffenheit derselben auf keine andere Weise verdorben sey, als von einer kurzen Stockung, die von der Ruhe desjenigen Bewegenden etwas entstanden ist, dadurch die Materie der belebten Körper in den Stand gesetzet wird, den Widerstand des Mittels, darinn dieselbe sich beweget, zu überwinden.

Wenn man nun die Lunge aufbläset, und durch dieses Mittel dem Herzen die Bewegung mittheilet, eben also, wie man einem Hang=gewichte den ersten Schwang giebt: so kann dadurch möglicher Weise dieses Etwas in vielen Fällen in den Stand gesetzet werden, sich der Oberherrschaft der Werkstätte wiederum zu be=mächtigen, und die Werkzeuge derselben aufs neue in Bewegung zu setzen, bis eine andere unvermeidliche Nothwendigkeit dieser Bewegung gänzlich ein Ende machet.

Einige von meinen Gedanken haben an die Hand gegeben, daß man in diesen Fällen einen Blasebalg mit grösserm Vortheile brauchen könnte, als den Wind aus dem Munde eines Menschen. Allein, wenn man gleich Jemanden haben kann, der aus Mitleiden den Versuch mit dem mündlichen Einblasen machen will: so ist dieses, aller Wahrscheinlichkeit nach, jenen vorzuziehen; 1) Weil ein Blasebalg nicht gleich bey der Hand seyn möchte: 2) weil die Lunge eines Menschen, ohne ihre Verletzung, eben so große Gewalt auszustehen vermögend ist, als die Lunge eines andern Menschen gegen sie aus=

üben

üben kann, da dieses nicht jederzeit sich mit einem Blasebalge bestimmen läßt: 3) weil die Wärme und Feuchtigkeit des Athems weit wahrscheinlicher den Umlauf des Geblüts befördern wird, als die kalte Luft, die man aus einem Blasebalge ausblaset.

Wie nun aus diesem allen der Schluß zu machen: so bin ich der Meynung, daß die oben beschriebene Heilungsart dienen könne, vieler Menschen Leben zu retten; indem dieselbe sich von einem jeden, der bey dem Zufalle ungefähr gegenwärtig ist, ausüben läßt, und zwar ohne Zeitverlust, ohne Kosten, mit weniger Mühe, und mit noch geringerer Geschicklichkeit. Ingleichen, weil dieselbe vieleicht das einzige Mittel ist, damit man möglicher Weise einen großen Nutzen schaffen, und gar keinen Schaden thun kann. Ich habe daher geglaubet, es könne dieselbe dem menschlichen Geschlechte solche wichtige Vortheile verschaffen, daß sie verdienen, zu Jedermanns Wissenschaft bekannt gemacht, und angepriesen zu werden. Denn, ungeachtet dieselbe bereits in einem Werke gedruckt stehet, das durchgehends von allen Aerzten gelesen

wird;

wird: so kann es doch leicht geschehen, daß sie von einigen übersehen, von andern vergessen, und bey aller Sorgfalt, die man anwendet, doch vieleicht nicht einmal den zehnten Theil denenjenigen bekannt wird, die doch billig davon Nachricht haben sollten.

Hamburgisches Magazin.

Die

Die Stärke des Weins.

Wein ist stärker als das Wasser,
Dieß gestehn auch seine Hasser:
Wasser reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuser umgeschmissen:
Und doch wundert sich Hans Dumm
Daß der Wein mich umgerissen.

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben
O Adam! welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt ich sollen leben,
So wär das Paradies noch heut.

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär?
Wie da, mein Freund? — Ey nun, ich glaube
Das Paradies wär auch nicht mehr.

Leßing.

Ge-

Gedanken

bey dem

Schluße des 1765 Jahres.

Stäts flüchtig eilen Jahr und Zeiten
Vom ersten Anfang zu uns her,
Und flüchtig eilen sie ins Meer
Noch nie durchdachter Ewigkeiten.
So wie ein Strom, den auch der stärkste Damm
nicht hemmt,
Daher rauscht, alles raubt, und niemals wie-
derkömmt:
So eilt auf flüchtigen Gefieder,
Das keine Macht zurücke hält,
Ein neues Jahr zu unsrer Welt,
Es flieht schon, da es kömmt, und ewig kömmts
nicht wieder.

Gedanke! der mich schreckt, und den ich nicht
versteh,
Weil ich mit starrem Blick in Dunkelheiten seh.

Wer

Wer mißt die Zeit? Wer kann dorthin die Blicke wenden,
Wo tausend Jahr ein Tag, und Zeiten nie sich enden?
Wo, dunkel dem Verstand, ders Künftige nicht kennt,
Die ernste Ewigkeit Tag, Jahr und Zeiten trennt?
Begriff! der schwindelnd macht! — Du, aller Zeiten GOtt!
Nur du siehst alles ein. Erhabner Zebaoth!
Dir, dir gehört der Dank, daß uns in diesem Jahr
Dein Segen väterlich, dein Zorn nicht schrecklich war.
Daß Wind und Fluren uns nicht völlig aufgerieben,
Daß bey dem Riß des Staats der Staat beglückt geblieben,
Daß kluger Lehrer Fleiß uns deine Wege wies,
Daß Handel und Gewerb den Bürger nicht verließ:
Das thatest du; dieß rühmt ein dankbares Gemüthe;
Denn deine Erde, HErr! ist voll von deiner Güte.

Nach-

Nachricht.

In dem akademischen Bücherverlage sind zu haben:

Brauns Heinr. Benedictinerord. Anleitung zur deutschen Sprachkunst zum Gebrauche der Schulen in den Churlanden zu Baiern 8vo München 1765.

= Anleitung zur deutschen Redekunst in kurzen Sätzen zum Gebrauche akademischer Vorlesungen. 8vo München 1765.

= Anleitung zur deutschen Dicht- und Versekunst zum Gebrauche akademischer Vorlesungen. 8vo München 1765.

= akademische Rede von der Kunst zu Denken, als dem Grunde der wahren Beredsamkeit. 4to München 1765.

= Rede auf die heiligste Geburt JEsu Christi. 4to München 1765.

= deutsch orthographisches Wörterbuch nach den Regeln seiner Anleitung zur deutschen Sprachkunst. 4to. Dieses Werk hat zwar die Preße noch nicht verlassen, man wird aber den Druck beschleunigen, so viel als es möglich ist.

München,
Gedruckt bey Johann Friedrich Ott, Churfürstlich-akademischen Buchdrucker.

Baierische Sammlungen

und

Auszüge

zum

Unterricht und Vergnügen.

Zweyter Jahrgang.

Viertes Monatstück.

Im Jenner 1766.

München

Bey Franz Lorenz Richter,

Akad. Bücherverl. Inspector.

Das
Reich des Meßias.

Der Völker Arm iſt aufgehoben!
Warum ergrimmen ſie und toben?
Wer hat die Heyden aufgebracht?
Warum erhebt in ſeinem Grimme,
Der Menſch mit frevelhafter Stimme
Doch ſo vergeblich ſeine Macht?

Der nahe Streit wird ſchrecklich werden!
Empörte Könige der Erden
Beſchließen eine große That.

Die Herren halten, GOtt der Götter,
Selbst wider dich, und unsern Retter
Den GOtt Meßias einen Rath.

Laßt uns ihr Joch, hörst du sie sprechen,
Laßt ihre Fesseln uns zerbrechen.
Wie leicht zerreißt sie unser Muth!
GOtt wohnt und hört in seinem Himmel
Der stolzen Könige Getümmel,
Und lacht und spottet ihrer Muth.

Er wird den Völkern sich entdecken
Sein Grimm wird reden, wird sie schrecken,
Und des Gesalbten Rächer seyn.
Wem, spricht er, wollt ihr widerstehen?
Ich setzt auf meinen heil'gen Höhen.
Auf Zion ihn zum König ein.

Dann sollen große Tage werden,
Wenn dieser König aller Erden,
Sich aufmacht, und den Himmel neigt.
Wenn er, erst niedrig und verschmähet,
Aus seinem Staube sich erhöhet,
Und Heyden ihren Heiland zeigt!

Die Welt wird seine Stimme hören;
Ich will den ganzen Erdkreis lehren:
Der HErr, mein Vater, sprach zu mir:
„ Den ich zu Zions König weihte.
„ Du bist mein Sohn, dich zeugt ich heute;
„ Sohn, was du bittest, gab ich dir.

„ Dir sollen alle Heiden dienen,
„ Und die Gewaltigen aus ihnen;
„ Die Erde sey dein Königreich!
„ Umsonst, daß die Tyrannen wüthen:
„ Du sollst Tyrannen auch gebiethen;
„ Denn mir und dir ist Niemand gleich.

„ Wenn sie sich zu empören wagen,
„ Soll sie dein eisner Scepter schlagen,
„ Dann sey in Strafen auch mein Sohn.
„ Du sollst, wie Töpfe, die zerschmeißen,
„ Die dein so leichtes Joch zerreißen,
„ Und tollkühn deinem Stuhle drohn.

Beherrscher, laßt euch unterrichten,
Lernt, lernet des Gehorsams Pflichten,
Ihr Richter auf der Erde, gern.

Ihm unterthan seyn, das ist leben.
Dient ihm mit Furcht, freut euch mit Beben,
Und ehrt und küßt den Sohn des HErrn.

Küßt ihn, daß nicht sein Zorn erwache!
Eilt, eilt, ihr Opfer seiner Rache,
Die Aufruhr jetzt noch zu bereun.
Der Zorn des HErrn wird bald entbrennen.
Heut allen denen, die ihn kennen,
Und ihm ihr ganz Vertraun weyhn.

Bremische Beyträge.

Von

Von der göttlichen Fürsehung.

Je länger ich das unergründliche Geheimniß der göttlichen Vorsehung erwege, je deutlicher erkenne ich jenen Ausspruch eines alten Weltweisen, daß nämlich nichts so offenbar, und doch zu gleicher Zeit auch so unbekannt sey als GOtt. In seinen Werken, und in der unendlichen Manigfaltigkeit so vieler tausend Geschöpfe, sehen wir ihn allenthalben vor Augen: von seinem Wesen aber, und von der Art seiner Erschaffung, ist uns alles aufs äusserste verborgen. Die Worte der Schrift, daß ein Feuer vor GOtt hergehe, ein schwarzes finsteres Gewölke ihn umgeben, sind hievon sehr lebhaft, und nachdenklich.

Wir wissen auch ohne die Offenbarung, daß GOtt jeden Augenblick den ungemessenen Bau der Welt nach allen seinen Theilen regiere,

und jedwede, auch die allerkleinste Creatur, durch seine unerschöpfliche Mildthätigkeit versorge. Die Wege solcher Vorsorge und Regierung hingegen sind uns bis jetzund so wenig entdeckt, so wenig derselben Einsicht uns nothwendig ist. Hierüber sollten wir zwar nicht irre werden, oder nur den geringsten zweifelhaften Gedanken gegen eine so wichtige und handgreifliche Wahrheit uns einfallen lassen: gleichwohl scheinet es, daß dieses allein die Ursache gewesen, warum einige sich nicht überwinden können, eine göttliche allgemeine Vorsehung zu glauben, davon ihr eigenes Herz sie nothwendig überzeugen müssen.

Indem wir die Absichten GOttes nicht kennen, sondern sie blos nach unsern Absichten beurtheilen, die gleichwohl nicht das geringste mit jenen gemein haben, so kann es freylich dadurch geschehen, daß sie uns dem ersten Ansehen nach, etwas unordentlich vorkommen. Wir halten einen Menschen für fromm und zugleich für unglücklich, einen andern für gottlos, und zugleich für glücklich, da doch jener die Verheissung des Segens, und dieser die Bedrohung der Strafe empfangen hat, und auch selbst das natürliche Gesetz solches über sie verhenget. So

gleich

gleich bilden wir uns vermessener Weise ein, daß ein blosser eigenmächtiger Wille, und keinesweges die unwandelbare Liebe und Gerechtigkeit GOttes, der Trieb oder die Richtschnur der göttlichen Absichten seyn müsse. Wir unterfangen uns wohl gar, die ewige Vorsehung einer Unbilligkeit zu beschuldigen, wo nicht gänzlich alle Sorgfalt und Aufsicht ihr abzusprechen, ungeachtet wir keine sichere Kennzeichen haben, wer fromm oder gottlos, glücklich oder unglücklich sey, und selbst kaum sagen können, was wir eigentlich durch diese Worte verstehen. Gesetzt auch, daß ein wahrhaftig Frommer in der That unglücklich, ein wahrhaftig Gottloser hingegen in der That glücklich wäre: wie wissen wir, ob nicht des ersten Unglück die Ursache seine Frömmigkeit, oder eines künftigen desto grössern Glückes sey? Und wer ist Bürge, daß nicht dem letzten sein Glück zu einem so viel stärkern Unglücke, oder zu doppelter Bestrafung gereichen werde? Da wir ferner die göttlichen Vorsehungswerke nur in einzelnen Theilen, und nicht in der völligen Ordnung ihres Zusammenhanges betrachten, ausser welchem sie doch unmöglich können begriffen werden: so ist auch dieses ein Umstand, warum wir uns so we-

nig darinn zu finden wissen. Es kann seyn, daß jetzund etwas geschieht, welches vieleicht nach tausend Jahren erst seine abgezielten Hauptfolgen hat, und zugleich selbst eine Folge von Dingen ist, die bereits vor tausend und mehr Jahren geschehen sind. Das Zukünftige zu wissen, ist uns aber zu unsern eignen Besten unmöglich. Unsere Pflicht erfodert hiebey allein, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zusammen zu halten, die allervorsichtigste Weisheit GOttes in seinen Wegen daraus zu erkennen, und ein Vertrauen zu fassen, daß alles, was uns überkommen wird, nothwendig zu unsrer Wohlfarth gereichen müsse, ob wir gleich den Ausgang oder Zweck davon nicht gleich einsehen.

Ein jeder wird von dieser Wahrheit, in der Untersuchung seines eigenen Lebens, viele merkliche, auch oft erstaunenswürdige Beweise finden; und wer ja selber noch keine sonderliche Abwechselung erfahren, durch häufige Exempel aus heiligen sowohl als weltlichen Geschichten, insonderheit durch die überaus lehrreichen Begebenheiten Jakobs und Josephs darinn bestärket werden. Was man einzeln und stückweise

von

von demselben ansieht, scheint ganz fremd, und blosserdings unbegreiflich zu seyn: der völlige Zusammenhang aber zeiget uns die verborgenen Spuren der göttlichen Führung im vollkommenen Lichte, und in der wunderbarsten Ordnung. Wie unfreundlich und wiederwärtig nun auch mancher Umstand der ewigen Verhängnisse uns vorkommen möchte: so ist doch ihr einziger Grund die göttliche Huld und Barmherzigkeit, welche sich zwar zuweilen vor unsern Augen in etwas verbirgt, welcher sich aber über kurz oder lang mit desto größeren Nachdrucke, und in so viel reicherer Fülle äußert. Gesetzt auch, daß dieses nicht immer in der Zeitlichkeit geschehe, so bleibt uns dennoch die Ewigkeit vorbehalten, welche genug ist, die noch so heftig gedrückte Tugend zu belohnen, und die aufgeblasenste äußerliche Glückseligkeit zu bestrafen.

Ich sehe daher nicht, wie es möglich sey, daß man an der ordentlichen Einrichtung göttlicher Vorsorge nur im geringsten zweifeln könne, und was für ein Zufall fähig sey, bey einer festen Zuversicht auf dieselbe, unser Gemüth zu beunruhigen, und unsere Zufriedenheit nur auf einige Weise zu stören. Ich erinnere mich aber

bey

bey diesen so ernsthaften Gedanken eines Gleichnisses, das vieleicht nicht undienlich seyn kann, meine Leser zu weiterer Erwegung meines Vortrages aufzumuntern, und ihnen denselben theils verständlicher, theils angenehmer zu machen. Wie mich dünket, so habe ich vormals dasselbe in einem ausländischen Buche gelesen, die Hauptumstände davon waren ungefehr folgende:

Philaret, eines Einsiedlers Sohn, war von seinem sechsten Jahre an, in des Vaters Klause erzogen, die er nunmehr nach dessen Tode, allein bewohnete, und kannte also die Welt nicht weiter, als ihm sein Vater gesagt, oder er selbst in Büchern davon gelesen hatte. In diesem fand er zugleich verschiedene Nachrichten, theils von rechtschaffnen frommen Leuten, die in ihrem Leben sehr wenig Freude gehabt, theils von ruchlosen betrüglichen Leuten, denen es allezeit nach ihrem Wunsche gegangen war. Er konnte unmöglich glauben, daß ein Billigkeit liebendes Wesen dermaßen ungleich gegen die Menschen erfahren, und die Laster mit so häufigen Wohlthaten, die Gottesfurcht hingegen mit so vielen Widerwärtigkeiten belohnen sollte. Sein Begriff von der allerhöchsten Gerech-

rechtigkeit GOttes war so groß und gewiß, daß er sich auf keine Weise hierinn zu finden wußte. Er hielt es endlich für das sicherste Mittel, sich aus dieser zweifelhaften Verwirrung seines Gemüthes loszuwickeln, daß er seine Zelle verlassen, eine Wallfarth durch die Welt anstellen, und selber mit eigenen Augen den Lauf derselben wahrnehmen wollte.

Kaum hatte er eine halbe Tagereise zurück geleget, als ein junger ansehnlicher Mann, ungefehr von seinem Alter sich unter Weges zu ihm gesellete. Philaret wurde in kurzen von seinem angenehmen Umgange so sehr eingenommen, daß er sich einer so erwünschten Gesellschaft wegen recht glücklich achtete. Sie geriethen gar bald in eine so genaue Bekanntschaft, daß sie sich entschlossen, diese Reise miteinander fortzusetzen, und jedesmal in einem Hause zu übernachten. Etliche Tage giengen hin, ehe Philaret etwas merkwürdiges beobachtete. Endlich ward er gewahr, daß sein Reisegefährte einen vergüldeten Becher aus einem gewissen Hause heimlich mit sich weg nahm, da sie doch aufs liebreicheste und gütigste in demselben waren bewirthet worden. Unser Eremit erstaunte über die-

diese That, und wußte nicht zu begreifen, wie es möglich wäre, daß ein Mann, der ihm so billig und aufrichtig vorkam, dergleichen unanständiges Beginnen vornehmen könnte: doch hielt er nicht für rathsam, zuerst sich etwas merken zu lassen: sie setzeten demnach ihren Stab weiter, bis abermal die anbrechende Nacht sie nöthigte, eine Schlafstelle zu suchen. Das Haus, wo sie einkehreten, hatte einen sehr unfreundlichen Herrn, der ihnen unter offenen Himmel in seinem Hofe ein Lager machen ließ, und sie die ganze Nacht hindurch dem unangenehmsten regnichten Wetter Preis gab. Gleichwohl belohnte die Reisegefährte unsers Einsiedlers diese üble und harte Begegnung wieder alles Vermuthen mit eben dem Becher, welchen er seinem vorigen so höflichen Wirthe genommen hatte, und ließ selbigen mit Fleiß, jedoch als unversehens zurück. Philaret verwunderte sich von neuen hierüber, und noch mehr als vorhin, da er zugleich sah, daß sein Freund den Becher mehr durch einen besondern Einfall, als aus Geitz und Eigennutz zu sich gestecket hatte.

Den nächstfolgenden Abend wurden sie in einem andern Hause mit vieler Liebe und Freygebig-

gebigkeit aufgenommen. Weil auch der Weg, den sie des Morgens darauf zu gehen hatten, sehr mißlich war, und durch einen dick erwachsenen Wald führete, so gab ihnen der Hausherr einen seiner ältesten und liebsten Bedienten mit, so weit es nöthig war, sie zurecht zu weisen. Kaum aber gelangten sie an die erste ihnen anstossende Brücke, als Philaret mit größester Bestürzung ansehen mußte, daß sein Gefährte diesen Wegweiser mit vorsetzlicher Gewalt hinab stürzte, und im Strome ersäuffen ließ. Dieses beängstigte den armen Eremiten dermaßen, daß er sich weder zu rathen noch zu helfen wußte. Doch entschloß er sich endlich, seinen unbarmherzigen Freund zwar nicht anzugeben, und gleichfals dem Tode zu opfern, sondern ihn gelegentlich und wenigstens in der nächsten großen Stadt zu verlassen. Einen Tag hielt er es also noch mit ihm aus, und verbarg indessen seine Gedanken in Betrübniß und Geduld. Auf den Abend kehreten sie bey einem Edelmann ein, der ihnen mit solcher besondern Gütigkeit begegnete, als noch keiner vorhin gethan hatte. Philaret aber bemerkete mit äußersten Entsetzen, daß sein Gefährte gegen die genossenen vielfältige Güte sich so undankbar

bezeigte, und ein noch kleines unschuldiges Kind ihres so gastfreyen Wirthes, wie wohl in aller Stille, bey Nachzeit in der Wiege erwürgete. Hier hatte endlich seine gar zu große Geduld ein Ende. Er brach im Eifer, wegen so grausamer Dinge, gegen seinen Gefährten los, kündigte ihm alle Freundschaft auf, und wollte durchaus nicht einen Schritt weiter die Reise mit ihm fortsetzen, sondern seine Mordthaten vielmehr zu gehöriger Bestrafung entdecken.

Dieser beantwortete aber die ruhmwürdige Entrüstung unsers Einsiedlers nicht anders, als mit einer lächelnden Mine, legte die sterbliche Bildung eines menschlichen Körpers ab, und erschien, wie er wirklich war, in der glänzenden und prächtigen Gestalt eines Engels vom Himmel. Er berichtete, wie er einzig zu dem Ende gesandt wäre, sein Gemüth der unruhigen und ängstlichen Gedanken zu entledigen, womit es über das wichtige Geheimniß der göttlichen Vorsehung belästiget wäre. Er bedeutete ihm hierauf, daß alles, was er bisher gethan, der Gerechtigkeit und Billigkeit in allen Stücken gemäß sey, wie fremd und wunderlich es in menschlichen Augen auch immer scheinen mögen.

Er

Er hätte gewußt, daß der vergüldete Becher, den er ihrem ersten Wohlthäter aus dem Wege geraumet, meuchelmördischer Weise vergiftet worden, und demjenigen, der ihn nur ein viertel Jahr gebrauchet hätte, nothwendig tödlich gewesen wäre. Er hatte daher zu vieler Besten, durch Wegschaffung desselben, das Absterben dieses freygebigen Mannes verhütet, als welches seinen dürftigen Nachbarn nur einen empfindlichen Verlust wurde zugezogen haben. Dem andern und unbescheidenen und filzigen Menschen aber hätte er mit Fleiß diesen Becher wieder gegeben, um dadurch seine Nachbarschaft von den Unterdrückungen eines so unbilligen Geitzhalses zu befreyen, der durch Ermordung seines ältesten Bruders, zu seinem Reichthume gelanget war. Der ersaufte Bediente wäre Willens gewesen, noch denselben Abend eine Bande Räuber in seines Herrn Haus einzulassen, es auszuplündern, und ihn selber mit allen denen Seinigen zu ermorden. Endlich wäre auch das Kind sowohl zu seiner eigenen, als zu des Vaters Wohlfarth aus der Welt geschaffet. Dieser würde sein Herz zu sehr daran gehänget: und aus Liebe zu demselben auch die Welfliebe gewonnen haben, da er bisher, ein

mildthätiger, gerechter und frommer Mann gewesen. Jenes hätte nunmehr das Ziel seines Lebens erreichet, ohne nur einmal die Gefährlichkeit davon versuchet zu haben.

Kaum hatte der Engel ihm dieses alles eröffnet, als er aufs plötzlichste vor seinen Augen verschwand. Philaret aber, der vor äußerster Verwunderung und Freude ganz entzückt war, hob seine Hände gen Himmel, und dankete GOtt, daß er ihn so unverhoft von seiner Beängstigung, über die dem Menschen ganz unbegreifliche Ordnung der geheimen Werke seiner Vorsehung, befreyet hätte. Er begab sich, gleich bey aufgehender Morgenröthe, auf den Weg nach seiner verlassenen Einöde zurücke, und vollbrachte daselbst die übrige Zeit seines Lebens in stiller Gottesfurcht und Gelassenheit.

Hamburger Patriot.

Der

Der Wolf und der Hund.

Ein abgezehrter Wolf, ein Bild der Dürftigkeit,
Sah einen feisten Hund bey Nacht umherspazieren.
Sein Wanst gefiel ihm sehr; drum hielt ers für geschickt,
Bey diesem Fremden sich manierlich aufzuführen.
Er schien, vor großer Lust, ganz außer sich zu seyn,
Gesellschaft solcher Art im Felde vorzufinden,
Und sprach: wann wird auch mich ein kleines Glück erfreun?
Und ach! wie könnte mich ein guter Rath verbinden!
An Gönnern fehlt es nur; die Zeiten sind nicht gut.
Kein Blutsfreund ladet uns mit andern lieben Gästen.

Wir kämpfen um den Fraß; wann, mit ver-
gnügtem Muth,
Die Herren Hunde sich in vollen Küchen mästen.

Milamper wiedert drauf: Freund! wir be-
klagen dich;
Wir glaubens, dort im Wald ist oft nicht viel
zu fressen.
Doch willst du mit mir gehn; so wirst du, so
wie ich,
Nach Wunsch verpfleget seyn, und aller Noth
vergessen.
Mich liebet Herr und Frau; mein Amt fällt
gar nicht schwer.
Ich hüte Haus und Hof, und halte nächtlich
Wache.
Auch du scheinst mir geschickt zur Hut und Ge-
genwehr;
Und mehr bedarf es nicht, daß man dich glück-
lich mache.
Der Wolf umhalset ihn, und als er hurtig trabt
Der Stelle vorzustehn, die man ihm angetragen,
Sieht er des Hundes Hals enthaart und ab-
geschabt,
Und wird aus Fürwitz kühn, ihn desfalls zu
befragen.

Mich dünkt, versetzt sein Freund, mir fällt
die Ursach ein:
Des Tages legt man mich mit Schmeicheln an
die Kette;
Aus Furcht, ich mögte sonst falsch oder bißig
seyn,
Dafern ein Held, wie ich, stäts seinen Willen
hätte.
Was aber schadet dieß? Ich liege warm und still;
Mein Herr besuchet mich; der Knecht bringt
Trank und Speise.

Der Wolf, der weiter nicht den Hund begleiten
will,
Sucht seinen Rückweg bald, und dankt ihm für
die Reise.

Nein! ruft er: auf der Welt ist nichts der
Freyheit gleich.
Sollt ich mir einen Stand, den sie nicht schmückt,
erwählen?
Dem Weisen gilt sie mehr, als Thron und Kö-
nigreich:
Wenn ihm die Freyheit fehlt, so wird ihm al-
les fehlen.

Hagedorn.

Die Krähe und die Elster.

Zwo abgelebte Lügenschwestern,
Sibyllen in der Kunst zu lästern,
Die Elster, und die Kräh, ein auser-
lesnes Paar,
Verplauderten das ganze Jahr,
Und lachten über andre Leute,
Bis sie ihr Handwerk selbst entzweyte,

Und die erhitzte Kräh, ich zornig von Natur
Der Elster ew'ge Feindschaft schwur.
Die Elster blieb beherzt, ob ihr gleich viele
riethen,
Bey guten Zeiten auszuziehn,
Und anderswo sich einzumiethen.

Wie? sagten sie, du willst nicht fliehn?
Die Krähe drehet ihr, die Augen auszuhacken,
Das ist die Folge nicht, deßwegen einzuhacken,
Versetzt die Elster drauf, habt ihr nur Acht auf sie,
Je grimmiger sie scheint zu wüthen,
Je leichter kann ich mich auch hüten.

Der Mond war wieder neu, als eines Morgens früh
Man unsrer Elster wieder sagte,
Der Krähe Zorn sey meist vorbey.
Warum? weil sie nicht mehr sich wie zuvor beklagte,
Und von der Elster stille sey.

Nein! ließ sich diese wieder hören,
Jetzt muß sich meine Sorge mehren,
Dieß schreckt mich ärger, als ihr Zorn,
Es ward nunmehr der Elster bange,
Sie flog behutsam aus, und blieb nicht allzulange.

Inmittelst reifte schon das Korn,
Da fanden sich die Freunde wieder,
Getrost, wirff Furcht und Schwermuth nieder,

Die Krähe schenket dir die alte Zärtlichkeit,
Und zum Beweis: sie hat nur in vergangnen
Wochen,
Mit vielem Ruhm von dir gesprochen.

Nun sprach die Elster, hab ich Zeit,
Sie lobt mich, ach wie schlau! die offenbaren
Feinde
Sind arg, noch ärger die, die still und heim-
lich gehn,
Doch wißt, die Lobenden sind ärger als die
Zween,
Ich geh von hier, lebt wohl, ihr Freunde.

Lichtwehr.

Von der

Erzeugung der Wolken, des Regens, Schnee und Hagels.

Wolken entstehen und verschwinden. Es fängt an zu regnen und höret wieder auf. Es schneyet und hagelt, und dieses alles ist noch dazu seit Erschaffung der Welt bis auf den heutigen Tag von der gütigen Natur auf dem Theater unsers Planeten unzähligemal wiederholet worden, ohne daß ihre Zuschauer aufmerksam genug gewesen wären, die wahren Ursachen dieser großen Luftbegebenheiten auszuforschen. Sind sie etwa darum unsrer Betrachtung unwürdig, weil sie so gewöhnlich, so gemein sind? Oder arbeitet die Natur in ihrer Werkstatt zu heimlich und zu vorsichtig? Sieht sie uns etwa nicht für voll an, daß sie von uns beschlichen würde? Der Fleiß, den die Naturforscher an diese Lufterscheinungen verschwenden, hat meines Erachtens mehr darinn

bestanden, daß sie bemüht gewesen sind, viel davon zu schreiben, als gewisse gründliche Entdeckungen zu machen. Die meisten Schriftverfasser auf dieser Sphäre sind kleine Copisten, welche mit unbestimmten und entkräfteten Ausdrücken, ohne Geschmack, ohne Einsicht, und ohne Regel von den Meisterstücken der Natur schreiben. Es sind nur Wenige, die man in die Classe der Kenner, der Forscher der Natur ordnen darf. Man frage nur im Ernste, durch was für Mittel die Natur diese theils angenehme, theils furchtbare Schauspiele hervorbringe, man wird insgemein mit einer seichten und elenden Antwort zurück geschickt werden.

Die Wolken sind ein dichter Duft, die Winde blasen ihn fort. Aber wo ist ihr Geburtsort, aus welchem Aeolus diese kleine Kinder herholet. Vielleicht die See und der Wind? Das kann wohl nicht seyn. Denn wir sehen, daß sich bey der ruhigsten Windstille Wolken über uns zusamm ziehen, und wir sehen wiederum, daß sie sich zerstreuen, ohne von dem Winde verjagt zu werden. Der Wind ist also an sich selbst die Ursach der Wolken nicht. Vielleicht ist es die Dünnigkeit der Luft? Allein,

diese

diese ist auch alsdann dünne, wenn wir gleich keine Wolken an unserm Horizonte wahrnehmen. Ist es etwa die Kälte der obern Luft? Aber diese ist so kalt, daß selbst im heissen Erdgürtel das Eis auf den höchsten Bergen nicht aufthauen kann. Man lese nur die Beschreibung der Spitze des Pico, und die wichtige Anmerkung im 1 Theile der allgemeinen Welthistorie Bl. 229. Dem ohnerachtet sind in dieser Weltgegend die Wolken seltener, als anderswo. Was ist dann die Ursache?

Die Begierde, den Ursprung der Wolken zu finden, trieb mich auf den Gipfel des berühmten Brockens.* Damals war die Gegend dieses Berges von Wolken frey. Ich bestieg diesen Berg in Begleitung eines Thermometers und Barometers. Das Queckſilber in beyden fiel beym Ansteigen des Berges nach und nach, bis oben auf der Spitze des Brockens das Barometer den Mercur auf $\frac{233}{1000}$. pariser Fuß sinken ließ, und das reaumurische Thermometer, welches unten am Fuße des Berges 2 Grad der

Wärme

* Der Brocken ist von Wernigerode aus 4693 pariser Fuß hoch; und eilfmal höher als das Schloß zu Wernigerode.

Wärme o Grad angezeiget, bis auf den 15 Grad der Kälte herabgestiegen war. Dieser Versuch wurde den 10 Tag nach Michaelis angestellet, und damals herrschte auf dem Brocken eine Kälte, die der im Jahr 1740 beynahe an Strenge gleich war. Bey dem allem war der Himmel so heiter, daß man vermittelst eines reflectierenden Telescops, die man auch die neutonianischen zu nennen pflegt, die Gegenden um Brandenburg entdecken, und sogar die Schiffe bey Magdeburg mit ihren meisten Regeln deutlich wahrnehmen konnte.

In der darauf folgenden Nacht war er dermassen kalt, daß der Merkur des Thermometers noch 4 Grad tiefer herab sank. Gleichwohl zeigte sich keine Wolke. Die Luft blieb so unumwölkt, und so klar, daß man im Monde, dessen Licht das erste Viertel weit überschritten hatte, alle Hügel des Hipzarchus, ja sogar den Eingang in das mittlere Thal dieses Gebirges deutlich wahrnehmen konnte, wozu gewiß eine reine Luft erfodert wird. Den Tag darauf drey Stunden nach Aufgang der Sonne, entstand in der Luft ein warmes sanftes Säuseln, welches aber so beschaffen war, daß man

ihm

ihm auch nicht einmal den Namen eines ganz schwachen Windes hätte geben können. Das Thermometer fieng an zu steigen, und die Luft schien trübe zu werden. Gerade über uns und um die Gegend von Halberstadt sponnen sich zwo Wolken an. Dieses war die Losung, die mich aus meiner Herberge auf den Gipfel des Brockens lockte. Ich hatte mich der auf der Höhe des Berges aufgerichteten Stange, oder vielmehr dem daselbst eingegrabenen Mastbaume noch nicht bis auf 600 Schritte genähert, so strömte mir eine durchdringende Kälte entgegen. Die Luft wurde immer trüber: kaum verflossen einige Minuten, so verhüllte mir ein dicker Nebel die Aussicht bis auf 6 Schritte. Behutsam wagte ich mich noch 100 Schritte weiter hinauf. Allein, die dicke Luft überschattete mein Aug. Ein Wolfspelz, womit ich mich gegen die Kälte bewaffnet hatte, schützte mich nicht gegen dem Schauer, der durch meine Gebeine fuhr. Weder mein Führer, noch ein Hund, den wir bey uns hatten, hörten mich, da ich ihnen zurief. `Der Nebel hatte uns getrennet. Ich sah helle Puncta vor mir blitzen. Theils fielen sie auf mich zu, theils wirbelten sie sich um mich herum. Ich setzte mich nie-

der,

der, und gab beynahe die Hofnung auf, bey dieser undurchdringlichen Dämmerung den Glückweg zu finden. Oft fragte ich mich, was das wäre? Nach Verfließung einer Stunde bemerkte ich eine heftigere Bewegung in dem Dunste, und auf diese erfolgte ein sanftes Wehen, und auf einmal grüßte mich die Sonne mit ihren sanftlächelnden Stralen. Ich sah mich um, und ich sah die von mir abschiedgenommene Wolke westwärts über die Harzgebirge hinfliehen. Mein Führer, der kaum 50 Schritte von mir entfernt war, beschäftigte sich noch, Signale seines Daseyns zu geben, und sich meiner Gegenwart zu erkundigen. Nun hörte ich ihn rufen, und den Hund bellen, und wir freuten uns, da wir uns wieder gegeben wurden. Die Anrede meines Führers aber war ein feyerliches Gelübde, mit mir niemals wieder in diesen Wolkenhimmel eine Wallfarth anzustellen. Dieses war der Anblick, als die Natur in meiner Gegenwart eine Wolke schicket.

Nunmehro kann es nicht schwer fallen, diejenigen Sätze nieder zu schreiben, welche die Theorie der Wolken und der von ihnen abhangen-

genden Luftbegebenheiten ausmachen, da sie von der Natur vorgelegt werden.

1) Indem die mit Wassertheilen benetzte Lufttheilchen aus einem wärmern Orte in einen kältern übergehen, so ziehen sie sich mit einem engern Raum zusammen. Wem ist dieses aus der Arrometrie unbekannt?

2) Indem sie sich zusammen ziehen, werden auch die Wassertheilchen näher aneinander gebracht, die sichtbar werden; weil die Stralenbrechung im Wasser verschiedener ist, als die Stralenbrechung in der Luft eines viel dünnern Körpers. Folglich kann man diejenige Gegend, wo die um jedes Lufttheilchen befindliche Haut vom Wasser dicker ist, von der unterscheiden, wo diese Haut dünner ist. Das ist: die Wolken können gesehen werden.

3) Wenn wegen des allzugroßen Unterschieds der Kälte und Wärme, diese Lufttheilchen sich zu stark und schnell zusammen ziehen, so werden die Wasserhäute so dick, daß sie zusammen fließen können. Es entstehen

Tropfen und Regen. Je schneller dieses Zusammenziehen vor sich geht, desto größer werden die Tropfen. Um den Unterschied der Kälte und Wärme nach Graden zu bestimmen, darf man nur zwey reaumurische Thermometer zur Hand nehmen, und das eine innerhalb, das andere aber außerhalb eines Glasfensters hängen. Hierauf lasse man allmählig einheitzen, so wird im Anfange das Fenster beschlagen. Das ist die Temperatur für eine Wolke. Sobald der Schweiß wie Tropfen zusammen fließet, wird der Unterschied der Thermometer die Temperatur des Regens andeuten.

4) Ferner ist die Kälte so groß, daß die Wasserhaut gefrieren kann, so entstehet Schnee, dessen Verwunderungswürdige Gestalten lediglich von der Wirkung der in der Luft schwebenden flüchtigen Salze, bey Anschiessung der Schneekristallen abhangen.

5) Wenn durch einen, aus der untern Luftgegend nach der obern, streichenden Sturmwind, eine Regenwolke in die allerkälteste Gegend verschlagen wird, so kann kein

Schnee

Schnee entstehen. Denn die Wolke war in Regen begriffen. Aber es kann Hagel draus werden. Weil nun dieser Uebergang in die höhere Luft nach und nach, ob gleich an und vor sich selbst schleunig genug vor sich geht, so wird der Kern des Hagels aus Schnee bestehen müssen. Ist der Sturm aber zu heftig, und der Uebergang unaufhaltsam geschwind, so kann zwar kein Schnee im Kern des Hagels entstehen, aber die abgesonderte und sich wieder ausdehnende Luft macht eine Blase, welche das sogenannte Hagelauge bildet.

6) Im Winter kann es nicht hageln. Denn die Winterwolken sind grösstentheils schon beynahe gefrorne Dünste, und werden augenblicklich Schnee, sobald sie in die Höhe steigen.

7) Im Sommer kann es nicht schneyen. Denn wenn auch ein solcher Paroxismus entstehen wollte, so würde er bald aufhören müssen, indem sich der Schnee im Herabfallen in Regen verwandeln muß. Hieraus läßt sich auch der Fall des Barometers zur Zeit des Regenwetters erklären.

Denn da alsdann die untere wärmere Luft, sich nach der obern Gegend beweget, so widersteht diese Bewegung der Directionslinie ihrer Schwere und schwächt sie. Wenn aber die obere Luft sich in die untere senkt, so wird diese Kraft die Schwere der Luft verstärken, und das Barometer wird steigen. Weil aber eine kältere Luft der wärmern keine Dünste mittheilen kann, sondern vielmehr die schon vorhandene verschlingt; so wird die Luft heiterer, und die Wolken scheinen in der Luft zu schmelzen.

Die wahre Theorie einer Naturbegebenheit ist von der Art, daß sie uns allemal eine Aussicht in die angrenzenden Scenen der Vorsehung giebt. Wir glauben, daß unsere Erklärung mit dieser Anmerkung bestehen könne. Wie hat man sich nicht angestrengt, die eigentlichen Ursachen von der Strenge d. Winters zu ergrübeln, den wir im Jahr 1740 hatten? Allein man darf nur auf die Richtungslinien der Winde Achtung geben. Sind diese steil gegen unsre Erde gerichtet, so wird die Kälte der obern Luft auf uns eindringen, und unsre deutsche Luft wird lapplandisch werden. Wie wünsche ich, daß ich so glücklich gewesen wäre, von dem

Orche=

Orchester des Brockens ein Donnerwetter zu betrachten? Vieleicht hätte ich ganze Hände voll Blitzstralen mit herabgebracht, und damit schon die künstliche Theorie dieser natürlichen Begebenheiten zerschmettert? Man sage was man wolle. So lange man nur die Ursache nicht erklären kann, warum eine Donnerwolke allezeit eine helle Wolke über sich hat; und warum die untere Wolke allemal entweder einen Regen ausgießt, oder Hagel herausstürzt; so lange werde ich mir die Erlaubniß ausbitten, zu zweifeln, daß man hinter dem Vorhange gewesen sey, den die Natur diesem Heiligthume vorgezogen hat. Aber wie wenig kostet es den großen Schöpfer die Unterwelt zu segnen, oder zu strafen, die eine so große Kleinigkeit von der Veränderung der Luft von so ausgebreiteten und wichtigen Folgen ist.

Reich der Natur und der Sitten.

Der Kürbis und die Eichel.

GOtt machte, was er machte, gut.
Wer dächt es, daß so vielen Christen
Die Philosophen dieß noch erst beweisen müßten?
Der Unverstand giebt Tadlern ihren Muth,
Und gegen des Gewissens Triebe
Erhält den Unverstand der Schutz der Eigenliebe.
Nur was ihr Wunsch befiehlt, nur das dünkt ihnen gut.

Ja, seiner Sache so gewiß,
Als irrt er nie, entwirft ihr Wunsch den Riß,
Nach welchem GOtt allein die Welt erschaffen sollen,
Wenn er sie gut erschaffen wollen.

Zu zeigen, wie dabey sich ihr Verstand
vergißt,
Der Sclave, welchem stäts ihr Wille nur be=
fohlen;
Will ich nicht den Beweis aus Weltgebäuden
holen,
Die kein Astronomus ganz zählt und übermißt.
Ich machte sie nur stolz. So wichtige Beweise
Verdienen diese Thoren nicht.
Es triumphirte nur ihr lächelndes Gesicht.
Die Zweifel hielten sie für triftig, sich für Weise.
Wenn man sie widerlegt, darf man nicht die
Natur
Erst ganz dazu zu Hilfe nehmen.
Nein! Solche Tadler zu beschämen,
Brauchts einer schlechten Eichel nur.

Ein Kürbis, dessen Last den Stengel fast
zerknickte,
Ob sie die Erde gleich, die dieser Kürbis drückte,
Dem Stengel tragen half, reitzt einen Bauersmann
Zu einem gleichen Tadel an;
Der mit dem niedern Stand, den ihm das Glück
beschieden,
Ja, außer sich, mit allem unzufrieden,
Und halb und halb ein Freygeist war.

Ein Freygeist? Was? Ja! ja, dieß wer-
den zwar
Viel starke Geister hoch empfinden.
„ Wie? Will man, denken sie, nun gar
„ Freygeister unter Bauern finden?
„ Freygeister unter dummen Bauern!
„ Der Dichter ist ein Pfaffenfreund!
Beleidigt sie mein Vers: so muß ich es be-
dauern.
Es war so böse nicht gemeynt.
Kann ich wohl was dafür, wenns die Geschicht
erzählet?
Zudem, wie schickt sich das für einen starken
Geist,
Der niemals glaubt, und stäts beweißt,
Daß er ein Vorurtheil zu seinem Führer wählet?
Gesetzt indeß! die Bauern wären dumm?
Gesetzt, das wäre wahr, was doch kein Kluger
glaubet?
Ist jedem Bauer denn dadurch die Macht ge-
raubet,
Ein starker Geist zu seyn? Warum?
Ich bin nicht fein genug, von so besondern Gründen
Die ganze Stärke zu empfinden.
Wie hindert wohl die Blödigkeit
Die zu dem Freygeist nöth'gen Gaben?

Ver-

Verwehrt die Dummheit wohl, nebst viel Vermessenheit
Viel Zuversicht zu sich zu haben?

Doch schon zu weit verirr ich mich.
Ein Bauersmann demnach, wenn mans nicht schon vergessen,
Hielt, auf sein bisgen Witz vermessen,
Die Ordnung für sehr wunderlich,
Daß eine von den schwersten Früchten
An Stengeln hieng, die nie sich in die Höhe richten.
Er sprach. „ Woran hat hier der Schöpfer doch gedacht?
Wie ungeschickt ist nicht der Kürbis angebracht!
Ein großer Kürbis auf der Erde!
Wozu? Damit er schmutzig werde?
Hieng er am Sträuchern noch: so gieng es eher hin.
Ach Schade, daß ich nicht dabey gewesen bin?
Ganz anders hätt es werden sollen.
Mein Treu? An Eichen nur hätt ich ihn hängen wollen
Das wäre was! An Eichen! Ja!
Das hätte doch noch ein Geschicke.
Wofür stehn denn die großen Bäume da?

Was hängt an ihnen? Nichts beynah;
Denn ihre Frucht ist ja kaum Fingers dicke.
Für ein so großes Ding lohnt sich das nicht
der Müh.
Der arme Stengel hier trägt über sein Ver-
mögen,
Wär ich, wie GOtt! ich machts, ich weis schon
wie?
Ich nähm ihm seine Last. An Eichen hieng
ich sie,
Die Eicheln gäb ich ihm dagegen.
So läge doch der Kürbis nicht im Staube.
GOtt hat sich ganz gewiß versehn.
Zwar wenn ich meinem Pfarrer glaube:
So muß das GOtt allein verstehn;
Doch der schwatzt viel, das ich nicht glaube.

Dieß saget Hanns, und brüstet sich dabey
Weit mehr als Welten sich in seiner Schenke
brüstet,
Wenn er auf Englands Zauberey,
Und Hollands Parlament entrüstet,
Bey seiner Ehre theuer schwört,
Daß, wenn man ihm nur folgen wollte,
Der Prätendent, der Flandern jetzt verheert,
Gar bald vertrieben werden sollte.

Hanns

Hanns denket: „ Wärest du der Welt nur mehr bekannt.
„ Das ist gewiß! du hast Geheimderraths Verstand
„ Und könntest du in Büchern lesen,
„ Ein Doctor wärst du längst gewesen.
„ Ja, mancher wünschte sich so klug, wie ich, zu seyn.
„ Ganz gut! Wenn man dafür nur ruhig schlafen könnte.

Weil sein Verstand des Nachts ihm wenig Schlaf vergönnte,
Kam ihm die Lust zu schlafen ein.
Hanns wirft sich drauf bey einem Eichbaum nieder.
Er schläft, doch bald erwacht er wieder.
Zu seiner Nase führt der Schmerz gleich seine Hand,
Die einer Eichel Schlag empfand,
So von dem Baume fiel. Er fühlts; die Nase blutet.
Er findet hier die Eichel noch,
Und spricht: Ey! ey! „ Man denke doch!
„ Wer hätte die Gewalt von Eicheln wohl vermuthet?

„ Wie übel wäre mirs ergangen;
„ Wenn eine Kurke nur statt ihrer da gehangen!
„ Wenn nur ein Kürbis gar --- Mein Einfall war sehr schlecht.
„ Nun seh ichs; GOtt hat doch wohl recht.

Bremische Beyträge.

Das

Das Winterkleid.

Unlängst war ich mit historischen und astronomischen Gedanken mit dem Ursprunge, und den Benennungen des Thierkreises beschäftiget. Unter andern brachte mich der Steinbock, der uns die in dem letzten Monate zurücksteigende Sonne vorbildet, auf einen Einfall, den ich selbst nicht weis, ob er ernsthaft, oder lächerlich sey. Wenn ich die langen zotichten Haare des Steinbockes betrachte, so sehe ich, daß nicht nur die Thiere dieser Art, sondern die meisten Gattungen derselben von der sorgfältigen Natur mit einem guten warmen Kleide wider die Kälte des Winters sind versehen worden.

Diese Sorgfalt, welche die Natur bey den Thieren angewendet hat, ließ sie bey dem Menschen nicht spüren. Er kömmt nackend und bloß

aus

aus dem Leibe seiner Mutter. Aber sie gab ihm eine Vernunft: nicht daß ihn selbige vor der Kälte bewahre; nein! sondern daß er durch eine freye Wahl diejenige Kleidung sich aussuchen könne, die ihn nicht nur wider die rauhe Luft beschützet; sondern auch seinem Stande, seinen Verdiensten, ja sogar seinem Verstande gemäß ausbildet. Kurz: die Kleidung macht erst den Menschen vollkommen. Kleider machen Leute! Ein Satz, dessen Beweis Niemand mehr fodern darf, da ihn Rabener so deutlich bewiesen hat.

Die Vernunft des Menschen geht um sehr viel weiter, als die sonst so kluge Natur immer gehen kann. Viele von uns, die sonst in den übrigen Jahreszeiten adeliche, gelehrte, oder ehrwürdige Kleider tragen, kleiden sich im Winter auf eine Art, die nicht nur dem Wohlstande gemäß, und nach dem besten Geschmack ist; sondern die wohl gar einen ungemein großen Nutzen der menschlichen Gesellschaft bringen könnte, wenn sie allgemein würde. Sie kleiden sich in langen Pelzen. Aber das ist noch nicht alles, was ich sagen will: sie wenden die Pelze um, und kehren das Rauche auswendig! glückliche

Er=

Erfindung! deren sie sich billig rühmen könnten, wenn sie von ihrem Nutzen so überzeuget wären, wie ich es bin. Diesen vorzüglichen Nutzen will ich ihnen erklären.

Der Mensch, sagen die Philosophen, ist ein vernünftiges Thier. Unsere Handlungen, unsere Gespräche, ja selbst der Unterschied unseres Körpers von anderen Thieren zeiget, daß wir vernünftig seyn können, wenn wir wollen, unsere neue Kleidung aber beweißt zugleich, daß wir auch Thiere sind. Es sind gewisse Neigungen in uns, welche von den milzsüchtigen Moralisten Leidenschaften, sinnliche Begierden, verderbte Anmuthungen, viehische Leidenschaften genannt werden. Sie sind uns allen gemein; aber sie sind nicht bey allen in gleichem Grade: und diese oder jene einzelne Leidenschaft herrschet bey einem mehr, als bey dem andern. Dieses setzte ich zum voraus, und ich bin nicht bemüßiget, es darzuthun; da es die Erfahrenheit beweißt.

Ueberdieß sind wir Menschen nicht für uns selbst geschaffen; sondern wir sind in einer Verbindung mit andern unseresgleichen, wir sind

Mit-

Mitglieder einer Gesellschaft, die ihre Dienste untereinander zum gemeinen Besten anwenden müssen. Nun aber ist es nicht sehr vortheilhaft, wenn wir, da wir mit einander leben müssen, uns auch unter einander genauer kennen lernen, als wir uns bisher gekannt haben? Und dieses wichtige Geheimniß können wir durch unsere Kleidung, von der ich rede, auf einmal entdecken. Da wir uns auf diese Art mit den Häuten der Thiere bekleiden, können wir einander auf das vollkommenste kennen lernen. Wir werden dadurch in Stande gesetzt nicht nur unser thierisches Wesen vollkommen zu bilden; sondern sogar die innerste Beschaffenheit unseres Gemüthes, soweit sich selbiges den Regungen der Sinnlichkeit ergiebt, deutlich zu offenbaren. Nur müssen wir dabey Acht haben, daß wir die Häute derjenigen Thiere zu unserer Kleidung wählen, deren Leidenschaften, die ihnen vorzüglich eigen sind, mit den unsrigen übereinkommen. Einige Beyspiele werden die Sache ganz deutlich machen.

Unsere Vorfahrer die alten Deutschen waren in diesem Stücke schon sehr witzig: und sie scheinen in dieser unseren Mode einen Geschmack gefun-

funden zu haben. Sie kleideten sich in Löwen- und Bärenhäuten. Wegen der nördlichen Kälte? Nein! Sie bildeten durch diese Kleidung ihr inneres Wesen ab, und entwarfen durch die rauhen Haare ein edles Herz, welches ein Sitz der heldenmäßigen Stärke, und unüberwindlichen Tapferkeit war. Mit der Zeit haben sich die altväterischen Sitten der Deutschen geändert, und mit ihnen die Kleidung, welche mit den Sitten allzeit in einer genauen Verbindung steht. Anstatt der Löwen- und Bärenhäute fütteren wir unsere Winterkleider mit Füchsbälgen, oder in Mangel derer mit Bälgen von den Katzen. Die Eigenschaften dieser Thiere sind uns zu bekannt, als daß wir sie besser untersuchen sollten. Jene sind falsch: und diese vereinigen mit der Falschheit die Schmeicheley.

Der erkannte Herr von N --- hatte sich diesen Winter einen nagelneuen Pelz von Füchs- und Katzebälgen durch seinen Schneider verfertigen lassen. Wie natürlich läßt nicht dieser Pelz an seinem Körper: sein ganzes Wesen ist entworfen. Er ist Fuchs und Katze. Als Fuchs weis er allen Leuten, woran ihm gelegen ist,

sehr

sehr artig den Schwanz zu streichen: und als Katze sind seine Schmeicheleyen noch niederträchtiger.

Wenn es bey mir stünde, so müßte sich der Junker N. --- auf dem benachbarten Schloße schlechterdings in eine Hirschdecke einnähen lassen; denn sein Verstand erstreckt sich nicht weiter als auf ein paarhundert Schritte, so weit nämlich ein gutes Ziehlrohr reichet. Wenn er meinem wohlgemeinten Rath folget, und sich dieser so anständigen Kleidung bedienet, so will ich ihm, stirbt er einmal, zur Dankbarkeit diese Grabschrift setzen lassen: hie leit Hanns Junker von N. ward gebohren, schoß alle Jahre wenigstens drey wackere Vierzehner, und starb. Seine junge artige Frau würde sich sogar in der Trauer des Lachens nicht enthalten können, wenn ich ihm überdieß noch eine prächtige Hirschkrone auf das Wappen setzen ließe

Jenem jungen Gelehrten, dem neulich die Universität zu N. zum Nutzen des Vaterlandes, und zum Ruhme der gelehrten Welt des Doctorhutes für baares Geld allerdings würdig geschätzt hat,

hat, würde ich es mit a + b — C = auf das schärfeste demonstrieren, daß er sich hinfüran auf den Winter keinen andern Pelz anschaffen dürfe, als von einer Eselhaut.

Alle Leute würden sich wundern müssen, ja die Kinder auf der Gasse würden vor Furcht gar zu schreyen anfangen, wenn sie den Herrn N. beyder Rechten Doctor, und Advokaten zu N. in einer Wolfshaut würden daher laufen sehen.

Der erbauliche Mann, der uns alle Wochen einmal die Liebe gegen unsere Mitbürger, die Ungerechtigkeit eines fremden Gutes, und alle Tugenden und Laster so treflich abschildert: der uns so emsig unserer Pflichten erinneret, auf die er selbst immer gedenkt: der uns den Weg zeiget, der für ihn viel zu rauch ist: dieser erbauliche Mann wird sich hinfüran in — Ich bin mit mir selbst noch nicht eins, in was für einen Pelz ich ihn kleiden will. Wenigstens muß er mir den Schafpelz ausziehen.

Harpax, der so christliche Harpax, der allen betrangten Wittwen auf Pfänder leiht, die doppelt so viel werth sind, und die sich allemal verfallen, wenn der billige Termin aus ist, den er selbst setzet: Harpax, der bey seinem Geld-

kasten so fleißige Wache hält, und GOtt mit gefaltenen Händen bittet, er möchte ihn bey seinem bisgen Armuth nicht verhungeren lassen: dieser Harpax wird doch noch so viel in seiner Dürftigkeit vermögen, daß er sich in eine Hundshaut kleiden könne. Sie ist daurhaft, und er kann, so lange er lebet, alle andern Kleider ersparen. Wie getrost wird er seyn, wenn er meinen Vorschlag erfährt.

Nichts würde lächerlicher seyn, als wenn unsere jungen Stutzer, die schmachtenden Liebhaber, und seufzenden Seladons in gewissen Thierhäuten um ihre Selinden herumhüpften. Noch bin ich ungewiß, ob sie sich in Böck=oder Schweinhäuten einkleiden sollten.

Diese wären ungefehr meine Gedanken von den Winterpelzen nach dem neuesten Geschmacke, zu denen mir unsere heutige Pelzmode Anlaß gegeben hat. Vieleicht habe ich ein andersmal mehr Zeit, diese Gedanken besser auszuführen. Vor allen werde ich mich befleißen dem schönen Geschlecht mit ausländischen raren Zobel und Zibethpelzen aufzuwarten, mit denen sie ihre Andrienen können vorschiessen lassen. Ich empfehle mich indessen ihrer Wohlgewogenheit.

Schrei=

Schreiben eines Materialisten an einen Wochenschriftsteller.

Mein Herr!

Ich bin Ihr fleißiger Leser, und freue mich allemal, wenn ein neues Stück erscheint. Ich habe schon vieles von Ihnen geler= net, und mich schon längst gesehnet, Sie von Person zu kennen; indem ich überzeugt bin, daß Sie ein besonderer Mann seyn müssen. Sie müssen sich trefliche Sammlungen gemacht ha= ben, daß sie von so vielerley Dingen, und alle Wochen von etwas anderm reden können. Ich bin ebenfalls ein sehr emsiger Sammler, und weis den Nutzen davon nur gar zu sehr, ich bin auch nicht neidisch damit, wie viele andere meinesgleichen und will ihnen aus Dankbarkeit

zu ihrem Gebrauche eines und das andere mittheilen. Allein, ich muß Ihnen vorher erst noch eine Nachricht von mir selbst geben.

Ich bin ein Materialist; aber keiner von der gemeinen Sorte, die weiter nichts wissen, als daß 32 Loth auf ein Pfund gehen: sondern ich habe etwas mit aus der Schule gebracht, und weis meine Casus so gut zu setzen, und verstehe mein Latein so firm als ein Apothecker oder Chirurgus in der Stadt wissen mag; und wer einmal mit den Musen sich gemein gemacht hat, dem klebt es Zeit Lebens an. Ich wende deßwegen alle Stunden, die meine Herren Collegen bey dem Tarock zubringen, dazu an, meine Wissenschaft zu erweitern, und meine Begierde zum sammeln hat mich zu verschiedenen treflichen Einfällen gebracht. Sollten sie meine Bibliotheck sehen, so würden sie erstaunen, bey einem Mann meinesgleichen solche rare Bücher zu finden, die in mancher großen Stadtbibliotheck nicht anzutreffen sind. Ich habe sie aber auch recht aus dem Feuer gerissen; und hätte ichs nicht gethan, so wären sie längst in Caffeedüten verwandelt worden. Denn Sie müssen wissen, daß sie mich sehr wenig kosten; ich

ich habe sie alle für Makulatur gekauft. Ich sage dieses zwar nicht allen Leuten; aber ehe ich einen solchen Schatz der Wissenschaften zerreißen sollte, so lasse ich mir lieber bey meinem Nachbar dem Buchdrucker einige Rieß Makulatur drucken, so weis ich gewiß, daß ich Makulatur habe, und gehe sicher. Jetzo wird man es sehr wohlfeil gedruckt bekommen, da des Krieges wegen die mehresten Buchdrucker nicht viel zu thun haben. Meine zwey Repositorii sind schon fast ganz voll, in Folio, Quart und Octav sind alle Reihen gestopft, und künftig kann ich keine andern als Duodezbände kaufen, denn da ist noch Platz; oder der Buchbinder muß nur so viel von andern abschneiden, daß sie ins Fach hinein gehen. So viel schöne Sachen nun auch in so vielen Büchern stehen, so habe ich gleichwohl hin und wieder, Vermöge meiner Sammlung von anderer Art, sehr viele Lücken und nöthige Verbesserungen gefunden, deren ich Ihnen eine Anzahl, die ich angemerket habe, hernach anführen will. Vor jetzo muß ich ihnen ernstlich meine Sammlungen nach und nach erzählen.

Zuerst verdienet es mein heraldisches Kabinet genannt zu werden, weil es meines Wissens das einzige in seiner Art, und durch den artigsten Einfall entstanden ist, den ein Mensch kann gehabt haben. Da Sie nun desselben Beschaffenheit schwerlich errathen werden, so will ich Ihnen solches beschreiben. Ich weis nicht ob es Ihnen schon bekannt ist, daß die Tabacks-pfeifenmacher allezeit in ihre Kisten einige Pfeifen legen, welche vortrefliche mit Wappen gezierte Köpfe haben, die sie Zählpfeifen nennen. Wir Materialisten pflegen aus keinen andern Pfeifen zu rauchen, als aus diesen; und warum sollten wir diesen Vorzug nicht haben, da dieselben bloß unsertwegen hingelegt worden sind? Wenn ich nun eine dergleichen Pfeife eine Zeit lange gebraucht habe, so breche ich den Kopf ab, und stelle ihn in mein Kabinet, und auf diese Art ist mir eine ganz besondere, artige heraldische Sammlung entstanden, die schwerlich ihresgleichen hat. Ich habe bereits die Wappen aller Potentaten in Europa, der zwölf Churfürsten des Reichs, und verschiedener anderer beysammen; und weil mir vor allen Dingen meine Jungen die Historie ihres Vaterlandes lernen müssen, so habe ich meinen Toback-

pfeifen-

pfeifenfabrikanten schon Ordre gegeben, nach und nach die Wappen aller Städte und Dörfer im Lande auf die Köpfe zu schaffen. Ich freue mich schon im voraus über die Seltenheit und Schönheit dieser meiner künftigen Sammlung, und ich frage Sie auf Ihr Gewissen, ob ich nicht wegen dieser einzigen Sammlung allein mit allem Fuge im Addreskalender unter den Besitzern der Raritätenkabinetter stehen sollte?

Mein falsches Münzkabinet ist gleichfalls von ganz besonderer Art; und vieleicht eben sowohl das einzige, das davon in der Welt ist. Es ist stark an inn- und ausländischen Münzen, und kostet mich gleichwohl nicht einen Häller. Hören sie nur, wie listig ich die Sache angreife. Ich halte gewaltig auf unsern alten Gebrauch, das Geld, so verdächtig ist, auf den Tisch aufzunageln, mehr als einer in der Stadt. Sie können nicht glauben, wie meine Jungen darauf abgerichtet sind, alles was zu weiß oder nicht weiß genug, zu gelb oder zu roth aussieht, das sie in die Hände bekommen, anzunageln. Alle Monate lasse ich die Nägel ausziehen, und so bekomme ich alle Monate einen neuen Zuwachs von falschen Münzen. Vor

dem hatte ich sehr oft das Glück unter den levantischen Caffeebohnen türkische oder arabische Münzen zu finden; und ich habe manchen Sack nicht ohne Vortheil durchsuchet, wenn ich solchen mit martinipuischen melierte. Es ist ein artig Kästchen davon voll geworden; aber nunmehro ists damit aus, da sehr wenig levantischer Caffee mehr geführet wird. Diesen Abgang auf andere Art zu ersetzen, habe ich mich an das Allmosen gemacht, und hoffe um ein leidliches, alle Wochen das falsche Geld zu bekommen, welches gute Haushälter, oder das ängstliche Frauenzimmer, das ihr ein Pfennig zu Hause vergessen, in die Armenbüchsen zu werfen pflegen: und auf diese Art denke ich wöchentlich eine ansehnliche Vermehrung meines Cabinets zu bekommen.

Die Hauptsammlung, welche ich besitze, und die mir manche Entdeckung in allen Arten von Wissenschaften an die Hand gegeben, die ich in allen meinen Büchern vergebens gesucht haben, sind meine Kupferstiche. Aus diesem Schatze wollte ich manches meiner Bücher ansehnlich vermehren, und manches fein verbessern. Z. E. Ich suchte letztens in einem gewissen Lexico, das

einen

einen großen Titel hat, das ich aber Ehren halber nicht nennen will, denn man kann es so wohlfeil genug haben, unter dem Worte Strick, wenn diese Waare aufgekommen. Glauben sie wohl, daß ein Wort davon darinnen stund? Nicht eine Syllbe. Weil wir hier auch mit Stricken handeln, und ich einmal die Brille habe, alle meine Waare genau zu kennen, so war mir gleichwohl viel daran gelegen. Aber nichts konnte meiner Begierde genug thun, als meine Kupfersammlung. Ich habe sie sehr ordentlich, von Erschaffung der Welt an, gelegt; ich dörfte auch nicht weit suchen, so fand ich was ich verlangte. Denn kaum war ich bis zur Verstossung aus dem Paradiese gekommen, so sah ich, wie Adam mit einem Bündel Holze nach Hause kam, welches mit einem recht guten derb gedrehten Stricke zusammen gebunden war. Ich erinnere mich, daß ich in einem meiner Bücher, darinnen trefliche Fragen aus allen Wissenschaften abgehandelt werden, gelesen habe, wie es eine noch große und unausgemachte Streitfrage wäre: ob Adam und Eva einen Nabel gehabt haben oder nicht; und ob die Verstossung aus dem Paradiese im Winter oder im Sommer geschehen wäre? Beyde Fragen

kann ich aus meiner Bildersammlung deutlich beantworten; denn da finde ich an beyden einen ansehnlichen Nabel; und daß sie im Winter das Paradies haben verlassen müssen, beweise ich damit, daß Eva in ihrer Hütte sitzet, und die Füße am Feuer wärmet.

Ich habe mein Tage so viel von dem Raube der Helena und dem trojanischen Kriege gehört, daß ich drauf gestorben wäre, daß es wahr sey. Mein voriger Informator aber hat mir stäts behaupten wollen, es wäre eine bloße Fabel. Das war ein unausstehlicher Mensch, er wollte alles besser wissen, und warf mir immer vor, alle meine Bücher taugten nichts, und wären nicht mehr Mode. Ich habe ihn auch deßwegen abgeschaft; denn in meinem Hause lasse ich mir von Niemanden wiedersprechen, nicht einmal von meinem Doctor, der mir durchaus Tropfen geben muß, wenn er gleich Pillen verordnet. Aber wäre er nur noch da, so wollte ich ihn aus einem Kupferstiche belehren, den ich seit dem bekommen, daß es türkische Seeräuber gewesen, die die Helena geraubt haben, und die mit recht großen deutlichen türkischen Bünden und Knebelbärten da stehen; und dadurch wird

die

die Sache klar. Denn warum sollte ich nun länger daran zweifeln? Rauben diese Kerle nicht noch täglich Frauenzimmer für ihre Serails? Ich dächte, man könnte es in allen Robinsons und Reisebeschreibungen noch täglich lesen, die alle Messen heraus kommen.

Daß die Bethsabä dem Könige David so leichte Gehör gegeben, ist nicht zu verwundern. Ich habe ein Bild, das die Sache ganz deutlich macht. Sie hat ein paar Kammermägdchen gehabt, welchen die Leichtfertigkeit aus den Augen heraus siehet; ich wollte schwören, es wären eben die beyden Mensher, die den Don Quixotte im Wirthshause haben helfen zum Ritter schlagen, so ähnlich sehen sie ihnen. Ists nun noch Wunder? Wer verführt mehr die ehrlichen Weiber und Jungfern, als dergleichen Schelmpack, das sich bestechen läßt.

In einer Schweitzerchronicke habe ich einmal gelesen, wie es sich diese Nation sehr zum Ruhm mache, daß große Herren gern Soldaten von ihnen unterhalten, oder auch Leibwachen von ihnen aufrichten, und schwatzen von so langer Zeit, daß sie behaupten wollen, der Kaiser

ser Alexander Magnus habe schon eine Leibwache von ihnen gehabt. Allein die guten Leute irren sich; ich kann mit meinen Kupferstichen, wo alles sehr natürlich vorgestellt ist, beweisen, daß in vorigen Zeiten alles dieses lauter spanische Soldaten gewesen. Z. E. Isaak hat schon seine Braut durch spanische Cavallerie der Sicherheit wegen einholen lassen; spanische Soldaten haben den Kindermord in Jerusalem ausgeübt; spanische Soldaten haben den Reisenden überfallen, den der barmherzige Samaritan aufgehoben hat. Das Leiden Christi ist durch eben dieselben verrichtet worden; ein spanischer Soldat war es, der den Johannes enthauptet, eben diese, die andere Apostel gesteiniget haben; und der Kaiser Caracalla hat seinen Bruder durch keine andern als spanische Soldaten, die seine Leibwacht waren, umbringen lassen. Und das ist auch zu glauben, denn die Kerls sehen recht trotzig und barbarisch aus.

Im beliebten Universallexikon habe ich unter dem Worte Pulver gefunden, daß noch darum gestritten würde, wer es erfunden, ob die Chinesser oder die Deutschen? Ich aber glaube,

daß

daß es der Teufel erfunden habe. Ich sage dieß keinesweges im Eifer, sondern ich kann es beweisen, daß die Kanonen so alt als die christliche Religion seyn. Ich habe ein herrliches Bild, darauf der breite und schmale Weg recht deutlich vorgestellt wird. Der schmale Weg gehet als eine sehr hohe und schmale Mauer auf ein Thor einer Stadt zu, über einen tiefen Graben, und auf der Seite haben die Teufel Batterien angelegt, wo sie mit Kanonen tapfer auf die schießen, die auf diesem schmalen und gefährlichen Wege gehen. Das heißt doch eine Sache deutlich machen, daß man sie begreifen kann. Denn, glauben Sie, über dieses Bild, und über die Vorstellung des Balkens im Auge desjenigen, der den Splitter des andern herausziehen will, bin ich, der Deutlichkeit wegen, allezeit am meisten zufrieden gewesen. Nach dem Kupferstiche ist diese Geschichte in der Schweitz, in einer christlichen Kirche geschehen, und ist vermuthlich eine Balke von dem Dache derselben gewesen, denn er reichet bis an das Gewölbe; und schätze ich diesen Kerl in seiner Kunst die Balance zu halten, höher als den Engländer mit seinem Strohhalme auf der Nase, der vor ein paar Jahren hier war.

Weil

Weil wir von den Teufeln reden, so muß ich ihnen doch melden, daß ich eine besondere Sammlung von Teufeln gemacht habe. Ich theile sie in sechs Classen ein: 1) mit Krallen an Händen und Füßen, 2) mit Fledermausflügeln, und Federn an Knien und Ellenbogen, 3) mit großen Nasen und Bärten und allerley häßlichen Gesichtern, 4) mit Schwänzen, 5) Hörnern, 6) mit Stelzfüßen. Ich höre, daß kürzlich ein poetisches Buch heraus gekommen seyn soll, es sind aber keine Verse, sondern es sieht nur so aus, als ob es Verse wären: darinnen sollen eine große Menge Teufel beschrieben werden, und mit Namen genannt seyn; dadurch könnte ich diese Sammlung in eine schöne genealogische Ordnung bringen. Haben sie die Gewogenheit, und nennen sie mir dieß Buch, wenn es ihnen bekannt ist, ich werde dankbar dafür seyn.

Ich wollte hier mein Schreiben für dießmal schließen, aber ich kann eine Anmerkung nicht unberührt lassen, die ich mir bey genauer Betrachtung meiner gesammelten Bildnisse gemacht habe. Unsere klugen Herren mögen auf das Planetenlesen und dergleichen schimpfen wie

sie

sie wollen, ich glaube doch was ich will. Ich bin der Sache nunmehr so gewiß, daß ich nicht mehr daran zweifle. Hören sie nur: Ich hatte aus meinen Bildnissen alle diejenigen zusammen gelegt, von denen ich wußte, daß sie eines gewaltsamen Todes gestorben waren. Z. E. den König von Schweden, Gustav Adolphen, Carl den XII, den General von Pappenheim, und General Wallenstein, den Herzog Bernhard von Weimar, aus dem 30 jährigen Kriege; den König von Engelland, Carl I anderer zu geschweigen, die viel geringern Standes sind; und da fand ich, daß allen diesen Personen das Haar ganz aus dem Gesichte, und fast in die Höhe stehend gewachsen war. Nunmehr bin ich so geübt und fest in meinem Urtheile, daß ich von den alten Portraiten alle General auslesen will, welche in einer Schlacht geblieben sind, und ich werde selten fehlen. Mit den neuern aber wird mir es schwerer, weil jetzo alles Peruquen trägt.

Ich habe Sie, mein Herr! länger aufgehalten, als ich gewollt und bitte deßwegen um Verzeyhung; allein es geht gutherzigen Leuten nicht anders, sie finden immer mehr

Max

Materie zu reden, als sie Anfangs im Sinne hatten. Ich will aber gleichwohl dießmal aufhören, merke ich, daß es Ihnen angenehm gewesen, was ich geschrieben habe, so könnte ich mich leicht entschließen, Ihnen meine künftigen Anmerkungen noch ferner mitzutheilen. Leben sie wohl. Ich bin Dero.

Diener

Michael Moluck.

Ein

Ein chinesischer Roman aus den Zeiten vor der Sündfluth.

Unter den Nachkommen des Kain, den die Chineser Cohu nennen, war ein Mann mit Namen Zilpah. Dieser hatte hundert und fünfzig Töchter, davon die eine Hilpa hieß. Sie war ungemein schön; und als sie nur noch ein Mädchen von siebenzig Jahren war, so hatte sie schon viele Verehrer, denen sie Gehör gab. Unter diesen waren zween Brüder, der eine Harpath, und der andre Schalum. Harpath, als der Erstgeborne, besaß die fruchtbare Gegend, die an dem Fuße des Berges Tirzah, in dem südlichen Theile von China lag.

Schalum, (welches Wort im Chinesischen der Pflanzer heißt,) besaß die benachbarten Hügel und die große Reihe von Bergen, die den Namen Tirzah führet. Harpath war stolz und ehrsüchtig; Schalum war sanftmüthig und beliebt bey GOtt und den Menschen.

So wie jetzt das Frauenzimmer nur auf Vermögen und Reichthum sieht, so sagt man, daß auch vor der Sündfluth die Töchter des Kain ihren Sinn ganz allein auf den Reichthum gesetzt. Die schöne Hilpa war eigennützig; und weil Harpath, der älteste Bruder, reicher war, so wählete sie ihn, und zog ihn dem Schalum vor. Harpath hatte mehr Heerden, die den ganzen Grund an dem Gebirge Tirzah bedeckten, und seine Thäler waren mit Quellen und Strömen durchwässert, die aus dem Gebirge hervorrannen.

Harpath war so glücklich, und erhielt ihr Wort sobald, daß er die Hilpa schon in ihrem hunderten Jahre heurathete, und weil er von Natur trotzig war, so höhnte er seinen Bruder Schalum aus, daß er die schöne Hilpa begehret hätte, da er doch nur ein Herr von einer Reihe

von Felsen und Bergen wäre. Dieß gieng dem Schalum so nahe, daß er seinen Bruder im Grimm seines Herzens geflucht, und gewünscht haben soll, daß seine Berge über seines Bruders Haupt fallen möchten, wofern er jemals in ihren Schatten käme.

Von der Zeit an, wagte sich Harpath niemals mehr aus den Thälern, sondern starb in der Blüthe seiner Jahre, zwey hundert und fünfzig Jahr alt, da er in einem Fluß stürzte, durch welchen er ziehen wollte. Dieser Fluß heißt noch heutiges Tages, nach dem Namen dessen, der darinnen umgekommen ist, der Fluß Harpath, und welches merkwürdig ist, so entspringt er aus einem von diesen Bergen, die er Schalum seinem Bruder auf den Hals gewünscht, als er ihm im Grimme seines Herzens geflucht hatte.

Hilpa war hundert und sechzig Jahr alt, als ihr Mann starb, und hatte ihm nur erst fünfzig Kinder geboren, ehe er ertrank. Viele von den Männern vor der Sündfluth bewarben sich um sie, ungeachtet Niemand mehr Hofnung haben konnte, als Schalum, der von neuem

zehn Jahre um sie warb, nachdem sein Bruder Harpath tod war. Denn es war damals nicht Sitte, daß eine Wittwe einen andern nehme, als zehn Jahre nach dem Tode ihres ersten Mannes.

Schalum hatte, gleich nach der Hochzeit der Hilpa mit seinem Bruder, angefangen, das ganze Gebirg, welches bey dem Erbtheile auf ihn gefallen war, mit Bäumen zu bepflanzen. Er wußte, wie jede Pflanze nach dem Boden eingerichtet werden müsse, und man glaubt, er habe von dem ersten Menschen, allerley Geheimnisse in dieser Kunst, durch mündliche Fortpflanzung erlernet. Diese Beschäftigung war anfänglich ein Zeitvertreib für ihn, die schöne Hilpa zu vergessen, und gereichte endlich zu seinem großen Nutzen. Sein Gebirg war in einigen Jahren mit Bäumen bewachsen, welche nach und nach zu Sommerlauben, Wäldern und Thiergärten wurden, die mit Gängen, Lustgärten und Wiesen untermischt waren, so daß die ganze Gegend aus einem kahlen wüsten Felde, jetzt einem andern Paradiese ähnlich sahe. Die Anmuth des Orts und die gute Gemüthsart des Schalum, den man für einen der gütigsten und

wei=

weiſeſten unter allen die vor der Sündfluth gelebt, hielt, zog viele Leute dahin, die beſtändig mit Graben der Brünne, Abſtechung der Teiche und Beſchneidung der Bäume beſchäftigt waren, damit ſich das Waſſer deſto beſſer in allen Theilen dieſer weiten Pflanzſtädte ausbreiten ſollte.

Die Wohnungen des Schalum gefielen der Hilpa alle Jahre beſſer, welche nach Verlauf von ſiebenzig Herbſten, einen ungemeinen Gefallen an dem fernen Anblicke des Gebirges Schalum hatte, welches damals mit dem Schatten unzähliger Bäume und Gänge bedeckt war, die den Ort herrlich machten, und ihn in eine der ſchönſten Landſchaften verwandelten, die man nur ſehen konnte.

Die Chineſer haben einen Brief, welchen Schalum an die Hilpa geſchrieben haben ſoll, als ſie im eilften Jahre ihres Wittwenſtandes geweſen. Ich will ihn hier überſetzen, ohne von der edlen Einfalt der Empfindung abzugehen, die im Originale herrſcht. Schalum war, als er ihn ſchrieb, hundert und achzig Jahr alt, und Hilpa hundert und ſiebenzig.

Schalum, Herr des Gebirges Tirzah, an Hilpa, die Besitzerinn der Thäler, im sieben hundert und acht und achtzigsten Jahre der Schöpfung.

„ Was habe ich nicht erlitten, o du Toch-
„ ter des Zilpah! als du dich meinem
„ Nebenbuhler ergeben? Mich verdroß das
„ Licht der Sonne, und ich bedeckte mich seit-
„ dem mit Bäumen und Wäldern. Diese sie-
„ benzig Jahr habe ich deinen Verlust an dem
„ Hügel des Gebirges Tirzah beweinet, und
„ meine Schwermuth unter tausend Schatten
„ genähret, die meine eignen Hände gepflanzt.
„ Meine Wohnung ist jetzt wie der Garten
„ des Herrn; ein jeder Theil desselben ist mit
„ Früchten, Blumen und Springbrunnen be-
„ setzt. Das ganze Gebirg ist zu deinem Em-
„ pfang bereit. Komm zu mir, meine Ge-
„ liebte, und laß uns unter diesen Schatten,
„ wunderbar vermehren. Gedenke, o du Tochter
„ des Zilpah! daß das Leben des Menschen
„ nur tausend Jahre währt, daß die Schön-
„ heit in wenigen Jahrhunderten dahin ist. Sie
„ blühet wie ein Eichenwald, oder als eine
„ Ceder auf den Hügeln in Tirzah, welche in
„ drey oder vier hundert Jahren dahin ist, und

„ de-

„ deren die Nachkommen nicht gedenken, es
„ sey dann, daß ein junger Wald aus ihren
„ Wurzeln entspringt. Gedenke dieß wohl,
„ und gedenke an deinen Nachbar im Gebirge. „

Dieser Brief hatte bey der Hilpa eine so gute Wirkung, daß sie noch vor Verlauf eines Jahres darauf antwortete, und zwar auf folgende Art:

Hilpa, die Besitzerinn der Thäler, an Schalum, den Herrn des Gebirges Tirzah, im sieben hundert und neun und achtzigsten Jahre der Schöpfung.

„ Was habe ich mit dir zu schaffen, o Scha-
„ lum! du rühmst die Schönheit der
„ Hilpa; allein bist du nicht heimlich in ihre
„ grünnen Wiesen verliebt? Reitzet dich der
„ Anblick ihrer fetten Auen nicht mehr, als
„ der Anblick ihrer Person dich reitzen würde?
„ Das Brüllen meiner Heerden, und das Blö-
„ cken meiner Schafe macht einen schönen Hall
„ in deinen Bergen, und klingt in deinen Ohren
„ lieblich. Ungeachtet mir das Laub deiner
„ Wälder und der wohlriechende Duft gefällt,

„ der von dem Gipfel des Gebirges Tirzah
„ kömmt, noch ist er mit den Gütern meiner
„ Thäler nicht zu vergleichen. Ich kenne dich,
„ o Schalum! du bist weiser und seliger als ei-
„ ner von den Söhnen der Menschen. Deine
„ Wohnung ist unter den Cedern, du erfor-
„ schest den Unterscheid des Bodens, du ken-
„ nest die Kraft der Sterne, und du merkst
„ die Aendrung der Jahreszeiten. Ach! kann
„ ein Weib in den Augen eines solchen ange-
„ nehm scheinen? Beunruhige mich nicht, o
„ Schalum! laß mich einsam seyn, daß ich der
„ Güter genieße, die mir anheim gefallen sind.
„ Nimm mich nicht mit deinen süssen Worten
„ gefangen. Deine Bäume müssen wachsen und
„ viel werden; du müssest Wälder zu Wäldern
„ und Schatten zu Schatten gewinnen! Aber
„ versuche nicht die Hilpa, ihre Einsamkeit zu
„ verlassen, und deine Wohnung volkreich zu
„ machen. „

Die Historie sagt, daß sie bald darauf auf einen der nächsten Hügel gekommen, dahin Schalum sie zu Gaste gebethen hatte. Dieß Gastmahl währte zwey Jahre, und man sagt, es

habe

habe dem Schalum fünf hundert Stück Wildpret, zwey tausend Sträuße, und tausend Tonnen Milch gekostet. Allein das schönste dabey war, die Mannigfaltigkeit der köstlichsten Früchte und Wurzeln, darinnen es damals Niemand dem Schalum gleich thun kannte.

Er bewirthete sie in der Laube, die er mitten in dem Nachtigallenwalde gebauet hatte. Der Wald bestand aus solchen Früchten, Bäumen und Pflanzen, die den singenden Vögeln am angenehmsten sind; so daß er die ganze Musik des Landes darinnen herbergte, und von einem Ende zum andern mit der schönsten Harmonie jeder Jahreszeit erfüllet war.

Er zeigte ihr alle Tage etwas Entzückendes und Vortrefliches in diesem Berglande; und da er auf solche Weise erwünschte Gelegenheit hatte, ihr sein Herz zu entdecken, so gelung es ihm sowohl, daß sie ihm bey ihrer Abreise gütig verspreche, sie wollte ihm noch vor Verlauf von fünfzig Jahren ihre redliche Entschließung kund thun.

Die war noch nicht lange wieder in ihren Thälern, als ihr nur Vorschläge gethan wurden, und sie zugleich einen Besuch vom Mischpatsch bekam, der ein mächtiger Mann war, und eine große Stadt gebauet hatte, die er nach seinem Namen namte. Ein jedes Haus war zu mindesten auf tausend Jahre gebauet, und etliche Stunden auf drey Menschenalter, so daß die Zahl der Steine und des Holzes, die zu dieser Stadt gebraucht worden, jetzt kaum zu begreifen ist. Dieser kluge Mann ließ ihr auf musikalischen Instrumenten vorspielen, die man unlängst erfunden hatte, und tanzte vor ihr, nach dem Tone der Trommeten. Er schenkte ihr auch vielen Hausrath von Eisen und Kupfer, welchen man neulich zur Bequemlichkeit des Lebens erfunden. Indessen ward Schalum verdrüßlich in ihm selbst, und nahm es der Hilpa sehr übel, daß sie den Mischpatsch empfangen hätte, so daß er in dreyßig Jahren nicht an sie schrieb, noch mit ihr sprach. Sie soll wegen seinen langen Stillschweigens das Gebirg Tirzah oft mit nassen Augen angesehen haben. Da er aber sah, daß es bey dem bloßen Besuche blieb, so warb er von neuem um sie.

Die

Die konnte aber doch in zwanzig Jahren zwischen dem Schalum und Mischpatsch keine Wahl treffen, denn ungeachtet ihre Neigung auf den ersten gieng, so war doch ihr Eigennutz für den andern. Indem nun ihr Herz zweifelhaft war, so ereignete sich folgender Zufall der die Sache endigte. Ein hoher hölzerner Thurn, der in der Stadt Mischpath stund, und von einem Wetterstrale gerühret ward, gerieth in Brand, und legte in wenigen Tagen die ganze Stadt in die Asche. Mischpatsch wollte den Ort wieder bauen, es möchte kosten was es wolle, und da er schon alle Stämme seines Landes ausgehauen, so mußte er sich an den Schalum wenden, dessen Wälder nun mehr zwey hundert Jahr alt waren. Er erkaufte diese Wälder mit vielen Heerden von Rindern und Schafen, und mit so vielen Feldern und Weiden, daß Schalum nun reicher war als Mischpatsch, und daher den Augen der Tochter des Hilpa sowohl gefiel, daß sie ihm die Ehe nicht länger versagte. An dem Tage, da er sie auf sein Gebirg brachte, errichtete er eine große Pyramide von Cedern, und allerley wohlriechenden Holze, die über drey hundert Elen in die Höhe gieng.

Er

Er zierte sie mit Bindel von Mirthen, Lavendel, und schönen Kräutern, und bestrich sie mit dem Harz seiner Pflanzstädte. Dieß war das Brandopfer, welches Schalum an dem Tage seiner Hochzeit opferte. Der Rauch davon stieg auf gen Himmel, und erfüllete das ganze Land mit Licht und Wohlgeruch.

Der Zuschauer.

Zevs und das Pferd.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zevs, man will, ich sey eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleich wohl nicht noch verschiedenes an mir zu bessern seyn? ---

Und was meynst du dann, daß an dir zu bessern sey? Rede; ich nehme Lehre an: sprach der gute Gott, und lächelte.

Vieleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitre Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut,

Gut, versetzte Zevs; gedulde dich einen Augenblick! Zevs, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zevs; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! willst du, Pferd! daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zevs fort; diesesmal sey belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinneren, so daure du fort, neues Geschöpf — Zevs warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.

Leßing.

Der

Der Greis und der Tod.

Ein Greis von acht und achtzig Jahren,
Ein armer, schwacher, kranker Greis,
Mit wenigen schneeweisen Haaren,
Kam aus dem Wald und trug, ein schweres
Bündel Reis
Auf seinem alten krummen Rücken.
O GOtt! der arme alte Mann;
Wie oft mußt er sich wohl mit saurer Mühe
bücken,
Als er die Reiserchen im weiten Walde laß?
Er hatte keinen Sohn, sonst hätte ders gethan.
Weil ers für Mattigkeit nicht weiter tragen kann,
Setzt er es ab, und als er krumm da saß
Bey seinem Bündel, und bedachte,
Wie viel Bekümmerniß, und Müh und Noth,
Die Hand voll Holz ihm machte,
Wie viel sein wenig täglich Brod,
Da seufzt er Lebens satt, und weint und ruft
den Tod.

Befreye mich, spricht er, vor aller meiner Quaal
Komm doch du lieber Tod! ach komm doch nur einmal;
Und bringe mich, mich armen Greis zur Ruh!
Er kömmt, geht auf ihn zu;
Was willst du? fragt er ihn; du armer Alter du,
Der du so flehentlich mich hergerufen hast?
Du trägst auch eine schwere Last!
Ach lieber Tod, antwortet er darauf,
Ach! hilf sie mir doch auf!

Gleim.

AVERTISSEMENT.

Nachdem die Churfürstl. Akademie der Wissenschaften mit ihrem Bücherverlage eine Aenderung zu treffen entschlossen ist; so werden die Liebhaber hiermit avertieret, daß sie sich um diejenigen Bücher, die sie bey gedachtem Verlage suchen möchten, einsweilen an den akademischen Buchdrucker Johann Friederich Ott zu adreßieren belieben.

München,
Gedruckt und zu finden bey Johann Friedrich Ott, Churfürstl. akademischen Buchdrucker.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Zweyter Jahrgang.

Fünftes Monatstück.

Im Februarius 1766.

München
zu finden im akademischen Bücherverlage.

10010384

Von der
Uebereinstimmung der Tugend
und
der Natur.

Bethörte Menschen! ja, ihr seufzt nach
Glück und Ruhm,
Was euch zu Sclaven macht,
das nennt ihr Eigenthum.
Der Hochmuth martert euch, sein mißvergnügt
Verlangen
Kehrt immer da zurück, wo es erst angefangen.

Ihr reitzet euern Durst durch Wahn und Selbstbetrug,
Und wenn ihr Alles habt; so habt ihr nie genug.
Der Tag kömmt euch zur Quaal, die Nacht verkennt den Schlummer.
Ihr störet beyder Lust, durch Unruh, Furcht und Kummer.
Ihr folget fremden Wahn, vergeßt die Sterblichkeit,
Und euer ganzes Gut ist Aberwitz und Neid.
Verführte Creatur! ja, ja, so kann das Leben,
So muß die beste Welt dir nichts als Wermuth geben.

Wie selig ist doch nicht ein tugendhafter Mann,
Der Alles, was er wünscht, sich selber geben kann.
Der nie vom Wahn verführt, des Pöbels Ansehn heuchelt,
Nie seinen Zweck vergißt, nie seinem Willen schmeichelt:
Die Weisheit wohnt in ihm, gestärkt durch ihre Kraft,
Schmeckt er die Süßigkeit von jeder Leidenschaft.

Sein

Sein Reichthum ist die Ruh, kein Tag verfließt vergebens:
Er kennet und erfühlt die Süßigkeit des Lebens.
Die Furcht entfärbet nie sein heiteres Gesicht,
Ein wüthender Tyrann erschreckt den Weisen nicht.
Sein Herz bleibt unverzagt, und sein vergnügter Wille,
Zernichtet Gram und Leid in einer sanften Stille.

Die Tugend fodert nie, was die Vernunft verbeut,
Ihr seliges Gesetz gründt sich auf Möglichkeit.
Man muß den Menschen nicht von seiner Menschheit scheiden,
Die Quellen unsrer Ruh, sind Fehlen, Denken, Leiden.
Die Weisheit hat ihr Maaß, das ihr die Tugend setzt,
Wer mehr von uns verlangt, hat die Natur verletzt.
Es war vom Anfang gleich des großen Schöpfers Wollen,
Daß Menschen auf der Welt nicht Engel werden sollen.

O selig! wer die Welt, wer seinen Endzweck
kennt,
Wer die genaue Bahn von Gut und Bösen
trennt;
Wer mehr auf Ruhe sieht, als auf ein tiefes
Wissen,
Und den kein falscher Zug der Menschlichkeit
entrissen.

Die Wollust ist ein Trieb, den die Natur
entflammt,
Der aus der Tugend folgt, der kein Gesetz
verdammt.
Ein Wahnwitz voller Thor verachtet ihre Lehren,
Wer nicht sein Glück begehrt, muß nicht die
Wollust hören.
Sie ist den Lastern feind, ihr ist die Weisheit
hold:
Kein Schweiß erreichet sie, man kauft sie nicht
um Gold.
Die Tugend nur allein vertheilet ihre Güter,
Ihr Reichthum rühret nur die zärtlichen Ge-
müther,
Mehr als verkehrter Wahn, der sie in Lastern sucht,
Wo Reue, Gram und Furcht die bittre Lust
verflucht,

Wo der versalzne Scherz zum sauern Eckel führet,
Wo Tugend und Verstand, Kraft, Muth und Recht verlieret.
Sprich toller Wütherich, sprich Nero! merkst du nicht?
Wie die geheime Quaal dein Lachen unterbricht.
Wie Angst und Schrecken nie von deiner Seite weichet,
Und wie die Furcht mit dir durch alle Zimmer schleichet.
Verschwende Wein und Scherz, vergolde Schloß und Saal,
Verriegle dein Gemach, vermehr der Diener Zahl,
Doch wird dich überall der Laster Schreckbild stöhren,
Und du wirst deinen Fluch in deinem Herzen hören.
Geh Unmensch! lehne dich auf geiler Weiber Schoos,
Du giebst die Unruh doch, bey jeder Stellung bloß,
Und endlich wirst du gar für Zagen, Furcht und Schrecken,
Den schon verfluchten Leib, halb todt im Mist verstecken.

Sejan sucht seine Lust in Hoheit und in
Macht,
Rom zittert, wenn er spricht; dein Wink wird
schon vollbracht:
Vor ihm bückt sich der Staat, von ihm kömmt
Tod und Leben,
Und seiner Feinde Fall, muß ihn noch mehr
erheben.
Er ist des Kaisers Herz, ihm dient die halbe
Welt:
Er zeiget sich, man kniet, und thut, was ihm
gefällt.
Dieß ist noch nicht genug, man baut ihm Ehren=
säulen,
Zum wenigsten sein Bild der Nachwelt mitzu=
theilen.
Sejan so groß bist du, so herrlich ist dein Glück,
Doch welch ein stiller Gram verdunkelt deinen
Blick;
Wer stöhret deine Lust? sprich nur, so ists ge=
schehen,
Du kannst ja Rom im Blut zu deinen Füßen
sehen.
Den armen Pöbel täuscht der hohen Thaten Licht,
Ein Großer ist sich selbst Gesetz, Vernunft und
Pflicht.

Was

Was den Geringen stürzt, gereichet ihm zur Ehre,
Ein nimmer satter Stolz ertheilt die beste Lehre.
Gebrauche dich der Macht, die dir dein Ansehn reicht.
Doch wie? Sejan erschrickt, vergißt sich selbst, und weicht.
Ja, ja, der Held ist weg, sein Stolz, die Lasterthaten,
Die haben ihn versteckt, und auch zugleich verrathen.
Wo bleibet Ruhm und Glück? Sejan ist ein Tyrann,
Sein Bild ein Schimpf der Stadt, er ein verfluchter Mann:

Ein Abscheu der Vernunft, ein Schwarm bestrikter Thoren,
Hat Tugend und Verstand und Ruh und Glück verschworen,
Beschimpft die Menschlichkeit, sagt aller Neigung ab,
Und findet in sich selbst, Gift, Pest und Dolch und Grab,

Die gütige Natur aus holder Menschenliebe,
Vertheilte Neigungen, Empfindung, sanfte
Triebe,
Und schloß der Menschen Glück in Leidenschaf=
ten ein.
Der Wille der Natur ist edel, schön und rein.
Wir sollen unser Glück, wir können es em=
pfinden,
Das Feuer, das uns wärmt, wird uns dazu
entzünden.

Die Erde drehet sich, der Mond kennt
seinen Lauf:
Die Sonne steht und scheint, bald wacht der
Frühling auf,
Dem Sommer folgt der Herbst: die Ordnung
und der Friede,
Erhält der Welten Heer, und macht sie nim=
mer müde.
Wir stöhren unsre Ruh durch Widerspenstigkeit,
Verlangen Reu und Stolz, verschwenden unsre
Zeit.
Für wen ward doch die Welt so herrlich auf=
geführet?
Für wen ward sie mit Pracht und Schönheit
ausgezieret?

Wem

Wem dient der große Schatz, den sie herfür
gebracht?
War die Natur hier nicht auf unser Glück
bedacht?
Gerecht in ihrem Wink, voll Unschuld, nie
verwegen,
Lockt sie der Menschen Herz zu ihrem reichen
Segen.
Sie haßt den Selbstbetrug und lehrt die
Mäßigkeit,
Ihr allererstes Gut ist die Zufriedenheit.
Die Tugend folget ihr, begleitet von der Liebe,
Die Keuschheit wird erst schön, in ihrem hol-
den Triebe.
Dieß lehrt uns die Vernunft, die beyder Leit-
stern ist,
Die Glück und Ruhm und Lob nur nach der
Tugend mißt.
Und die den Grausamen, den Menschenfeind
erkennet,
Der sich von der Natur erhabner Wirkung
trennet.

Ja Leonilde, ja, dieß so vereinte Band,
Ist unsrer wahren Ruh gesichert Unterpfand.

Laß

Laß Thoren sich mit Furcht, mit Gram und Abscheu plagen,
Die Tugend soll uns stäts von neuem Glücke sagen.
Kein Laster stöhre je die Reitzung der Natur,
Sein Brandmaal schimpfe nie den edlen Freundschaftsschwur.
In Unempfindlichkeit soll keine Zeit verstreichen,
Ein Tag soll so vergnügt, wie je der andre weichen;
Und leidt die Menschlichkeit, o Freundinn! so bist du,
So ist die Tugend uns, Trost, Segen, Lust und Ruh.
Kein aberwitziges, kein ängstliches Vergnügen
Soll jemals unsre Pflicht, und unsre Ruh betriegen.
Uns täuscht kein falscher Schein, und plagt kein hämscher Neid;
Der Stolz verbirget nicht des Lebens Flüchtigkeit.
Die Unschuld macht uns groß, wer kann uns mehr erheben?
Laß albre Weisen nur nach großen Titeln streben.

Wohl

Wohl dem, der unbekannt, von Wahn und
Pracht entfernt,
In deiner Zärtlichkeit das Leben schmecken lernt;
Der deine Seele kennt, der deine Tugend liebet,
Der eine ganze Welt um deine Freundschaft
giebet.
So Freundinn, so wird uns die Lebenszeit ver-
gehn,
Und mein Gedächtniß soll bey deinem Namen
stehn.
So wird die Nachwelt einst von uns ein
Beyspiel erben,
Wer tugendhaft gelebt, der kann zufrieden
sterben.

Der Menschenfreund.

Betrachtung über die Verschiedenheit der Vergnügungen in den verschiedenen menschlichen Alter, als einen Beweis von der Unsterblichkeit des Menschen.

Die Aussicht in die abwechselnden Vergnügungen, welche dem Menschen in den verschiedenen Auftritten seines Lebens begegnen, hat nicht allein viel Anmuth, sondern ist für einen nachdenkenden Geist auch sehr lehrreich. Sie ist für denjenigen angenehm, der diese Scenen erst noch betreten soll; weil ein Vergnügen, das man erst in der Ferne gesehen

hat,

hat, ehe man zu dem wirklichen Genuße deſſelben gelangt iſt, dadurch verdoppelt wird, daß man durch die Hofnung dem wirklichen Genuße ſo zu ſagen zuvorkömmt. Eben ſo angenehm muß es für einen Menſchen ſeyn, der nun von dem Schauplatze abtreten will, wenn er ohne Verdruß und Reue auf die ſchon genoßnen Freuden zurück ſehen kann. Das heißt ſie von ihrer Flucht wieder zurück holen, und noch einmal genießen. So kann der Menſch mit der Freude wuchern; bloß dadurch, daß er ſie betrachtet, wenn er ſie auch nicht genießt; es ſey nun, daß ſie ihm noch bevorſtehe, oder daß er ſie ſchon geſchmecket habe. Doch eine ſolche Betrachtung thut noch mehr, als daß ſie die Seele freudig macht. Sie erfüllt ſie mit Vorſtellungen ihrer eignen Größe; ſie überfüllet ſie, wenn ſie über die Abwechslung der Vergnügungen in den verſchiednen menſchlichen Altern nachdenkt, daß ſie weit über die Thiere erhaben ſey, die, wenn ſie einen wirklichen Unterſchied zwiſchen Schmerzen und Vergnügen machen, doch nur mit ihren Empfindungen auf einzelne Arten deſſelben eingeſchränkt ſind; ſie berauſcht ſie mit der ſüßen Hofnung, daß wir ſie von den Spielwerken der Kindheit zu den lebhaften

Ergötzlichkeiten der Jugend, von diesen zu den ernsthaften Freuden des Mannes übergieng, sie von dem Frieden und der Ruhe, die in dem Gemüthe eines Greises herrscht, zu einer Glückseligkeit fortgehen werde, die ihren erweiterten Begierden gemäß ist.

Was ist die Seele in dem ersten Anfange ihres Daseyns, wo alle ihre Kräfte noch ganz eingewickelt sind? Eine Seele, die es noch nicht weis, daß sie eine Seele ist, und die nur wenig Zeichen von sich giebt, daß sie empfinden kann? Wie ermüdet muß sie seyn, wenn sie sich unter die wirklichen Creaturen durchgearbeitet hat! Wer kann die großen Veränderungen beschreiben, die in einem Menschen vorgehen müssen, wenn er das erstemal seine Augen aufschlägt? Wie nahe muß sein Zustand dem Zustande eines Blinden kommen, der plötzlich uud auf einmal seines Gesichts mächtig wird, und sich einbilden muß, daß alle Gegenstände, die er nun durch die Hilfe seiner Augen empfindet, auf seinen Augen aufliegen? Unterdessen muß doch dieser Zustand viel angenehmer und besser seyn, als der Zustand eines noch unausgebildeten Embryons. Was sagt

das

das Lächeln in dem Gesichte eines Kindes, dessen Körper durch keine schmerzhaften Empfindungen beunruhigt wird? Dieses Lächeln, diese fast unmerkliche Freude über sein Daseyn, bleibt sie nicht immer in seinen Mienen, so lange es gesund ist? Man muß erstaunen, wie bald sich die kleinsten Kinder in ihre Existenz finden lernen. Was für eine anmuthige Verwunderung bey einem jeden neuen Gegenstande in allen ihren Blicken! Alle ihre Bewegungen verrathen eine gleich angeborne Kraft, Ordnung, Uebereinstimmung und Verhältnisse in den Dingen zu empfinden, und sich darüber zu freuen. So fremd auch die Seele in der neuen Gegend war, in welcher sie auftrat, so bald sagt sie zu sich selbst, daß sie in diese Gegend gehöre, und selbst noch besser sey, als diese Gegend. Ein aufmerksamer Zuschauer sieht wohl, wie sie arbeitet, mehr zu thun, als zu empfinden. Er sieht sie denken, wenn sie auch sich selber noch nicht verständlich werden kann; er bemerkt wohl, wie sich die Knospe bestrebt, sich auseinander zu falten, und sich in ihrer ganzen Schönheit zu zeigen. Wenn man den Zustand des Menschen in seiner ersten Kindheit mit dem ersten Zustande eines Thieres vergleicht,

wie viel vollkommner scheint nicht dieser vor jenem zu seyn. Ein Thier ist nach wenig Tagen dasjenige ganz, was es seine ganze Dauer über seyn soll. Die Maschienen der Thiere sind einer grösern Vollkommenheit fähig; ihre Seelen aber sind so zu sagen auf einmal ganz fertig, und können nur sehr wenig mehr ausgebildet werden. Der Unterschied zwischen einem Thiere in seiner Kindheit und einem Thiere in seinem vollkommnen Alter ist eben so groß und merkwürdig nicht. Aber man stelle sich vor, daß die Menschen mit der Vollkommenheit und Thätigkeit zu existiern anfangen, die sie etwa im männlichen Alter haben; man nehme an, daß sie zum erstenmale ein Kind sehen. Würden sie wohl aus den Veränderungen, die sie an demselben bemerken, begreifen können, daß dasselbe in wenig Jahren eben so vollkommen seyn würde, als sie sind? So fein und unmerklich sind die Veränderungen, die uns aus Kindern zu Knaben, und nach und nach zu Männern machen.

Was die Freude, welche der Mensch in diesem Zeitpunkte seines Lebens genießt, anbelangt: wie einfach ist sie nicht? Man findet

wenig

wenig Manichfaltigkeit und Abwechslung darinnen, und sie scheint immer einen gleichen Grad der Stärke zu haben. Gleichwohl ist zum wenigsten ein Sinn, das Gesicht nämlich, bey Kindern eben so ausgebildet, als bey Erwachsnen, der Sinn, welcher in einem reifern Alter die Quelle unzählbarer Freuden, von verschiednen Graden, von größrer und geringerer Stärke und Heftigkeit ist. Die Welt malet sich in dem Auge eines Erwachsnen nicht anders ab, als in dem Auge eines Kindes. Warum wirket aber eben dasselbige Bild, das sich in unsern Augen abzeichnet in verschiednen Altern verschiedne Veränderungen? In dem Gesichte eines Kindes findt man immer einerley Heiterkeit, und über alles, was schön ist, und durch sinnliche Reitzungen gefällt, immer einerley Vergnügen. Der Schall einer Klapper, und harmonierende Töne einer Flöte machen bey ihnen einen gleichen Eindruck, gleichwohl ist es unstreitig, daß in ihren Ohren von dem Schalle der Klapper andre Bewegungen hervorgebracht werden, als von den Tönen der Flöte. Woher kömmt also dieses Einerley? Kömmt es nicht daher, daß sich ihre Seele noch allzusehr darüber verwundert, daß sie da ist, daß sie also

nicht Zeit hat, sich über Dinge, die außer ihr sind, auszubreiten? Sie muß zu einem sichern Bewußtseyn ihrer selbst zu kommen suchen; sonst würde sie nicht in einer solchen Unthätigkeit bleiben. Eine solche Vorstellung von der Kindheit ist zum wenigsten wahrscheinlich, weil die Seele in aller Verwunderung eine Zeitlang unthätig bleibt. Wer noch niemals eine schöne Gegend gesehen hat, wo Wiesen, Thäler, Bäche, Gebüsche und Berge miteinander abwechseln, bleibt der nicht bey dem ersten Anblicke derselben eben so verwundernd stehen, als ein Kind, und ist wohl zwischen seiner Verwunderung und der Verwunderuug eines Kindes ein andrer Unterschied, als daß sie lebhafter ist, und sich geschwinder in Bestrebungen verwandelt, die neuen Gegenstände genauer kennen zu lernen? Die Freude, welche das Gesicht eines Kindes mit einer unschuldigen Anmuth erfüllt, ist gerade für seinen noch unreifen Körper groß genug. Wäre sie lebendiger: so würde sie eine tödtliche Zerrüttung in demselben verursachen. Eine stürmische Lust schickt sich so wenig für ein Kind, als für einen Greis. Das Kind ist noch nicht zu seiner Stärke gekommen, und dieser hat sie weiter verloren.

Doch

Doch was würde der Mensch für ein Nichts bedeutendes Geschöpf seyn. Wären nicht andre weit geringere Geschöpfe glückseliger, als er, wenn er nicht aus der Kindheit zu einem vollkommnen Zustande forteilte? Aber er wird aus einem Kinde ein Knabe. Wie viel besser ist nicht schon dieser Zustand? Schon ist sich die Seele ihrer Kraft bewußt; schon empfindet sie den Unterschied zwischen sich und ihrem gröbern Theile, dem Leibe; schon sind ihre Freuden nicht allein lebhafter, sondern auch mannichfaltiger, und ihres Daseyns mehr gewohnt; schon geht sie aus sich selbst heraus, und macht sich mehr mit den Dingen bekannt, die um sie herum sind. Aber es sind nur die ersten, nur furchtsame Versuche ihrer Flügel; sie wagt sich nicht weiter, als sie sieht, und nicht einmal so weit. Sie übt ihre Kraft nur an Spielwerken; sie fürchtet sich vor allem, was groß ist. Eine Blume, ein farbigtes Band, eine Puppe, was für Glückseligkeit für sie! Unterdessen hat die Freude, die sie darüber empfindet, schon stärkere Ausdrücke; sie ist mit mannichfaltigern Bewegungen des Leibes begleitet, dessen Muskeln und Nerven schon vollkommner und fester geworden sind. Da ihr der Gebrauch ihrer

Sinne noch etwas ganz Neues ist; so überläßt sie sich den Eindrücken derselben ohne Nachdenken. Unterdessen wachen die Leidenschaften auf; die Begierden entwickeln sich mehr und mehr, und die Seele wird immer geschäftiger. Die Einbildungskraft eröffnet sich allmählig, und schon zeigt sich in der Scene, wie in einer Morgendämmerung die Vernunft. Die Sinnen werden allgemach mehr verhärtet; die Kleinigkeiten, auf welche die in bessren Schönheiten unerfahrne Seele einen so großen Werth legte, werden ihr, da sie mit einem jeden Tage mehr und mehr wächst, zum Eckel; sie wagt einen weitern Flug, und kömmt immer, mit neuen Känntnissen bereichert, zurück. Nun ist es schon leichter, die Wege auszuspüren, die sie vom Alter des Knabens an, bis zur Jugend zurück legt.

Ist nun der Mensch ein Jüngling geworden: so ist er schon ein sehr wichtiger Theil der Schöpfung, als welcher er ein bessers Ansehen giebt, als sie von einem Kinde oder Knaben hatte. Er gleichet einem blühenden Baume. Ist er reich an schönen Blüthen; was für eine Erndte verspricht er nicht! Diese Jahre sind die=

diejenigen, wovor nämlich die Einbildungskraft ihre Herrschaft ausübt. Welch ein entzückender Anblick ist die Seele eines Jünglings, der die unschuldigen Zeitverkürzungen seiner Knabenjahre zwar in viel lebhaftere Freuden, als jene sind, aber doch in keine verbrecherischen Vergnügungen verwandelt hat. Diese Aussicht ist für die Vernunft eben so anmuthig, als für das Aug eine blumenreiche Wiese ist, welche die Natur in der Absicht gemacht zu haben scheint, daß sie eine unvollkommne Abbildung der Jugend seyn sollte. Die unschuldigen Freuden dieser Jahre sind dem großen Endzwecke, zu welchem wir bestimmt sind, schon weit anständiger. In dieser Zeit tritt der Mensch, so zu sagen, die Würde der Menschheit erst an. Seine edlern Neigungen kommen mehr zur Reife. Vorher suchte er Spielgenossen; nun suchet er Freunde. Er strebt nach Ehre; aber jetzt nur noch, der Ehre zu gefallen. Nach und nach fängt er an die bloß sinnlichen Vergnügungen, welche unter den Ergötzlichkeiten die niedrigsten sind, mit Verachtung anzusehen; er erhebt sich zu erhabnern Belustigungen, die mehr für das Herz gemacht sind. Unterdessen sind sie immer noch mit jenem vermischt; es

sind nur die Blumen, die er in dieser Gegend abpflücket; die Früchte aber läßt er stehen. Weil sein Geist noch flüchtig und unbeständig ist, sich immer in den Gegenständen, die außer ihm sind, verirret und zerstreut, und also selten wieder in sich zurück kehrt: so behält alle seine Freude, so edel der Grund davon auch seyn mag, etwas Täuschendes und Wildes. Ja sein Vergnügen ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch zu viel Empfindung und zu wenig Bewußtseyn.

Je mehr aber die Seele Einsichten sammelt, und brauchen lernt; je mehr man in die Natur der Dinge eindringt; desto mehr erweitert die Vernunft ihre Herrschaft. Man fängt an, mehr zu denken, als zu empfinden; die lustigen Aussichten und Bilder der Einbildungskraft verlieren sich; die Seele erwacht, wie von einem süßen Traume; die Begeisterung hört auf. Wie dem Jünglinge die Beschäfftigungen mit den Spielwerken und Puppen des Knaben zu klein vorkommen, so erscheinen nun in eben der Gestalt dem Manne die Belustigungen der Jugend. Der Jüngling war fröhlich; der Mann will mehr seyn; er will glücklich

lich werden. Nun öffnet sich eine ganz neue Scene des menschlichen Lebens, die auch wirklich weit merkwürdiger ist, als alle vorhergehende Auftritte desselben. Der Mann unterscheidet sich vom Jünglinge durch einen Ernst; welcher auch seinem Vergnügen ein ganz anders Ansehen giebt. Nunmehr sucht man dasselbe in Geschäfften, die von einem großen Einflusse in das ganze menschliche Geschlecht sind. Der Mensch wird brauchbarer für das gegenwärtige Leben. Man wird ein Bürger; man erwählt eine gewisse bestimmte Lebensart. Die Art zu Denken, und alle Handlungen erhalten mehr Ordnung und Regelmäßigkeit; man scheint mehr für andere zu arbeiten, und man arbeitet doch für sich am meisten. Wenn die Fähigkeiten der Seele theils durch die Erziehung, theils durch die Art von Freuden selbst, die man genossen hat, gehörig bearbeitet worden sind, so besteht nun unser Vergnügen darinnen, wenn wir sehen, daß sich die Wirkungen derselben weit ausbreiten. Man übernimmt die Regierung einer Familie; man verwaltet Aemter und Würden; man sieht, daß in der Welt viel von uns abhängt. Wie groß wird die Seele in ihren Augen! nunmehr sieht man mit einer Art

von Mitleiden auf die vorigen Zeiten zurück, die man durchwandelt hat; und der Geist wundert sich darüber, daß er nicht immer so viel zu bedeuten gehabt hat, als jetzt. Man ist unermüdet, dieses Ansehen zu behaupten; man erschöpft seine Kräfte darüber; man freut sich über nichts so sehr, als wenn man um sich herum alles in Bewegung setzen kann. Doch wie viele Unruhen sind nicht in diesem Zeitpunkte des Lebens verbunden? Die Seele gleicht darinnen einer See, die zwar nicht stürmt, aber doch immer in Bewegung ist, und Wellen wirft. Doch endlich kommen die Tage, wo sie von ihrer Geschäfftigkeit nachläßt; weil die Kräfte des Leibes durch die ununterbrochnen Anstrengungen schlaffer werden. Man wird es gewohnt, ein Bürger, ein Vater, ein Mann von Stande und Ansehen zu seyn. Die Augen gehen uns auch über dasjenige auf, was uns sonst so groß zu seyn schien, und in der That auch größer war, als die Beschäfftigungen der Knabenjahre und der Jugend: und die Ergötzlichkeiten der Sinne haben für die Seele wenig Reitzungen mehr, nicht allein weil sie abgenützt sind, sondern auch weil der Mensch die höhern Vergnügungen des Gemüthes geschmeckt hat. Reichthümer,

thümer, Würden, und was sich sonst die vergrößerten Begierden des Mannes wünschten, machen keinen Eindruck mehr auf die Seele. Was im Alter den Geist aufheitert, das sind die Einsichten, die man erlangt hat, und deren man allein nicht überdrüßig geworden ist; das sind die löblichen Handlungen von einer innerlichen Güte, die man sich gethan zu haben erinnert; das ist die Hofnung, in der Zukunft noch besser und vollkommner zu werden. Welch ein Geschöpf kann elender seyn, als ein Greis, dessen Verstand von Wissenschaften und Erfahrung leer, und nun unfähig ist, beydes zu erhalten; dem jedesmal eine Schamröthe ins Gesicht steigen muß, so oft er auf die Handlungen seines vorigen Lebens zurück sieht; der also Ursache hat, wegen des Zukünftigen zu verzweifeln. Da nun die Seele eines Menschen immer wachsen kann. So muß sie wohl nicht von demjenigen, der sie gemacht hat, bestimmt seyn, abzunehmen. Der natürlichste Charakter, den ein Mensch am Ende seines Lebens haben sollte, ist der erste. Und wenn er denselben hat, wenn er ein weiser und rechtschaffner Mann geworden ist: wie herrlich ist sein Zustand alsdann. Dann ist der Mensch auf der Erde

unstreitig am größten, wenn er gleich dem äußerlichen Ansehen nach einzugehen scheint. Welch eine Ruhe, welch ein Friede beherrscht seine Seele! Es ist wahr, daß man ein hohes Alter die zweyte Kindheit nennt. Allein, wenn es gewiß ist, daß ein Greis das seyn sollte, was er unter sehr bequemen Bedingungen seyn könnte: so würde, wenn diese Bedingungen nur erfüllt würden, von sehr wenig Alten gesagt werden können, daß sie wieder Kinder zu werden anfiengen. Es muß für die höhere Geister in der sichtbaren Natur kein herrlicherer Anblick seyn, als ein Greis, der so ist, wie er seyn soll, und solche Greise hat es doch zu allen Zeiten noch einige gegeben. Seine Leidenschaften ruhen, ohne ganz entkräftet zu seyn; die Vernunft geht mit ihren Vorstellungen und Wünschen weit über das Gegenwärtige und Endliche hinaus; das empfindet die Seele, und freut sich nicht über ihre gegenwärtige, sondern über die ihr noch bevorstehende Größe; doch es ist mehr als Freude, es ist Hofnung und Zufriedenheit. In einem solchem Zustande ist der Mensch auf der Erde GOtt am ähnlichsten.

Da nun also die Vergnügungen des Menschen mit einem jeden Alter wachsen und vollkommer werden, und unstreitig nach dem Tode noch vollkommner werden können. Ist es nicht der wahrscheinlichste Schluß von der Welt, daß der Mensch zu noch erhabnern und vollkommnern Freuden bestimmt sey? Warum sollte die Gottheit eine Seele eben zu der Zeit zernichten, wo sie ihr erst ähnlich wird? Und es können nicht einmal alle Seelen alle die Stufen der Vollkommenheit durchgehen, die sie in diesem Leben erlangen könnten. Die Seelen der Menschen können, je weiser und edler sie werden, sich der Gottheit immer mehr nähern, ohne sie jemals einzuholen und ihr vollkommen zu gleichen. Die Gottheit soll ein so gütiges Wesen seyn, das eine um so viel größre Neigung gegen erschaffne Wesen hat, je vollkommner sie sind. Und sie sollte einen Gefallen an der Schöpfung so unnützer und nichts bedeutender Creaturen finden, als diejenigen Menschen sind, die in der Kindheit und Jugend sterben? Oder sie sollte so neidisch seyn, daß sie uns nur zu einem gewißen Grade des Vergnügens kommen ließe? Was würde das für eine Gottheit seyn, da ein Mensch für desto vollkommner gehalten

wird,

wird, je mehr er Menschen, und je mehr er einem jeden Menschen ins besondre glücklich und fröhlich macht. Also würde die Gottheit nicht einmal so gütig seyn, als das Geschöpf, das sie zu einer Zeit zernichten wollte, wo es mehr Vollkommenheit und Vergnügen von ihrer Hand erwartete? Dieses ist gleichwohl das Bild, welches diejenigen von der Gottheit machen, die nicht gern für öffentliche Thoren gehalten werden, und darum das Daseyn aller Dinge zwar nicht einem blinden Ungefähr, sondern einem gütigen und verständigen Wesen zuschreiben wollen; dabey aber sich eine Ehre daraus machen, sich und andern die Unsterblichkeit streitig zu machen. Nein! eine Gottheit kann nicht haben wollen, daß ein vernünftiges Wesen seine Zernichtung mit Gleichgültigkeit denken soll. Und gesetzt, daß Menschen solche Wesen wären, die ihrer innern Einrichtung nach nicht länger dauern könnten, als sie leben; der aber, der uns gemacht hat, wollte vermöge seiner Güte, daß wir so lange glücklich seyn sollen, als wir da sind, so müßte es zum wenigsten sein Wille gewesen seyn, daß wir uns die Unsterblichkeit versprechen möchten. Ein unausbleibli-

ches Ende seines Vergnügens sehen, das heißt, sich alles Vergnügen rauben.

Wahrhaftig, in dem einzigen Gedanken: auch nach meinem Tode werde ich noch seyn; liegt mehr wahre Lust, als in allen Vergnügungen, die durch die verschiednen Auftritte des Lebens zerstreut sind. Und das ist eben der Gedanken, mit welchem sich die größten Geister des Alterthums, ein Sokrates, ein Plato, ein Cicero, ein Cato am allerliebsten beschäfftigten. Ist wohl jemals unter denen, die an ihrem künftigen Daseyn gezweifelt haben, eine so große Seele gewesen, als diese Männer besaßen? Wie verächtlich muß doch ein Geist seyn, der über seine eigne Existenz so wenig eifersüchtig ist!

Also ist ein jedes Alter des menschlichen Lebens nur ein Weg zu einem vollkommnen Zustande, und eine jede wahre Freude in jedem verschiedenen Auftritte desselben verkündigt mir ein bessers und vollkommners Vergnügen. Was soll man also von denen denken, welche ihren Geist sogar in ein gewisses Alter einschränken wollten? Wie viel Mitleiden verdienen doch die-

diejenigen, welche, da sie Männer werden könnten, lieber Kinder werden wollen. Sie beharren in der Liebe zu den Ergötzungen eines gewissen Alters, da doch die Fähigkeit, sie recht zu genießen, lange vorüber ist.

Es ist eine Thorheit, sich eine einzige von den unschuldigen Freuden, welche uns in dem gegenwärtigen Leben begegnen, zu verweigern, wenn man sie ohne den Verlust einer höhern Glückseligkeit genießen kann. Es ist aber eine viel größre Thorheit, die Erweiterung unsrer Fähigkeiten über den Genuß irgend eines noch so unschuldigen Vergnügens, das aber in die Gränzen dieser Zeit eingeschlossen bleibt, zu versaumen. Nur diejenigen Ergötzlichkeiten, von denen wir einen Theil in die Zukunft hinüber nehmen können, sind unsrer vollkommen würdig. Bloß aus diesem Gesichtspunkte verdienet die Offenbarung der Christen alle Hochachtung eines vernünftigen Mannes, weil man diese Wahrheiten in dem schönsten Lichte darinnen findet. Sie hat gar nicht die Absicht eine billige Selbstliebe niederzuschlagen. Sie sieht die Menschen nicht als so nichtswürdige Geschöpfe an, unter welche sie einige elende Köpfe gern verstossen wollten.

wollten. Indem sie uns eine freyere und angenehmere Aussicht in die Zukunft verstattet, als uns die heiterste Vernunft nicht eröffnet hat; indem sie uns zeigt, daß dort für uns ein unerschöpflicher Reichthum von Glückseligkeit verwahrt liege: wie sehr rechtfertigt sie dadurch eine Selbstliebe, die nicht übertrieben ist! wollten wir auch dem Zweifler auf einen Augenblick zugeben, daß die Verfasser des Buches, das uns mit solcher Deutlichkeit und zugleich mit so vieler Pracht von dem großen Endzwecke unterrichtete, zu welchem wir geschaffen sind, nicht als von einer höhern Eingebung begeistert, sondern als bloße Menschen redeten: so muß man sehr unverschämt seyn, wenn man nicht einräumen will, daß ihre Gedanken und Aussprüche zum wenigsten würdig sind, von GOtt gedacht und gesagt zu werden. Was kann göttlicher seyn, als wenn der erhabenste Sänger unter den Menschen David, bey dem Anblicke seines zukünftigen Daseyns voll Entzückung ausruft. Ich werde nicht sterben, sondern leben und des HErrn Werk verkündigen!

Der Lohn der Tugend.

Mit stillen brünstigen Gebethen
Kam täglich vor der Gottheit Thron
Ariſt, ein frommer Greis, getreten,
Und bath für seinen frommen Sohn:
Laß ihn, HErr Himmels und der Erden!
Zum Seligsten der Menschen werden;
Du weißt, was ihn beglücken kann:
So bethete der heil'ge Mann.

Einst als er zu des Altars Fuße
Von GOtt erfüllt gesunken war;
So trat mit einem holden Gruße
Ein Glänzender zu dem Altar.
Der HErr, so sprach er, der dich höret,
Freund, hat dir deinen Wunsch gewähret:
Und Morgen krönet hier der Lohn
Der Tugend dich und deinen Sohn.

Der

Der fromme Greis, o Heil dem Frommen!
Sang Hymnen bis es Morgen war.
Sein Sohn war ihm zuvor gekommen;
Er fand ihn tod vor dem Altar.
O selig, selig, GOtt sey Ehre!
So ruft er, weinet eine Zähre,
Und sinkt, ein Cherub wartet schon,
Entseelt auf den umarmten Sohn.

Poetische Versuche.

Die Schwalbe und der Sperling.

Die Schwalbe sann nach alter Weise,
Im späten Herbst, auf ihre Reise:
Ein Sperling sprach: das thut mir leid,
Daß wir dich jetzt verlieren müssen,
Indessen möcht ich dennoch wissen,
Wo ihr des Winters über seyd?

Freund! war die Antwort, deine Frage
Ist kühn, doch höre, was ich sage:
Kaum ist der Winter vor der Thür,
So sterben wir, und unsre Leichen
Ruhn in den Bäumen, in den Teichen,
Doch mit dem Lenz erwachen wir.

So soll ich denn, nach wenig Tagen,
Versetzt er, deinen Tod beklagen?

Armselige! du stirbst zu früh.
Denn für die Hofnung aufzuleben,
Möcht' ich nicht eine Mücke geben,
Nein! wieder aufstehn wirst du nie.

Wohl! sagte sie, jetzt muß ich schweigen,
Der Frühling soll dich überzeugen,
Allein, da war der Spatz nicht mehr.
O möchte dieß dich, Freygeist, rühren,
Der Tag kömmt, dich zu überführen,
Allein zu spät, das fürcht' ich sehr.

Lichtwers Fabeln.

Vergleichung
zwischen
den alten und neuen
Freygeistern.

So viel in unsern Tagen ein Freygeist Verachtung verdienet, so viel Ehrerbietung sind wir jenen Freydenkern des Alterthums schuldig, welche zu ihren Zeiten eben das thaten, was die Wiederhersteller der gesunden Weltweisheit in unsern Jahrhunderten verrichteten, da sie im Schoose der Finsterniß die Fakel der Vernunft anstecketen, und mit tapfermüthiger Seele den Götzentempel der Dumheit zerstörten. Aus diesem edeln Triebe bemüheten sich Socrates und seine Schüler, sowohl als alle berühmte Weltweisen in Griechenland, und Cicero, Seneca, und alle gelehrte Römer, mitten

ten in der Dunkelheit, die damals der Erdkreis bedeckte, den Verstand ihrer abergläubischen Mitbürger zu erleuchten.

Die großen Lehrsätze, welche diese Freygeister fest zu setzen, und den menschlichen Gemüthern einzuprägen suchten, waren die Schöpfung der Welt, die höchste Regierung der Vorsicht, die Vollkommenheit des göttlichen Wesens, die Unsterblichkeit der Seele, und die in einem künftigen Zustande zu erwartenden Belohnungen und Strafen. In allen übrigen Dingen, die diesen großen Grundlehren des menschlichen Geschlechtes nicht entgegen waren, oder sie umstürzten, richten sie sich so viel als möglich, nach der Religion ihres Landes. Im Gegentheil sind diejenigen, die sich jetzo für Freygeister ausgeben, solche Leute, die sich bemühen, durch ein bißchen leere Worte und Sophisterey diejenigen wahren Grundsätze zu schwächen und umzustossen, durch deren Rettung sich die Freygeisterey zuerst lobenswürdig und groß machte. Diese Menschen, die Vernunft und natürlichen Verstand verlaugnet haben, können das prächtige Gebäude der Natur ansehen, ohne

den anzubethen, der es aufgeführet hat; sie können die großen Veränderungen in der Welt betrachten, ohne ihr Gemüth zu der höchsten Macht zu erheben, welche alles dieses regieret; sie können sich unterfangen, die Führungen GOttes mit den Menschen zu tadeln; sie können Menschen mit vergänglichen Thieren vergleichen; sie können die angenehme Hofnung eines künftigen Zustandes aus ihrem Gemüthe vertilgen, und sich in eine unempfindliche Sicherheit wider den Schrecken desselben einwiegen. Wenn Jemand das Wort Pfaffenlist diesen dummen Ungeheuren aus dem Munde nehmen könnte, so würden sie auf einmal stumm werden. Nichts, als dieses einzige Wort haben sie, womit sie die Bemühungen des gelehrtesten und ansehnlichsten Standes unter den Menschen zu vereiteln, und die Herzen der Unwissenden wider das wahre Licht der Natur und die allgemeinen Begriffe der Menschen zu verstopfen suchen. Wir dörfen mit solchen Ungläubigen nicht als mit höflichen Gegnern verfahren: wir müssen sie verachten, und mit Scham und Schande von ihnen reden, als von einer Pest der Gesellschaft, von Schandflecken der menschlichen Natur, und von Lästerern eines Wesens, um dessentwillen

sich

sich ein ehrlicher Mann lieber sollte tödten, als dasselbe entehren lassen. Nachdem Cicero die großen Helden in der Erkänntniß, welche diese göttliche Lehre von der Unsterblichkeit der Seelen behaupteten, angeführet hat; nennet er diese elende Klüglinge, die sich wider sie erklärten, gewisse minotos Philosophos, und bedienet sich der Worte kleine Weltweisen, seine verächtliche Meynung von ihnen anzuzeigen. Die Verachtung mit welcher er ihnen in einer andern Walle begegnet, ist noch merkwürdiger; er erkläret, um den Hauptinnhalt seiner Gedanken von ihnen an den Tag zu legen, daß er lieber mit dem Plato irren, als mit einer solchen Gesellschaft Recht haben wollte. Es ist in der That nichts so lächerliches in der Welt, als wenn einer von diesen ernsthaften philosophischen Freygeistern vieler Leidenschaften nach Begierden zu befriedigen, weder ein hitziges Geblüte, noch eine muntre Leibesbeschaffenheit hat; daß er also das Lehrgebäude seines Unglaubens nicht einmal zu seinem Vortheile gebrauchen, oder aus dem, was nicht mit der Hofnung eines künftigen Zustandes besteht, ein Vergnügen schöpfen kann. Ein Mensch, welchen weder Witz, noch Liebe, noch Munterkeit, noch Jugend zur

Ergreifung dieser Sätze antreibt, sondern bloß ein armer, betrübter und boshafter Hochmuth, sich von den übrigen Menschen zu unterscheiden, ist eher für einen boshaften Mondsüchtigen, als für einen irrenden Weltweisen zu halten. Ich würde nicht glauben, daß ein Thier in der Welt wäre, welches ein keuscher Unglaubiger, oder ein nachdenkender Gottloser heißt, wenn ich nicht manchmal solche Gattungen von Menschen finde, die mitten unter ihrem ernsthaften dem Studieren gewidmeten Leben für die Unsträflichkeit ihrer Leidenschaften, und an einem Kaffeetische wider die Unsterblichkeit der Seele stritten.

Ich möchte doch gerne einen solchen kleinen Weltweisen fragen, was für Vortheile er dem Menschen von der Bekanntmachung seiner Lehren verspricht? Will er sie zu bessern Bürgern oder Hausvätern, zu geliebtern Ehemännern, Freunden oder Söhnen machen? Will er ihre allgemeinen oder besondern Tugenden vernehmen, oder etwas von ihren Fehlern und Lastern verbessern? Was ist an solchen Meynungen rühmliches oder angenehmes? Machen sie, daß wir munterer oder stärker denken. Tragen sie etwas

was zu unserer Glückseligkeit bey, oder erhöhen sie die Würde der menschlichen Natur? Der einzige Nutzen, den ich jemals von ihnen habe rühmen hören, ist, daß sie den Schrecken verbanneten, und das Gemüth ruhig macheten. Gewiß, wenn der Gründe derselben nun die geringste Stärke hätten: so würden sie das Gemüth derer, die sich der Tugend, Ehre, und guten Sitten befleißigen, in große Verwirrung setzen, und uns unsers einzigen Trostes und der Stütze in Trübsalen, Krankheit und Alter berauben. Es sind also die Gemüther, welche sie in Ruhe setzen, nur Gemüther unbußfertiger Verbrecher und Missethäter, und solche, die bey dem Glücke anderer Menschen in beständigen Schrecken und Unruhe leben.

Es ist, wie bekannt, nichts gewöhnlicher, als daß ein Freygeist, wenn seinen hochmüthigen Zweifel durch Jahre und Einsichten geschwächet, oder durch Sorgen und Krankheiten erniedriget und zu Boden geschlagen sind, sich wieder mit den allgemeinen Begriffen vernünftiger Geschöpfe vereiniget; so daß wir oft diese Abgefallenen gegen das Ende ihres Lebens ihre

Re=

Religion verlassen, und die Verläugnung der Parthey zur Bestätigung der Wahrheiten, welche sie zuvor zu entkräften sucheten, anwenden sehen. Es ist ja die Geschichte eines gewissen Franzosen bekannt, welcher nie so eifriger Beförderer des Unglaubens war, daß er sich eine auserlesene Gesellschaft von Schülern gesammlet, und um Anhänger zu bekommen, alle Theile dieses Königreichs durchzogen hatte. Mitten unter seinem rasenden Beginnen wurde er krank, und zu einem solchen Gefühle seines Zustandes gebracht, daß er eine zeitlang in großer Angst und Gewissensunruhe zubrachte, nachher aber diejenigen, welche ihn begraben sollten, ersuchete, seinen Leichnam in eine Mönchkutte zu legen, damit ihn der Teufel nicht holte. Auch verlangte er, um sich ferner sein Recht zu thun, daß sie ihm einen Strick um den Hals bänden, als ein Zeichen der Strafe, welche er nach seinen eignen Gedanken verdienet hatte.

Ich will nicht, daß man die Verfolgung so weit erniedrige, und diese Würmer mit einer Strafe nach den Gesetzen belege: allein, ich halte es gleichwohl für höchst vernünftig, die

Weni=

Wenigen, welche in dem Bekänntnisse ihres Unglaubens sterben, solche Zeichen der Schande anzuhängen, wodurch man diese Leichname, die von ihren eigenen Besitzern der Vergessenheit und Verwesung sind gewidmet worden, von andern unterscheiden kann, die in der Hofnung ruhen, und in Ehren auferstehen werden. Indem ich aber verlange, daß man ihnen gar nicht die Ehre thue, ihrer in unsern Gesetzen zu erwähnen, als man gleichsam darinnen nicht vermuthet, daß solche Bösewichter auf der Welt sind: so wundere ich mich oft, wie man sie in einer vermischten Gesellschaft, wenn sie diese abgeschmackte Meynungen vorbringen, dulden kann: und sollte fast denken, daß, wenn bey einer solchen Gelegenheit ein halb Dutzend der stärksten in der Gesellschaft befindlichen Christen diese Leute an einen Brunnen führten, oder in ein Betttuch einwickelten, der Kirche und dem Staate ein sehr guter Dienst geschehen würde. Ich weis zwar nicht, was in diesem Falle die Gesetze verordnen: allein ich hoffe, daß man es für keinen Friedensbruch ansehen wird, wenn man sie aus einer so redlichen Absicht auch noch so sehr schlagen, stoßen und prügeln sollte. Ich darf wohl sagen, daß sie sich nicht einmal ge-

gen

gen die, die ihnen dieses thun, wehren werden; denn was auch diese Narren in der Eitelkeit ihres Herzens sagen, so sind sie doch zu weise, als daß sie für ihre ungewissen Meynungen ihr Leben wegen sollten.

Als ich noch jung war, gieng ich in einem Gasthofe in die Kost, wo ein ernsthafter Mann nach altem Schrot und Korne, welcher ehedem Major bey einem Regimente gewesen war, gemeiniglich am Tische das Wort führete. Es begab sich einmal, daß ein junger geschwätziger Officier, der in Frankreich erzogen worden, einige unausgeheckte Begriffe vorbrachte, und unter seinem lustigen Wesen etwas wider die göttliche Regierung und Vorsicht redete. Der Major verlangte zuerst nur, daß er vor einem für den die ganze Gesellschaft Ehrerbietung hätte, mit mehrerer Ehrfurcht sprechen sollte: als er ihn aber in seinen Ausschweifungen fortfahren hörte, fieng er an, ihn auf eine ernsthaftere Art zu bestrafen. Junger Herr! sagte er, schimpfet nicht euern Wohlthäter, dessen Brod ihr esset. Bedenket, daß ihr von seiner Luft Athem schöpfet, daß ihr in seiner Gegen-

wart

wart seyd, und daß ihr von ihm das Vermögen dieser Sprache habet, die ihr jetzo ihn zu entehren gebrauchet: aber der junge Mensch, welcher gedachte, aus der Sache einen Spaß zu machen, fragete ihn, ob er predigen wollte? Verlangte aber zugleich, daß er seine Reden bedenken sollte, wenn er mit Jemanden von Stande redete. Was Stand! sagte der Major; du bist ein Unglaubiger und Gotteslästerer, und ich will mit dir, wie mit einem solchen verfahren. Kurz, der Zank kam so weit, daß der Major ausgefordert wurde. Als sie miteinander in den Garten kamen, ermahnete der alte Mann seinen Gegner zu bedenken, an was für einen Ort er durch einen einzigen Stoß versetzet werden könnte. Als er aber merkete, daß er ihm hierdurch nur noch mehrere Gelegenheit zu spotten gäbe, weil er diese Ermahnung für eine Wirkung der Furcht hielte; so sprach er: Nichtswürdiger Kerl, wenn dich nicht ein Donnerkeil erschlägt, ehe ich dich lege, so will ich dich gewiß für die Ertheilung deines Schöpfers, und die Frechheit gegen seinen Verehrer bestrafen. Er zog hierauf seinen Degen, und schrie mit lauter Stimme. Hier Schwert des Herrn Gedeon; wodurch er seinen Gegner so

er-

erschreckte, daß er sogleich seinen Degen sinken ließ, und auf die Knie fiel. In dieser Gestalt bath er um sein Leben: allein der Major wollte nicht eher in sein Begehren willigen, bis er ihm erst seine Beschimpfung in einer kurzen Formel abbath, welche ihm der alte Mann aus dem Stegreife vorsagete; und sein Bekehrter in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, welche sich nunmehr in dem Garten um sie her versammelt hatte, nachsprach.

Der englische Schwätzer.

Die

Die Bienen.

Damöt sah einst mit Lust der Bienen Monarchie,
Wie sie des Frühlings Anmuth fühlten,
Theils in dem Schoos der jungen Blumen wühlten,
Und theils die künftge Colonie
In ihrem Raupenstand erhielten.
Dort zog ein groſses Volk durch den beherzten Wald,
Indem die andern sich den Hunger mäßig stillten,
Und von dem Uebrigen die Vorrathskammer füllten.
Ein anders warf den Grund zu ihrem Aufenthalt,
Und baut ein künstlich Haus, das stäts dem Urbild gleichet,
Und die Vollkommenheit in seiner Art erreichet.

Sprecht diesen Künstlern nicht Vernunft und Willen ab,
Schrie Damon, dem ein Bau von sechs gemeßnen Wänden
Den sichersten Beweis von seiner Meynung gab;
Kein Weiser trift es so mit den geschicktsten Händen.
Nein Damon! spricht Damoet, laß dich den Schein nicht blenden,
Die Ordnung ist zu groß, um eigne Wahl zu seyn:
Ein Volk, das denkt und wählt, stimmt niemal mit sich ein.
O! hätte dieses Volk, wie wir, vernünftge Seelen,
Sie müßten tausendmal in ihrer Ordnung fehlen.

v. Gemming.

Neue

Neue Theses eines Alten.

Es kam mir neulich eine Schrift unter die Hände, und als ich sie ohngefähr öffnete, las ich zuerst diese Worte: dici de praesupponit esse in. Hierauf legte ich sie nieder, und gieng in meinem Zimmer mit schwermüthigen Gedanken auf und ab, was doch diese Worte sagen wollten. Soviel sah ich ohne langes Nachdenken ein, daß etwas Latein darunter steckte; weil ich beyläufig sechs Jahre lateinisch gelernet habe: doch den ganzen Verstand konnte ich nicht herausbringen, ob ich mir gleich fast den Kopf darüber zerbrach, und alle Regeln zu Hülfe zog, die man in der neuen Logik giebt, das Dunkle der Schriften zu erraten

den. Endlich dachte ich, es wäre ja nicht ausgemacht, ob diese Worte etwas heissen müßten, und befriedigte mich, daß ich mir weis machte, der Autor hätte hier nur die Feder probiret, als er dieses schrieb, und habe es hernach zu durchstreichen vergessen; denn es schien mir unmöglich zu seyn, daß er dieses im Ernste geschrieben hätte.

Erst, als ich mich wieder zu meinem Tische setzte, erkannte ich, wie grob ich gefehlet hatte; weil ich diese Stelle nicht ganz gelesen, sondern den Sinn des Autors nur aus einem Stücke einsehen wollte. Ich schlug das alte Blatt wieder auf, und las den ganzen Zusammenhang: dici de præsupponit esse in: ergo non dantur ideæ platonicæ. Das Wörtlein ergo gab mir Licht, es müßten wohl gar Thesen aus der Philosophie seyn. Ich sah die Aufschrift: suavis necessitas, seu Philosophia ad mentem D. Thomæ Aquinatis, Angelici et quinti Ecclesiæ Doctoris resoluta in selectiores positiones &c. Præside P. F. V. F. Aug. Vind. 1765. Da war dieß Räthsel aufgelößt; oder vielmehr für mich wurden diese

Worte

Worte noch räthselhafter. Was, dachte ich, hier in diesen Worten steckt etwas philosophisches, und du solltest nichts davon verstehen? Ich hatte fast Lust, mein philosophisches Lehramt niederzulegen, so entrüstet bin ich über meine Unwissenheit geworden. Doch, weil man eben das lernen muß, was man nicht kann, so ward ich lüstern, etwas Neues zu finden, las die anderthalb Bogen durch, und als ich am Ende war, wußte ich nicht, was ich gelesen hatte, so tiefsinnig schrieb der Mann. Nur das schloß ich aus allem, daß der Autor ein geschworner Thomist sey. Den Neuern zu Liebe, die von Secten, zu denen man schwören muß, nichts wissen, will ich kurz sagen, was unter einem Thomisten, Scotisten ꝛc. verstanden werde. Es sind solche Leute, die der Lehre des heiligen Thomas, Scotus, ꝛc. folgen müssen, und schon voraussetzen, daß diese die Wahrheit gefunden, und recht haben müssen. Ihre Arbeit besteht nur darinn, daß sie dieser ihre Meynungen behaupten, und auf alle andere schmählen, die es nicht mit ihnen halten.

Wie weit es mein Autor damit gebracht habe, werde ich schon zeigen. Doch bitte ich

um Vergebung; daß ich nur den Kern dieser Thesen vorlege. Ich misgönne meinen Lesern den ganzen Schatz nicht; nur Zeit und Lust fehlt mir, alles abzuschreiben; denn samt meinen Anmerkungen würde alles auf etwelche Bogen laufen. Ich habe aber die Ehre zu versichern, daß der Verlust so beträchtlich nicht ist. Will man mit Gewalt alles haben, so kann man sich in Käs und Häringsbuden, oder aus altfränkischen Büchern, das Abgängige ersetzen lassen. Der Autor hat nichts, was man vor etlichen Jahrhunderten nicht eben so dunkel schon gesaget hätte. Nur seine Art, es zu sagen, ist neu. Er läßt die Theses der alten Philosophie in einem neuen Aufputze erscheinen. Die arme Philosophie! Es ergeht ihr, wie einem alten Frauenzimmer: sie brauchet Anstriche, schöne Kleider: man kleidet sie in Verse ein: man giebt ihr, wie mein Autor, ein artiges Aussehen, nur daß sie nicht so häßlich ins Gesicht fallen möge.

Ich werde mich meistentheils in meiner Recension an diesen Aufputz, oder neue Art, Theses angenehm zu machen, halten. Damit es

mir

mir aber nicht ergehe, wie dem landshutischen Recensenten, so sage ich voraus, daß ich keine Satyre schreiben will. Die bißigste wäre, wenn ich die Theses in die Welt hinaus aufs neue drucken ließe. Entfällt mir hin und wieder ein muntrer Einfall, so weis die kluge Welt, daß jedem Narren eine Rede erlaubet sey. Was kränkt es mich; wenn einige Grübler den Cato von Utica selbst für ein Possenreißer halten: zur Sache!

Den Titel habe ich schon oben eingeführt: er ist recht herzbrechend, und ich werde noch eins und das andere gleich davon sagen. Eins hat mich an dem Titelblatt geärgert, daß ich kein Chronographicum darauf gesehen habe, sonst würde es alles gehabt haben, was man von einem Lehrer der alten Philosophie erwarten konnte. Das hätte ich nicht gethan. Ich hätte ein Chronographicum gemacht, und sollten tausend Jahre zu wenig darinn gewesen seyn. Er hätte ja mit seinem Mitbruder dem P. J. abrechnen können, der tausend Jahre zu viel hat.

So schwer aber, als mir auch dieser Abgang fiel, so hat doch die zweyte Seite alles wie-

der gut gemacht. Darinn ist der Titel ausgelegt, und sind 16 Texte aus der Schrift, den Päpsten, dem Seneca und andern so künstlich angebracht, daß die Anfangsbuchstaben zusammen gelesen diese Worte geben: suavis necessitas Die erste Zeile fängt nämlich von S, die zweyte von U, und s. s. an. Zuletzt folgt der Schluß: ergo suavis necessitas, Philosophia ad mentem D. Thomæ resoluta. Es freuet mich in der Seele, daß ich diese artigen und sinnreichen Sachen wieder aufleben sehe. Und ich werde mit nächstem ein Stück einschicken, und darinn unsre jungen Leute aufmuntern, derley Buchstabenspiele zu machen. Man darf es nicht für Kindereyen halten. Ich will zeigen, was Hieroglyphica, Anagrammata, Wortspiele, u. d. g. m. nützen. Hier kann ich also davon stillschweigen.

EX LOGICA.

Zwey und zwanzig Theses aus der Logik sind angesetzet: zween etwann davon könnten gründlich und ordentlich denken zu lernen taugen, als welches das Ziel der Logik ist: die andern sind zum disputiren angesehen, das die Alten zum Hauptzweck machen. Und die Wahrheit zu gesthen,

hen, es läßt sich über diese Theses sehr vieles reden. Eine halbe Stunde kann man zubringen, bis man wegen der Bedeutung der Worte einig wird. Wenn hernach nach dem billichen Gebrauche der Präses, der Argumentant, und Defendent anfangen, zugleich in die Wette zu schreyen, ist so die Zeit vorbey.

Der 5 Thesis zeigt, daß ein Logicus nicht schlechter, als ein Schuster sey: nec infra sutoris sortem deiiciendus. Und nun lebe ich noch so getrost; weil ich dieses weis. Ich dachte, was ich schlechtes wäre.

Nach dem 8. giebt es entia rationis. Warum nicht? Es hat ja deren allzeit einige gegeben.

Hierauf folgen die Lehrsätze über das Universale: darunter ist der 11 Satz eben jener, der mich im Anfange so lange geäffet hatte: dici de præsupponit esse in. Ich habe aus allem abgenommen, daß sich der Autor, nur des hurtigen Ausdruckes wegen, dieser Schulblümchen und Redensarten öfters bedienet. Man muß hier den Scholastikern Recht widerfahren

lassen; sie thun sehr gut daran, daß sie sich gewisser Waidsprüche und Formeln bedienen; denn jedes Handwerk hat seine besonderen Wörter. Es wundert mich nur, daß diese Herren Wörterkrämer nicht auch eine Lade errichten, bey welcher sie diejenigen abstrafen, die nicht kunstmäßig reden, und sich etwann ein Wörtchen entfallen lassen, das man gleich ohne Erklärung verstünde. Mein Autor würde gewiß Altgesell dabey werden. Es läßt noch so schön; wenn man sich an solche Worte gewöhnt, die, so oft sie vorkommen, keinen deutlichen Begriff erwecken, als wenn man so bürgerlich hinschwätzte, und deutlich redete. Mich deuchte es zwar, als ich noch jünger gewesen, was man bey derley Schulformeln an der Zeit erspare durch ihre Kürze, brauche man hernach zum längeren Nachdenken wegen ihrer Deutlichkeit. Und ob ich schon zugab, daß jede Wissenschaft ihre eignen Kunstworte haben könnte, wollte ich doch, daß es nur Worte wären, die deutlich sind. Ich ward sehr böse auf die Scholastiker, so oft ich ein finis qui, finis cui, ratio formalis quæ, oder sub qua, ein in qua, circa quam, und tausend dergleichen gestutzte Redensarten hörte; weil ich oft lange nachdenken mußte,

was

was für ein Zeitwort (verbum) dazu müsse verstanden werden. Die Distinctionen, die sich meistentheils auf ive und aliter endigen, die vielen Abtheilungen schienen mir die Sache nur zu verdunkeln. Aber dort war ich eben ein junger Mensch. Mein Verstand gieng viel zu leicht über diese Sachen weg, als daß er die tiefen Geheimnisse einsehen konnte, die von den Alten mit vieler arabischen Spitzfindigkeit darinn sind verborgen worden. H. P. Gottsched hat auch geglaubet, wenn er den Musikanten zeigen würde, daß ihr Adagio, Allegro, Forte, Piano &c. sich eben so schön deutsch geben ließen, als sie wälsch sind, so würden sie auf sein Wort **langsam, munter, frisch, still, u. d. g.** schreiben. Allein er hat sich dem billigen Gelächter der ganzen Notenzunft bloß gegeben. Der schlechteste Componist schreibt diese Fremdlinge wie zu vor nieder; ob er gleich versichert seyn kann, daß seine Sudeley die Ehre nicht haben werde, von den Augen eines wälschen Musikgelehrten gesehen zu werden, und daß die Deutschen deutsche Worte weit besser verstehen würden. Viele Streite würden unter Musikanten vom gemeinen Schrote unterwege bleiben; wenn sie das Tempowort selbst verstünden. Aber

die Gewohnheit wiegt vor, und noch darüber würden die Schulmeister nicht so viel mehr bey den Knaben darein zu schlagen haben. Es ist also nicht rathsam, daß man die Schulsprüche fahren lasse, eben so wenig, als die Tempoworte; wenn sie gleich beyde mehr schaden als nützen. Die Alten haben es nicht umsonst gethan. Ich werde sie nun allzeit mit Ehrfurcht anhören; vieleicht stecken Geheimnisse darunter, wie unter den undeutlichen Worten der Gnosticker, von welchen Hieronymus redet. Das verwünschte Noten machen! nun merke ichs, daß sie mir zu lange gerathen. Es ist einmal der Brauch so, daß die Noten länger seyn müssen, als der Grundtext.

18. Logicus rejicit arborem Carteſii malos fructus ferentem, ſaltem quantum eſt ex hoc, quod DEUM in prædicamento ponat. Wenn dieser Satz nicht zweydeutig wäre, so wäre er ein wenig gar zu munter, und vieleicht gottlos.

22. Vis Syllogiſtica fortior eſt poteſtate diaboli. Dieß wird der Autor von den sogenannten Syllogiſmis cornutis verſtehen; sonſt

sehe ich nicht, wie sich der Teufel zum Syllogismus schickt. Weil die Engel beym P. J. Flügel zu haben scheinen, so werden bey diesem die Teufel wohl auch Hörner haben. Die Ursache des Autors ist fürwahr nicht hinlänglich diesen Vorzug dem Syllogismus einzuräumen. Aber weiter

EX PHYSICA.

1. Der Gegenstand der Physik ist ens radicaliter mobile, ein wurzlich bewegliches Ding. Gottlob! daß er diesen Satz lateinisch geschrieben; sonst hätten sich vieleicht die Gärtner auch für Physiker gehalten; weil sie ebenfalls mit wurzlicht beweglichen Dingen umgehen.

2. Seria difficultas exurgit, dum quis quærit, an ens mobile abstrahens a substantiali et accidentali sit ejusmodi objectum? Das sind ernsthafte Beschwernisse, mit denen sich Philosophen abgeben müssen. Das kann sich die Akademie merken. Sie glaubt, was sie thue, und ich lese nicht eine einzige solche wichtige Materie in ihren Schriften.

6. In-

6. Ingemiſceret phyſicus, ſi materiam primam ſecundum ſe conſideraret, et pene diceret: vidimus eam, et non erat ei decor. Wiſſen Sie, was das iſt? Ich rede von dem *ly decor*, das lautet alſo: omnis actus entitativus, quo materia ſecundum ſe caret. Meine Leſer werden ja nicht ſo dumm ſeyn, daß ſie die Auslegung des Autors nicht verſtehen, wie ich?

Man darf nicht glauben, daß mein Autor nur einige Worte der Schrift ſchlecht verdrehen könne. Nein! 7. pergeret lamentari: vidimus eam, et non erat ei ſpecies. Ich hätte es faſt errathen, was dieſe Worte heißen. Aber zum Unglück erkläret ſich der Autor wieder, und nun weis ich nichts. Materia prima non habet differentiam ſpecificam. Noch weiter! conſideravimus eam, et non erat ei aſpectus. Dieß bedeutet die formam partialem. Hier muß ichs ſagen, was meinem Freunde für ein gottloſer Gedanken einfiel. Er ſagte mir, als er dieſe Stelle las: Es ſey zwar aller Misbrauch der Worte aus der heiligen Schrift unanſtändig und ſündhaft. Doch wiſſe er nicht, wie man ſelbige ſchändlicher misbrauchen könnte,

als wenn man sie zur alten Philosophie anwende. Ich riß hierauf aus Zorne dem Spottvogel die Blätter aus den Händen, und fuhr in meiner Recension fort.

NB. Hier lasse ich sehr viele Theses aus; weil ich nur die schönsten wähle.

17. Felix physicus, qui post aurum non abiit, nec speravit in pecunia et thesauris: doctrinam magis, quam aurum quærite, ruft mein schriftgelehrter Philosoph den Goldmachern zu. Wenn er auch nur gesagt hätte, was sie für eine doctrinam zu suchen hätten. Ohne Zweifel würde seine Philosophie herausgekommen seyn, die freylich allem Golde vorzuziehen ist.

20. Dieser ist der schönste aus allen. Physico facile persuadetur, quod quis calamo pedi inserto scripserit. Quod autem quis malleo, aut securi scripserit, persuaderi non potest. Mein! wer erräthet mir, was der Autor hier wolle? Niemand! ich weis es zum voraus, so klug sich auch mancher zu seyn dünket. Ich habe es auch nicht errathen, ob ich gleich eben kein

Narr

Narr bin. Das will sagen: das Instrument, daß es von der Hauptursache könne angenommen werden, muß eine vorhergehende eigene That haben zur Wirkung des Thuenden. Wissen Sie es jetzt? das macht aber nichts, wenn wir gleich den Verstand nicht wissen. Betrachten wir nur den artigen Einfall! Ich meines Theils saß bey einer Viertelstund in einer Art von Entzückung, und sah den Gedanken an, ich bewunderte das Feine und Spitzfindige daran. — Persuadetur, quod quis calamo pedi inserto scripserit, quod autem quis malleo vel securi scripserit, persuaderi non potest. Dieß allein ist Schade, daß dieser Gedanken nicht noch einige Zeit auf dem Amboße geblieben; hernach würde er nicht mehr so rauch aussehen.

23 Plus amat amari physicus, quam amare. Freylich weis man nicht gleich den eigentlichen Verstand dieser Thesis. Aber es fiel dieses der Vorsicht des Verfassers selbst ein. Er erklärt sich, und sagt: daß die Ursachlichkeit des Zieles in der andern That nicht sey die wirkende Liebe von Seite des Willens betrachtet, sondern die Lie-

be leidend genommen, oder, was noch klärer, das verlangt, und geliebt werden sich haltend von Seite des Ziels. Da kann man jetzt sehen, was die Schulworte einer Sache für Licht geben!

25. Votum inane est philosophi, velle esse filium Jovis, qui natus est ex Saturno. Oder, eine einfältige Wirkung kann nicht von zwoen Ursachen herkommen. Der Autor wird vermuthlich auch nicht von zwoen herkommen.

26. Physicus non in sensu absoluto acceptat: o Israel! quam magna est domus tua, non habet finem.

27. Numera stellas, si potes, acceptat Physicus.

29. Potest summo amoris æstu suspirare: amplius Domine, amplius! dieß alles heißt. Es giebt kein infinitum categorematicum secundum magnitudinem, oder multitudinem, oder intensionem. In allen übrigen sind die gut barbarischen Worte bi-præsentari, und bi-locari, das merkwürdigste, den metum vacui, den es auch noch giebt, nicht zu

vergessen. Der Autor ist nun mit der Physik fertig, ohne daß er von den Körpern, und ihren Eigenschaften geredet hat, als welches das Wesen der Physik ausmachet, und dieses halte ich wo nicht fürs vernünftigste, doch fürs künstlichste.

EX ANIMASTICA.

7. Statutum est homini in nostra Philosophia saltem bis moriendum, priusquam nascatur, oder, die drey Seelen folgen sich einander nach.

Ich muß hier den Autor mit seiner Erlaubniß etwas fragen: ob die Alten auch eine empfindliche Seele haben; weil sie so wenig auf die Experimente halten, und mehr die Eigenschaften der Körper nach ihrem Dünkel fest stellen, als nach den Empfindungen, die sie in uns rege machen? Meine Frage ist nicht so ungereimt, als er wohl glaubet. Er läßt gleich darauf einen Unterschied zwischen den Seelen zu, und sagt, der heilige Thomas hätte eine Quintessenz davon bekommen, wessentwegen er den neuen doctorculis weit vorzuziehen. Vielleicht ist mit den Seelen der Alten auch so ein Unterschied gemacht worden.

EX

EX METAPHYSICA.

7. In Metaphyſica noſtra non omnes beatificantur, multo minus canonizantur, qui medium tenuere. Oder es giebt keine ſcotiſtiſche Diſtinction. Dieſen Sentenz mußte er knechtiſch wider die Scotusknechte geben, und hieran thut er wohl, daß er ſie über den Altar hinunter ſchlägt. Sie machens den Thomiſten um kein Haar beſſer mit ihrer diſtinctione virtuali intrinſeca. Nur das ſetze ich ihm aus, daß ers nicht auf eine gröbere Art gethan hat.

16. Philoſophus Miſſionarium agere optime poſſet quantum ad primum fidei fundamentum; weil er erweiſen könnte, daß es einen GOtt gebe. Ich kenne einen gelehrten Mann, der hundert Jahre ein Atheiſt zu verbleiben ſich getrauet, wenn ihn ein thomiſtiſcher Mißionarius mit den gewöhnlichen 4 erſten Argumenten der Thomiſten angreift. Der Autor muß ſich alſo mit ſeiner Sendung in acht nehmen.

18. Promoveri qui cupit Philoſophus, non abnuat præmoveri illos, a quibus pro-

moveatur. Hier kömmt endlich die Præmotion auch zum Vorscheine, aber in einem neuen Kleide; denn das alte: datur præmotio physica ist schon so etwas schleißig, über welches sich nicht zu verwundern ist. Wie lange wird dieser unschuldige Sentenz schon herumgerißen. Man sieht es ihm gleich an, daß er ein charakteristischer Sentenz; weil er die Grobheit, als ein sichers Kennzeichen bey sich hat im folgenden

19. und 20. wo es heißt: dicere quod prædeterminationem physicam non docuerit D. Thomas, vel non agnoverit, aut insciția est, aut calumnia. Es sollte doch der Autor denken, daß große, und gelehrte Männer nicht seiner Meynung sind, auf welche man nicht gleich mit Eseltiteln zuwerfen muß. Allein, wohin treibt nicht der heilige Eifer!

2. *Optimus Professor* Deus, weil er in actu peccaminoso *optime distinguit* inter rationem entis, et malitiæ, u. s. w. Ich bin von Herzen froh, daß die Theses ein Ende haben. GOtt wird es wissen, was er nach der Professur noch hätte werden müssen.

Jetzt

Jetzt frage ich die unpartheyische Welt, ob diese Theses nicht ein Meisterstück sind. Landshut darf nicht allein mit dem P. J. groß thun, hier haben wir einen Zweyten, der ihn noch überwiegt. Will die Akademie ein Lust ankommen, dieses schöne Werkchen nochmal auflegen zu lassen, so steht mein Exemplar zu Diensten. Der Autor wird großmüthig genug seyn, sich dazu zu verstehen. Vieleicht weis er noch eins und das andere darinn zu verbessern und dunkler zu machen. Ich biethe mich dessentwegen an, die Sache bey ihm zu richten. Ich erwarte den Befehl.

P. B. M. B. v. D.

III Brief an die Herausgeber von der Briefkunst.

Meine Herren!

Sie erwarten von mir einen Brief mit Ungeduld? Ja! Ich hätte ihnen schon lange geschrieben, wenn ich gewußt hätte, was ich Ihnen schreiben soll. Was mein Sohn von meinem letzten Schreiben dächte? Er las es; er las es zweymal, er las es zum drittenmas. Was erwarten Sie jetzt? Seinen Beyfall? Wer hätte was anders vermuthen sollen? So hat ihm also der Aufsatz nicht gefallen? Er lächelte darüber, legte ihn auf die Seite, und blieb bey dem Seinigen. Ich wollte kurzum wissen, was er dann von dem andern Aufsatze

ſatze hielt. Er wollte nicht aus der Bruſt re=den: er lächelte immer (ſo machen es die jetzi=gen Gelehrten,) und ſagte doch nicht: was er dächte. Acht Tage giengen vorbey. Bis er endlich auf mein ungeſtümmes Betreiben in die=ſe Worte ausbrach: der Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt ein rechter Pedant. Wie aber? Wenn ich der Verfaſſer wäre? O Herr Vater! Sie ſind es nicht. Wenn ich es aber wäre? — So mußte ich doch mit kindli=chen Vertrauen ſagen. Sie ſind ein Ge=lehrter nach der alten Mode. Aber doch ein Gelehrter! genug! Wir wollen nun ohne Vor=urtheil überlegen, welche Art im Briefeſchrei=ben künſtlicher ſey, die neue, oder die alte. Was mißfällt dir dann, mein Sohn! im meinem Auf=ſatze? Redlich! was mißfällt dir?

Hier fieng er an: „ Sie meine Herren! „ könnten mir wohl Hochgeehrteſte, keines=„ wegs aber hochgeehrtiſte Herren ſeyn. „ Man nehme nichts gewahr, ſondern, man „ wird gewahr. Die Werker wären um die „ Feſtungen; die Gelehrten ſchreiben nur Wer=„ ke. Die Meynung könne nicht in den Brunn „ fallen, wie die Hofnung. Man ſchöpfe

„ sie nicht, sondern man ist der Meynung,
„ oder verfällt auf eine Meynung. Die Ei-
„ telkeit wäre hier wie in allen andern Orten
„ generis fœminini, man müsse also nicht
„ kein, sondern keine Eitelkeit schreiben. Flü-
„ chen und fliegen wären ganz verschiedene
„ Ausdrücke. u. s. f.

Dieß hielt er von den Wörtern und Redensarten, deren ich mich bedienet hätte. Und was von der Schreibart? Diese wäre abgeschmackt, und pöbelhaft: D e poetischen Alterthümer wollten ihm gar nicht gefallen. So gut auch meine Gedanken von dem Pegasus, von dem Parnaß, von den Cyklopen angebracht waren, kamen sie ihm doch in einem Briefe recht lächerlich vor. Der Opferpfenning schien ihm von gar keinem Werthe zu seyn; und der Altar ihrer Gelehrtheit war nach seiner Denkungsart ein Hircocervus. Die guten Leute, so gelehrt als Sie auch in ihrer Einbildung sind, so kennen Sie doch die Troppen und Figuren kaum mehr; sonst hätte er ja die Schönheit und Stärke meiner Allegorie einsehen müssen.

Wollen Sie endlich wissen, meine Herren! Was es hauptsächlich für ein Grund sey, auf welchen sich diese Neulinge stutzen. Sie sagen: die Briefe vertreten die Stelle eines Gespräches; sie müssen also in einer natürlichen Schreibart abgefasset seyn; alle poetischen und rednerischen Zierrathen sollen wegbleiben. u. s. f. Ja! vertreten dann die Briefe diese Stelle erst seit etlich zwanzig Jahren her? Haben sie diese Stelle nicht schon vor dreyßig, vor hundert, vor zweyhundert Jahren vertreten? Und dennoch haben unsere alten Gelehrten ihre freundschaftlichen Briefe nicht in einer natürlichen, sondern in einer gelehrten Schreibart abgefasset.

Mir fällt eben noch ein anderer Grund bey, und es scheint mir ein Hauptgrund zu seyn. Wenn je die Briefe die Stelle eines Gespräches vertreten, so schreibe man so, wie man redet. Wer bindet sich nun im Reden an die gezwungenen Regeln einer gekünstelten Sprachkunst? Kein Bauer, kein Bürger, kein Gelehrter, kein Hofmann: überhaupt Niemand. Hinweg also mit dergleichen kahlen Einwürfen. Bleiben wir lieber beym Alten; es kömmt

selten was Neues auf, das besser als das Alte ist.

Ich würde endlich doch begierig noch einen Brief nach dem neuesten Geschmacke zu sehen; es sollte aber ein Muster von der besten Art seyn. Mein Sohn brachte mir ohne Vorzug einen aus seinem Pulte hervor; er kam mir aber eben recht damit: ich hätte mit aller Mühe keinen stärkern Beweisgrund wider ihn aufbringen können, als er mir selbst an die Hand gegeben hat. Der Brief war dieser:

Mein Freund!

Ich bin böse, ohne recht zu wissen, ob ich es seyn soll; aber genug, ich bin böse. Sie wissen, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausschweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten empfindlich ist. Doch meine Ursache ist groß genug, nur weis ich nicht, ob sie billig ist. Indessen thu ich, als ob sie nicht weniger billig, als groß wäre, und bin sehr böse auf Sie, daß Sie mir so lange nicht geschrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen; nämlich, wenn

Sie

Sie mir wenigstens nunmehr oft und recht viel schreiben. Dieses will ich allein für eine wahre Entschuldigung gelten lassen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht anhören; und, ich war krank, das wolle ja der Himmel nicht! Ich mein lieber Paulin! lebe auf dem Lande, und ergötze mich zuweilen durch Studiren, zuweilen auch durch Müßigang. Beydes habe ich der Ruhe von öffentlichen Geschäften zu danken. Leben Sie wohl.

Er fieng mir darauf noch einen andern Brief aus Gellerten vorzulesen an:

Mein lieber kleiner S. —

Ich weis Ihnen nichts zu schreiben, als daß ich Ihnen nichts zu schreiben habe. —

Ich konnte mich nicht mehr enthalten. Ich fiel ihm in seine Worte, und sagte: Soll diese die neueste Art Briefe zu schreiben seyn? Ja! Ich finde gerade das Widerspiel, sie ist vielmehr die älteste. Der römische Plinius fieng schon einen seiner Briefe so an:

PLI-

PLINIVS FABIO SVO S.

Olim nullas mihi epiſtolas mittis. Nihil eſt, inquis, quod ſcribam. At hoc ipſum ſcribe, nihil eſſe, quod ſcribas etc.

Der erſte Brief iſt vollkommen aus dem Plinius gezogen:

C. PLINIVS PAVLINO SVO S.

Iraſcor: nec liquet mihi, an debeam, ſed iraſcor. Scis, quam ſit amor iniquus interdum, impotens ſaepe, μιφαίτιος ſemper. Haec tamen cauſſa magna eſt, neſcio an iuſta: ſed ego tamquam non minus iuſta quam magna ſit, grauiter iraſcor, quod a te tamdiu literae nullae. Exorare me potes vno modo, ſi nunc ſaltem plurimas et longiſſimas miſeris. Haec mihi ſola excuſatio vera, ceterae falſae videbuntur. Non ſum auditurus, *non eram Romae*, vel *occupatior eram*. Illud enim nec dii ſinant, *vt infirmor*. Ipſe ad villam partim ſtudiis, partim deſidia fruor: quorum vtrumque ex otio naſcitur. Vale.

Der

Der neueste Geschmack freundschaftliche Briefe zu schreiben ist also nichts minder als neu. Oder was haben dann die jetzigen Gelehrten in ihren Briefen Neues erfunden, das sie nicht den alten Römern abgeborgt haben? Nichts, nichts. Nun aber sind sie überwiesen. Ja! Sie sind überwiesen, und ich bin recht stolz darauf, daß ich die Ehre habe derjenige zu seyn, der Ihnen auf ihre Sprünge gekommen ist. Wünschen Sie mir Glücke, meine Herren! und nehmen Sie Theil an meiner Freude. Ich bin übrigens

Ihr

M. — den 18 Jenner 1766.

Gehorsamster Diener

B.

Der

Der Wolf und das Pferd.

Ein matter Wolf voll Nahrungssorgen
Betrat an einem Frühlingsmorgen
Der fetten Anger feuchtes Grün.
Da sah er mit erwünschten Freuden
Ein wohlbefleischtes Füllen weiden,
Das seinem Hunger reitzend schien.

Er hatte große Lust zur Beute;
Nur daß er jeden Gegner scheute,
Der stärker war, als Lamm und Schaf.
Drum sollt es ihm durch List gelingen
Den jungen Streiter zu bezwingen,
Der an Gewalt ihn übertraf.

Er nähert sich dem stolzen Pferde:
Er schwört, daß auf der ganzen Erde
Kein Wurzelmann ihm ähnlich sey.
Erhabner Schimmel! spricht er weiter:
Ich kenne Rauden, Pflanzen, Kräuter,
Von hier bis in die Tartarey.

Ich kann den Kranken Hilf ertheilen,
Spatt, Kropf, Geschwulst, und alles heilen,
Dem andrer Helfer Rath gebricht.
Mir müssen Krampf und Würmer weichen;
Den Koller weis ich wegzuscheuchen;
Und was versteh ich sonsten nicht!

Jetzt bin ich darum hier erschienen,
Mit meiner Wissenschaft zu dienen;
Wenn ihnen diese rathen kann.
Sie gehn zu frey, zu rasch im Felde:
Dieß zeigt, daß ich die Wahrheit melde,
Uns Aerzten nicht viel Gutes an.

Dörft ich, weil sie zu sehr sich regen,
Ein Band um ihre Schenkel legen;
Gewiß, sie sollten Wunder sehn.
Ich fordre nichts für Cur und Mühe,
Weil ich den Geitz vor allem fliehe;
Die Heilung soll umsonst geschehn.

Das Füllen dankt ihm, und versetzet:
Ich habe mich am Huf verletzet,
Und spüre dort die schwerste Pein.
Herr Doctor! kommt, beseht den Schaden,
Könnt ihr der Schmerzen mich entladen?
Nichts, spricht der Wolf, wird leichter seyn.

Er

Ich will auch keine Zeit verlieren,
Und stellt, den Anschlag auszuführen,
Sich unverzüglich hinters Pferd.
Das will, aus gleichgeschwinden Pflichten,
Ihm zum voraus den Lohn entrichten;
Ein Arzt ist seines Lohnes werth.

Der Schimmel sucht ihn klug zu machen,
Schlägt aus, zerquetscht des Wolfes Rachen,
Und weichert ihm die Worte zu:
Nichts giebt ein größeres Vergnügen,
Als den Betrüger zu betrügen;
Freund! das beweisen ich und du.

von Hagedorn.

München,
Gedruckt und zu finden bey Johann Friedrich Ott, Churfürstl. akademischen Buchdrucker.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Zweyter Jahrgang.

Sechstes Monatstück.

Im März 1766.

München
zu finden im akademischen Bücherverlag.

10010384

Die
Glückseligkeit.

Der Wahrheit ernste Stimm erschallt
in meinem Busen:
Hört eure Lehrerinn! sie selbst
hat mich ermahnt
Und auf den Flügeln süßer Musen
An euch, ihr Sterblichen! gesandt.

Es flammt ein Weltenheer in angewiesnen
Gränzen:
Es ist im lichten Raum, wo in bestimmter
Bahn

Die ungezählten Sonnen glänzen,
Der Ordnung alles unterthan.

Zur Ordrung ward was ist, eh etwas war, erlesen:
Sie sondert sanften West und stürmisch Ungestümm:
Ihr Band verknüpfet alle Wesen,
Vom Staube bis zum Cherubinn.

Der ganzen Schöpfung Wohl ist unser erst Gesetze:
Ich werde glücklich seyn, wenn ich durch keine That
Dieß allgemeine Wohl verletze,
Für welches ich die Welt betrat.

Wenn wider meine Pflicht mein Herz sich nicht empöret,
Und nie der Eigennutz, der die Begierden stimmt,
Und ihre Harmonie zerstöret,
Nicht unter meinen Trieben glimmt.

Die Quelle falscher Lust, die Aristipp gefunden,
Haucht eckle Bitterkeit selbst unter Blumen aus.
Den Weichling drücken leere Stunden,
Die Ruhe flieht sein marmorn Haus.

Dein

Die reine Freude quillt allein aus reinem
Herzen:
Sein Zeugniß, daß wir thun, was unsre Pflicht
gebaut,
Entwaffnet Ungeduld und Schmerzen
In Tagen voller Dunkelheit.

Quält mich sein Urtheil nicht mit nagen-
dem Verdruße,
So sey mein Eigenthum der schlauen Bosheit
Raub;
So trete mich mit stolzem Fuße
Das ungestümme Glück in Staub.

Ich winsle nicht um Trost, nicht weibisch
um Erbarmen,
Die Ruhe folget mir zum niedern Strohdach
hin,
Wo ich in reiner Wollust Armen
Durch Unschuld reich und glücklich bin.

Fehlt innre Ruhe nicht; was fehlet mei-
nem Leben,
Als was entbehrlich ist, und unentbehrlich scheint?
Sollt ich bey jedem Unfall beben,
Und weinen, wenn die Thorheit weint!

Mit weiser Huld vertheilt das Schicksal,
Weh und Freuden,
Das bald auf Rosen uns durchs Leben wandern heißt,
Bald aber durch bedornte Leiden
Des Lasters Armen uns entreißt.

Ein Blick in vorigs Leid wird künftig uns
entzücken,
Wenn unserm Auge sich der Ordnung Plan
entdeckt,
Der nun vor unsern kühnen Blicken
In heiligs Dunkel sich versteckt.

Uz.

Zeit

Zeit und Ewigkeit ein Traum.

Die Ewigkeit sich recht, wie sie ist, vorzustellen, muß man jeden Tag gedenken, daß sie schon gegenwärtig sey. Der Zwischenstand des ganzen zeitlichen Lebens, welcher uns von ihr entfernet hält, ist lange nicht so groß, als man sich einbildet, und die Zufälle sind unzählich, die ihn jeden Augenblick abzukürzen vermögen. Rechnet davon ab die vielfältigen Stunden, die im Schlafe und Müßiggange, oder wenigstens in einer Unempfindlichkeit, und keinesweges im Genuße eines wahren Vergnügens vorbey streichen: was übrig bleibt, wird so wenig seyn, daß unser Leben und Tod gleichsam in einen einigen Punct zusammen fließen dörfte.

Dieses waren ungefehr die Gedanken, womit ich mich vor einigen Tagen zur Ruhe legte. Ich fiel in einen sanften Schlummer, der mir folgende bedenkliche Erscheinungen in einem Traume vorstellete.

Mich däuchte, daß ich durch meinen Schutzgeist auf dem grünnen Ufer eines großen Flußes hingeführet wurde, woselbst ich denselben mit ungemeiner Schnelligkeit vorbey rauschen sah. Er war ganz mit Fahrzeugen bedeckt, und es schien, als ob alle Völker unserer Erdkugel sich vereiniget hätten, eine gemeinschaftliche Lustfahrt daselbst anzustellen. Die Menge, der auf diesem einzigen Strome mir vorkommenden Seltenheiten war so mannigfaltig und sonderbar, daß sich meine Augen, vor Vergnügen, kaum darein zu finden wußten.

In der Mitte sah ich verschiedene übergoldete Jagden mit prächtigen Flaggen und königlichen Wappenschmucke ausgerüstet. An einem andern Orte waren einige kleinere Schiffe mit fliegenden Wimpeln, welche von einer lebhaften Musik erschalleten, und das anmuthigste Echo auf den Wassern verursacheten. Zur Seite

zeigten

zeigten sich etliche Schmacken, die mit allerhand Kaufmannsgütern fast überladen waren, und ich sah die armseligen Besitzer derselben am Borde in beständiger Furcht, jeden Augenblick ihren Reichthum versinken zu sehen. Hin und wieder befand sich eine große Anzahl von kleinen Fischerkähnen und Chaluppen, welche den übrigen allerhand Lebensmittel zuführeten. Ich sah verschiedene Gondeln, worinn man lustig und guter Dinge war, fleißig Gesundheiten trank, und mit seinen Nachbarn gleichsam in die Wette ruderte, wer am ersten den Fluß hinab kommen würde. Andere arbeiteten mit aller Macht gegen den Strom zufahren, der aber so gewaltsam war, daß er sie dennoch mit sich fortriß. Die meisten hingegen fand ich in der größen Sorglosigkeit, mit ihren Händen im Schooße und beyseits gelegten Rudern sitzen, welche ihre Barken mit dem Strome forttreiben ließen, und sie der Willkühr des Windes so wohl als der Wellen übergeben hatten.

Ich fragete meinen Geleitsmann um die Ursache solcher großen Versammlung von Volke, und erhielt zur Antwort: daß dieser Fluß die Zeit genannt würde. So lange derselbe seinen

Lauf behielte, würden die Menschenkinder nicht aufhören, zu kaufen, zu verkaufen, sich zu verheirathen, zu arbeiten, u. s. f. Aber, sprach er, geh mit mir ein wenig hinab: Ich will dir zeigen, wie der Ausfluß dieses Stromes sich in das unendliche grundlose Meer der Ewigkeit ergieße, aus welchem selber durch unterirrdische Gänge seinen Ursprung und beständigen Zuwachs hat. Ich war ihm nicht weit gefolget, als ich schon das Ende des begrünten Ufers wahrnahm. Hiernächst sah ich nichts, als eine grauenvolle stockfinstere Nacht, die meinen Augen nicht den geringsten Durchbruch verstattete.

Kaum war ich an den äußersten Rand dieses Ufers angelanget, als das Blut in meinen Adern über dem entsetzlichen Anblicke solches pechschwarzen dunkeln Oceans, und dem heftigen Ungestümme des hineinfallenden Stromes erstarrete. Hier sah ich mit ängstlichem Erstaunen die angeschwollenen Wellen, unter dem strengsten Getöse, in den Abgrund dieser stillen See, über lauter gähe und scharfe Felsen sich hinab stürzen. Die Schiffe, so diesen an einander gefetteten Felsen unmöglich ausweichen konnten,

ten, wurden insgesamt erscheitert, und plötzlich von einem gewaltigen Wirbel verschlungen.

Die Gestalten der Menschen kamen mir, in dieser Mundung des Flusses, ganz anders vor, als ich sie vorhin gesehen hatte. Es fand sich nichts mehr von einiger Munterkeit oder Wollust, und ich hörete keine andere Musik, als allein das jämmerliche Geschrey der Vorbeygerissenen, deren Entsetzen über dem Anblick dieses Meeres und so grausamer Felsen unbeschreiblich war. Jene unbesorgte Faullenzer, die zuvor sich selbst dem eigenmächtigen Laufe des Stromes überließen, griffen nun endlich, nachdem es zu spät war, jeder zu seinem Ruder, und die übrigen bearbeiteten sich, ihre Anker zu werfen, wo zum ankren kein Grund mehr zu finden war.

Siehst du das Fahrzeug voll Weisen, sagte mein Begleiter, welche andere ermahnet haben, sich für nichts zu fürchten, wie erschrocken derer etliche jetzt selber sind? Dennoch ist es die Frucht ihrer Ermahnungen, daß du in der ihnen folgenden Barke, welche mit tugendhaften und frommen Leuten angefüllet ist,

solche

solche unordentliche Bestürzung nicht wahrnimmst. Ich fand auch wirklich einen großen Unterschied zwischen diesen letztern und allen andern Gesichtern, die mir bis dahin vorgekommen waren. Ich bemerkte an ihnen verschiedene Zeichen einer sichtbaren Hofnung und Herzhaftigkeit; doch, wie mich däuchte, nicht ohne alle Furcht, und einige untermischte Entfärbung, die sich wechselsweise zu zeigen, und wieder zu verlieren schienen.

Indem ich diese mit etwas genauerer Aufmerksamkeit betrachtete, kam eine Schüte den Strom herab, voll sinnloser Leute, die mitten unter einer Menge von Flaschen und zerbrochenen Gläsern, in einen tiefen Schlaf gefallen waren, und sich von ganz keiner Gefahr träumen ließen. Armselige Menschen! dachte ich bey mir selber, wie bald werdet ihr aus euerm Schlummer erwecket werden, wenn jener brausende Strudel euch erst fortreißt!

In diesen Gedanken störete mich ein Fahrzeug voll kleiner angenehmen und unschuldigen Kinder, welche einander in der ruhigsten Zufriedenheit anlächelten, und mit den Wellen, die

sie

sie gleichsam wiegeten, eben so vergnügt schienen, als ob sie wirklich gewieget würden. Ich möchte ihnen gern mit meinen Augen bis in den Ocean selbst nachgefolget seyn; eine Welle aber versetzete sie auf einmal in die dunkele See, in welcher ich nicht das geringste erkennen, oder voneinander unterscheiden konnte.

Hier nun merkte vieleicht mein Geleitsengel meine Verwirrung, und mein Verlangen, diese Tiefe etwas weiter übersehen zu können. Deßwegen berührte er mit seiner sanften Hand meine Augen, und stärkete sie durch sein bloßes Anrühren dermassen, daß ich den Augenblick in eine gränzenlose Ferne hinein dringen konnte. Es ist unglaublich zu erzählen, wie viele Millionen Menschen, unter dem kläglichsten Gewinsel, in dem Meere auf und nieder schwammen. Mein Schutzgeist berichtete mir, daß verschiedene davon schon fünf tausend Jahre in der dickesten Finsterniß, Furcht und Gewissensangst hieselbst herum geschwärmet hätten, ohne noch ein festes Land erreichen zu können.

Ich ließ meine Augen weit und breit auf der Fläche dieses unabsehbaren Wassers herumge=

gehen; konnte aber auf keine Weise die Kinder, so ich zuletzt gesehen hatte, in demselben entdecken. Endlich kam mirs vor, als erblickte ich verschiedene Gestalten von jungen sowohl als erwachsenen Leuten, in einer unermeßlichen Weite von mir, auf einem Ufer, das sich aus dieser Tiefe zu erheben schien. Mein Begleiter versicherte mich aber, daß dieses wirklich diejenigen Kinder, und tugendhaften Leute, nebst einem Theile der Weisen wären, die ich kaum erst mit solcher Aufmerksamkeit betrachtet hätte. Sie nehmen diesen Augenblick, sprach er: von jenem ruhigen und angenehmen Lande Besitz, wovon du ein ungewisses Schattenbild vor dir siehst. Dieses ist dasjenige, welches man vor Alters die glückseligen Inseln genannt, das immerwährende Behältniß, wo die Unschuld und Tugend, nach diesem Leben, mit einer unaussprechlichen Wonne, ungestöret, und ohne Ende belohnet werden. Ist es unmöglich, sagte ich, von dieser Glückseligkeit einiges Erkänntniß, oder nur die geringste Ansicht zu haben? Deine sterblichen Augen, antwortete er mir, sind viel zu schwach, solche göttliche Heiterkeit zu ertragen. Dennoch will ich dich in den Stand setzen, einen entfernten Blick dahin zu thun;

damit

damit du desto eifriger den Tugendweg zu wandeln dich bestreben mögest.

Hiemit berührte er meine Augen noch einmal, wodurch ich sogleich eines so unbeschreiblichen heitern Lichtes gewahr wurde, daß die Klarheit von etlichen tausend Sonnen in sich schloß, und alle meine Sinne mit einer s. empfindlichen Erstaunung überfiel, mein Gemüth aber mit solcher heftigen, doch süßen und innig vergnügenden Bewegung einnahm, daß ich voll Freude, Verwunderung und Andacht meine Hände zusammen schlug, und plötzlich erwachte.

Hamburger Patriot.

Die

Die Raupe und der Schmetterling.

Eine kleine Raupe lag
Von sich selber eingesponnen,
Tod, im Angesicht der Sonnen,
Und es war der schönste Tag.
Ein recht schöner Schmetterling
Kam geflogen, setzte sich
Neben sie, und sagte: „Dich
Arme Raupe, wird nun bald
Die allmächtige Gewalt,
Die dort oben stralt, erheben;
Und, in schönerer Gestalt
Als du starbest, wirst du leben!
Ach! ich will doch Achtung geben,
Wie du zu dem neuen Leben
Wirst hervor gehn! „ Plötzlich warf
Sie die Schal ab, ließ sie liegen,
Und, er sahe voll Vergnügen
Diesen neuen Engel fliegen,
Wenn ich ihn so nennen darf.

Gleim.

Ode

Ode
an die
Freygeister.

Erwache, o du GOtt der Götter!
Zerschmettre den verruchten Spötter,
Der dir nach Kron und Scepter steht.
Der schnöde Wurm, die Händ voll Erden,
Will an dir zum Rebellen werden,
Da er sich auf den Thron erhöht.

Du sprachst: so stund der Bau der Erden.
Du sprachst: so mußten Menschen werden.
Du willst: so zittert die Natur.
Mit Ehrfurcht dienen dir die Geister,
Der Himmel ehrt dich, seinen Meister,
Der freche Mensch verhönt dich nur.

Der Winter kömmt mit Sturm und Regen,
Er eilet, und auf seinen Wegen
Geht ihm ein Flockenheer voran.

Er macht zu Stein, was er berühret,
Der Nordwind, den er mit sich führet,
Legt See und Flüssen Fesseln an.

Ihm folgt mit oft gehemmten Schritten
Der Frühling: unter seinen Tritten
Zerschmelzt und schwindet Schnee und Eis.
Durch ihn wird Flur und Wald gezieret.
Der Westwind, den er mit sich führet,
Beblättert das erstorbne Reis.

Ihm jauchzet die Natur entgegen,
HErr! mit ihm sendest du den Segen,
Dein Wink belebt durch ihn die Welt.
Durch ihn wird uns von deiner Milde
In einem angenehmen Bilde
Der schönste Abdruck vorgestellt.

Nun kömmt der Sommer, schön geschmücket,
Sein Anblick rühret und entzücket;
Er kennet keinen Unbestand.
Die Güter, die der Herbst muß zollen,
Wenn wir zufrieden leben sollen,
Die zeitigen in seiner Hand.

So Lust, als Nutzen, ist ihm eigen.
Er biethet uns auf Busch und Zweigen
Die Früchte zur Erquickung an.
Wenn wir der Sonnen Hitze fühlen,
So hat er, um uns abzukühlen,
Die Vorrathskammer aufgethan.

Des Landmanns ruhiges Ergötzen
Vergrößert sich jetzt bey den Schätzen,
Die ihm der reiche Herbst beschert.
Der Weinstock reichet volle Trauben,
So Baum, als Acker, läßt sich rauben,
Was Stadt und Land den Winter nährt.

So preisen dich die regen Zeiten,
Du HErr! der selgen Ewigkeiten,
Mit ihrem stäten Wechsellauf.
Der Herbst hat, was dem Winter fehlet,
Und was uns in dem Winter quälet,
Hört mit dem holden Frühling auf.

An jedem Tag, in jeder Stunde,
In einer jeglichen Secunde
Bezeugst du, daß du wirklich bist.
Du zeigst durch alle deine Werke,
Daß Liebe, Güte, Allmacht, Stärke,
Dir wesentlich und eigen ist.

Das sieht der Mensch; doch ungerühret.
Der tolle Wahn, der ihn verführet,
Schreibt es dem blinden Schicksal zu.
Die Wahrheit stralt ihm ins Gesichte:
Er widerstrebet ihrem Lichte,
Mit Vorsatz flieht er seine Ruh.

Den seichten Grund von falschen Schlüssen,
Die seine Thorheit stützen müssen,
Hat Stolz und Unvernunft gelegt.
Sein Unsinn, Sätze zu erdichten,
Sucht diese Wahrheit zu vernichten,
Die ihm doch GOtt ins Herz geprägt.

Zu trotzig, dich, o HErr! zu glauben,
Zu schwach, dir deine Macht zu rauben,
Verläugnet dich sein frecher Mund.
Durch Lästern suchet er den Schrecken,
Der das Gewissen nagt, zu decken.
HErr! mache deine Größe kund.

Der Höchste zörnt; sein Grimm erwachet:
Der Donner rollt; die Erde krachet;
Der Blitz zerreißt die schwarze Luft.
Des Meeres ungezäumte Wellen
Erbeben, stürmen, brausen, schwellen,
Da ihnen GOttes Stimme ruft.

Die Himmel wickeln sich zusammen:
Die ganze Welt vergeht in Flammen:
Der Richter setzt sich auf den Thron.
Sein Ruf durchdringt die Grabeshöhlen:
Die Todten, die mit ihren Seelen
Aufs neu vereinigt, leben schon.

Ich sehe die Natur erzittern:
Ich sehe Berg und Felsen splittern,
Und in ihr erstes Nichts vergehn.
Ich höre schon die Stimme schallen,
Mit tausendfachen Wiederhallen:
Die Todten sollen auferstehn.

Nun zeiget euch, ihr großen Helden,
Und laßt zu euerm Ruhme melden,
Daß euch kein Schrecken rühren kann!
Die Erde bebt, nicht eure Herzen:
Ihr seht, bey ungestöhrtem Scherzen,
Den Fall der Welt gleich gültig an.

Den starken Geist kann nichts erschüttern:
Nein! nur der Pöbel muß erzittern,
Den Wahn und Aberglauben dringt.
Er ehrt die fabelhaften Grillen,
Die ihn mit stäter Furcht erfüllen,
Und macht sein Leben mißvergnügt.

Was seh ich? täuscht mich mein Gesichte?
Der Spötter bebt für dem Gerichte,
Das ihm ein endlich Urtheil droht.
Er wünscht aus übermachten Schrecken,
Daß Berg und Hügel ihn bedecken;
Umsonst, nichts lindert seine Noth.

Nunmehr erwachet sein Gewissen,
Das ihm mit martervollen Bissen
Die Ewigkeit zur Hölle macht.
Es zeigt ihm, seine Angst zu mehren,
Wie er den Richter zu entehren,
Sein ganzes Leben zugebracht.

Jetzt ringt er winselnd seine Hände,
Und wünscht, daß mit des Lebens Ende
Die Seele, wie ein Hauch, vergeh.
Allein, umsonst ist Wunsch und Hoffen,
Die Höllenangst, die ihn betroffen,
Bezeuget selbst, daß sie besteh.

Der Geist erkennet seine Dauer:
Er siehet mit verfluchten Schauer
In eine grenzenlose Zeit:
Er überdenket Jahr und Stunden:
Doch daurt, wenn tausende verschwunden,
Der Anfang seiner Ewigkeit.

Nun hat er weiter nichts zu hoffen:
Nur die Verzweiflung steht ihm offen,
Die ihn mit ewger Marter quält.
Unendlich sind die Höllenschmerzen,
Der Tod nagt stäts an seinem Herzen,
Doch so, daß er ihn nie entseelt.

Unseligste der Creaturen.
Du siehst der Gottheit lichte Spuren,
Die jegliches Geschöpf besingt!
Was hemmt den Beyfall einer Wahrheit,
Die dir mit wunderbarer Klarheit,
Auch in verschloßne Augen dringt?

Betrachte GOtt in seinen Werken:
So wirst du ohne Mühe merken,
Daß Thorheit deinen Geist betriegt.
Wer hat viel Millionen Wesen
Zum besten Endzweck auserlesen?
Wer ists, der ihre Ordnung fügt?

Gras, Blumen, Bäume, Kräuter, Büsche,
Berg, Thal und Hügel, Vögel, Fische,
Schnee, Regen, Schlossen, Sturm und Wind,
Gewürme, Thiere, Wüsten, Seen,
Bemühen sich den zu erhöhen,
Aus dessen Hand sie kommen sind.

Wer schuf das Feuermeer, die Sonne,
Die alle Welt mit Licht und Wonne,
Mit Fruchtbarkeit und Leben nährt?
Wer wußte ihr den Stand zu geben,
Da sie die Erde zu beleben,
Sich bloß um ihre Axe kehrt?

Wer kehrt der Erde Rund sich drehen
Wer heißet von des Aethers Höhen
Der Sonne stralenvolles Licht
Den Bürgern beyder Hemisphären
Den Wechsel jedes Tags gewähren,
Den kein Jahr tausend unterbricht.

Wer schuf das große Heer der Sterne?
Wer steckte sie in solcher Ferne,
Und doch in solcher Ordnung, auf?
Wer hält die ungeheuren Lasten,
Daß sie in freyen Lüften rasten?
Wer ordnet ihren Wunderlauf?

Wer gab dir selber Leib und Leben,
Wer hat dir einen Geist gegeben,
Der wählet, scheuet, schließt und denkt?
Der seine innersten Gedanken,
In nicht begrenzten weiten Schranken,
Mit unbeschriebner Eile lenkt?

Ist dir der Geist umsonst geschenket?
Wird nicht die Majestät gekränket,
Des, der der Welten Ursprung ist:
Wenn du mit der gegebnen Zungen
Ihm kein erhöhtes Lob gesungen,
Und ganz allein undankbar bist?

Besiehe der Geschöpfe Menge,
Wo findest du in dem Gedränge
Verstand und Willen, Geist und Witz?
Nur dich, dich hat GOtt auserlesen;
Der schön. Glanz von seinem Wesen
Hat nur in deiner Seele Sitz.

Und du, du willst alleine schweigen,
Und dem nicht Ruhm und Dank erzeigen,
Der alles dieß hervorgebracht?
Du schweifst noch weiter aus den Schranken,
Du bannest GOtt aus den Gedanken,
Und läugnest ihn und seine Macht.

Bejammernswürdigster der Thoren!
Du bist zu einem Glück erkohren,
Das in die Ewigkeiten reicht.
Der Weg dazu ist nicht verstecket,
Und jedem ist er aufgedecket,
Der Lust ihn zu betreten zeigt.

Gebrauche deines Geistes Kräfte,
Und fang das edelste Geschäfte,
Das Lob des großen Schöpfers an:
Verlaß den Wahnwitz blinder Seelen,
Die freventlich ihr Heil verfehlen,
Und erst die Hölle schrecken kann.

Der Gesellige.

Eine

Eine Entzückung.

Drey Tage habe ich in meinem Leben verlohren, oder vielmehr von dem künftigen schon vorher empfunden, ich weis nicht, ob mich meine Wohnung damals eingeschlossen, oder ob ich derselben, ja gar der Erden selbst entführet worden. In selbigen habe ich weder Speis noch Trank genossen. Der Himmel belustigte mich mit der Entdeckung seiner Wunder, und ich wünschte nichts mehr, als bald einen Zustand anzutreten, darinn ich eine Ewigkeit nach der andern, in eben so vergnügensvollen Wanderschaften zurück legen könnte. Nachdem ich zuvor bey der Betrachtung des bestirnten Himmels, davon mich kein anders Geschäft abziehen konnte, den Schöpfer der Sonnen, und aller im Anfang entzündeten Lichter angeflehet, mir seine Größe zu offenbaren,

so

so wurde mir ein Gesicht gezeiget, dessen Andenken ich in die andere Welt mitnehmen werde. Ich weis nicht, ob der Schlaf annoch meine Lebensgeister gefesselt hielt, oder ob meine Seele durch die in einem vorhergegangenen Traume, zugezogene Entkräftung, sich aus den Banden des Leibes gerissen, und in einem himmlischen Unternehmen eine Befriedigung ihrer unendlichen Begierden gesucht. Ich ward mit unglaublicher Geschwindigkeit durch unzählige Luftkreise, doch mit solcher Anmuth geführet, daß es mir vorkam, als ob ich von einigen Geistern, wenigstens von Luftleibern getragen würde, indem ich zwar durch nichts berühret, und dennoch mit einer gewaltigen Behendigkeit fortgerücket wurde. Man setzte mich, wie mich dauchte, an einer festen Höhe über einer unbekannten Welt nieder, und ich ward über mein gestärktes Gemüth fast mehr, als über die mannigfaltigen Vorwürfe in Verwunderung gesetzet, indem selbiges ohne sich von neuem allhier zu verliehren, tausend Dinge in Betrachtung zu ziehen geschickt verblieb. Diejenigen waren vor andern der Gegenstand meiner Blicke, welche mir als vernünftige Geschöpfe vorkamen, doch mit dem Unterschiede, daß sie mehr als unsere Erdbür-

ger

ger von der Vernunft regieret wurden. Ihr Leib schien mehr einer durchschimmerenden Maschine, in deren inwendigen Canälen ein flüßiger Saft, der einem Phosphor an Klarheit nahe kam, sich bewegte, als unserm Körper ähnlich zu seyn, indem man in selbigem den Umlauf der Säfte wahrnehmen konnte. Die vollkommene Einigkeit dieser Bürger vergnügte mich; so genau ich auf sie merkte, konnte ich doch keinen Unterschied der Vorzüge wahrnehmen, und weil ich alle im vollkommenen Alter vor mir sah, machte ich den Schluß, daß ihr Geschlecht beständig dauerte, ohne durch eine Fortpflanzung wie das unsrige erhalten zu werden; und was ließ sich hieraus anders folgen, als daß sie in geschlossener Anzahl gleich im Anfange wie die reinen und mit keinem Körper verbundenen Geister geschaffen seyn mußten. Unter den Thieren, welche ich von dieser Anhöh erblickte, bemerkete man keine blutdürstige Wuth, und die vernünftigen Wesen herschten mit Gelindigkeit über sie. Man bediente sich gewisser abgerichteten Maulwürfe, um den Acker zuzubereiten, welches sonder alle Mühe geschah. Und eine Art von Ochsen, die zwölf Hörner um den Kopf trugen, dienten den Einwohnern,

ren, sich von einem Orte zu dem andern, wie in einem Korbe tragen zu lassen, indem sie mitten unter diesen Hörnern mit grösster Bequemlichkeit ruhen konnten. Die Gebirge erregten mir einen Schauder, sie thürmten sich dermassen, daß sie Himmel und Erden zu vereinigen schienen, und da ich mich mit einigem Beben umsah, fand ich mich selbst auf einem so hohen Gipfel. Jedoch ward ich noch mehr erschrecket, da ich die Einwohner vermittelst einer schnellen Bewegung mit einem Aufschwung auf diese Höhen mehr fliegen, als klettern sah. Sie weideten daselbst auf dem mit schönsten Kräutern bewachsenen Gipfel, und stillten mit den anmuthigsten Gewächsen sowohl ihren Hunger als ihre Lüsternheit. Ich wünschte, daß ich viele Jahre auf diesem Schauplatze verweilet hätte, nun aber muß ich bekennen, daß ich mehr gesehen, als die kurze Dauer meinen Gedanken diese ungewöhnlichen Bilder einzudrucken erlauben wollte, daher ich mich des Wenigsten recht umständlich zu entsinnen weis.

Ich wurde weiter getragen, und durchflog ohne einige Bemühung, die ich gegen das niedersinkende Gewicht meines Körpers anwenden

dürfen,

dörfen, indem derselbe mir wie eine Feder vorkam, und wie von einem sanften Winde durch die himmlischen Kreise gehoben wurde. Eine sanfte doch unglaublich schnelle Bewegung, welche dem Lauf der Gestirne nichts nachzugeben schien, sondern vielmehr der geschwinden Fortrollung der Lichtstralen beynahe gleich kam, brachte mich durch einige Luftwirbel; und endlich ward ich auf einen erstaunlich großen Erdball niedergelassen: mich ergötzte mit ganz besondern Reitzungen, der Anblick des mir so nahen Gestirns der Sonne, die glüenden Stralen, womit sie diese Lüfte schwüllend machte, und die nahe Glut war mir nicht hinderlich, sie näher zu betrachten. Ein siedend Feuermeer, das mir wenig tausend Meilen von dieser neuen Welt entfernet schien, erweckte zwar in mir die Besorgung, daß endlich die Glut dieses Körpers das ganze Gerüste der Welt anzünden, und eine Flamme verursachen würde, die bis in die andern Gestirne lodern könnte; allein bald verlohr sich in mir diese ungegründete Zaghaftigkeit, da ich überzeuget wurde, daß dieser Weltkörper, so wie alle darauf befindlichen Geschöpfe, von anderer Beschaffenheit als unsere Erde seyn müßten. Die Naturen und Wesen

hatten

hatten allhier ein so gewaltiges Maaß der Kälte in sich gemischet, daß zu ihrer Erhaltung ein so empfindlicher Grad der Hitze erfordert wurde, zudem kam es ihnen zu statten, daß sie im Wasser zugleich leben konnten, und auf dem Boden desselben eben sowohl ihre Wohnungen, als auf dem festen Lande hatten. Sie stürzten sich zuweilen mit einemmale hinunter, anstatt daß andere über den Wellen hervor schossen, und an die Ufer traten. Die Luft war allhie mit so steifen, und undurchsichtigen Nebeln angefüllt, welche mehrentheils die Fläche dieser Welt überdeckten, daß es mir nicht möglich schien so genau ihre Einwohner in Augenschein zu nehmen. Doch eben diese verdickte und verhärtete Luft, war ihnen ein festes Element, darinn sie sich mit ihren leichten Gliedern heramschwungen, und mir oftmals so nahe vorbey schossen, daß ich ihnen mit einigen Schrecken auszuweichen genöthiget wurde. Wie ich denn aus dem mir vorbeyrauschenden Gedränge, beynahe schliessen konnte, daß sie einen Wettlauf in der Luft anstellten. Ihre Größe schien mir damals einem auf zwey Beinen erhöheten Elephanten gleich zu kommen, ob sie wohl fast ohne Schwere, und mehr geistlich als körperlich

zu

zu seyn mich bedünkten. Die Neugierd trieb mich dahin, wo ein neuer Himmel war, um die Art der Geschöpfe deutlicher zu beschauen; ich wurde also, wie ich gewünschet, aufgehoben, und nach dem verlangten Orte fortgeführet, und ruhete oben in der Luft wie auf festem Erdreiche. Es befanden sich allda Wesen, welche mit ungemeiner Behendigkeit fortrückten, ohne den Boden ihres Planeten zu berühren. Ich sah Jemanden durch wunderbare Vermischung tausenderley Lichtstralen, und durch eine kunstmäßige Abwechselung derselben, den Anblick, der in einem Kreise sich befindenden körperlichen Wesen belustigen, und wo ich so reden darf, ein Licht- und Farbenconcert anstellen, und meine Augen wurden nicht weniger in ein rührendes Ergötzen gesetzet, als meine Ohren durch die mancherley Töne der Harpfen, Geigen und Pfeifen, sonsten lieblich gereitzet werden. Ja die Kunst gieng hier so weit, daß man immerfort die Art dieses Vergnügens veränderte. Die Brechung und Veränderung der Sonnenstralen, die sie sehr künstlich zu regieren wußten, dienten ihnen statt der Worte, indem sie dadurch auf eine mir unbegreifliche Weise, die Gedanken ihres Geistes einander eröffneten; die

leblosen Geschöpfe waren von gleichen Eigenschaften, wie die lebendigen, indem sie insgesamt einen der Luft ähnlichen Körper hatten. Die dicksten Bäume waren durchsichtig, und man konnte nicht nur den Saft in den Röhren und Bläßlein, wie in einem Wetterglase steigen und fallen sehen, sondern sich auch ohne Mühe wie die Luft durchdringen, und ohne aufgehalten zu werden durch die belaubten Wälder gehen. Eine sanfte Bewegung führte mich entweder ober- oder unterwärts, indem ich dieses nicht eigentlich wissen kann, und ich erblickte von weitem einen Körper, der mir einige tausendmal so groß vorkam, als mir der Mond des Nachts scheinet. Ich rückte mit unglaublicher Geschwindigkeit fort, und bewegte mich fast so schnell als meine ungefesselten Gedanken, und ehe ich mich versah, fand ich mich auf diesem großen Weltbaue niedergesenkt. Eine grimmig wüthende Kälte setzte mich zwar anfänglich in ein Schaudern; jedoch schien meine Natur verwandelt, und nach der Beschaffenheit dieser Einwohner plötzlich verändert, welche ich wie die Indianer unbekleidet, und trotz aller schneidenden Kälte ihren Geschäften vergnügt nachwandeln sah. Meere und Flüsse behielten

ihre

ihre Bewegung, und derjenige Theil, welcher der Sonne zugekehret war, lieferte eben zu der Zeit eine reiche Weinlese, indem die Weinstöcke mehr Trauben als Blätter hatten, und der unter die vielfarbigten Beeren gemischte Reif machte ein so herrliches Ansehen, daß ich hier die Weisheit und Güte des Schöpfers bey mir selbst mit demüthigen Seufzern erheben mußte. Ich wunderte mich, daß in dieser Welt, welche der äußersten Gränzen unsers Nordens, an starrenden Frost vergieng, dennoch ein so fruchtbares Land wäre. Die Wiesen überkleidete kein grünes, sondern vielmehr ein feuerrothes Gewand, wie dann auch die Aeste der Bäume von rothen Blättern, als von so viel Kämmen bedeckt waren. Die Einwohner trugen einen Körper mit sich, der unter allen, die ich zuvor gesehen, dem unsrigen am ähnlichsten war, nur daß sie mehrentheils auf vier Füßen daher traten, und ich konnte bey ihnen nicht mehrere oder neue von den unsren verschiedene Sinne als wohl an den übrigen wahrnehmen, die mir aber nicht möglich zu beschreiben sind, weil allen mir bekannten Sprachen die Worte selbige abzuschildern fehlen. Ich wurde fast wider meinen Willen weiter gerückt. Doch hatte

ich allezeit die Oberfläche des großen Planeten in einer mittelmäßigen Entfernung unter mir. Ich ward eines großen Thurms gewahr, den man sich als einen Berg wie Pico viermal auf seinen Gipfel aufgewälzet, vorbilden könnte. Dieses majestätische Gebirg setzte mich in Verwunderung; ich hatte ein Verlangen hierauf mein Gesicht zu fügen, und bald ward mein Wunsch gestillet; ich sah mich ohnweit diesem großen und unbegreiflichen Palast niedergesenket. Die glänzende Pracht dieser Mauren, die sich von allen andern Gebäuden unterschied, brachte mich auf die Muthmassung, wie dieß ein kaiserlicher Palast des Monarchen im Jupiter oder einer andern Welt seyn müßte, und als ich genauer mein Gesicht darauf lenkte, fand ich in der That eine hohe Person, die sich in der Größe von allen übrigen, die sie umschlossen hatten, merklich und ansehnlich machte. Die übrigen sahen unverwandt nach dem gestirnten Himmel, und die umher gestellten Monden schienen ihnen ein Schauspiel zu öffnen, dessen sie nie überdrüßig werden konnten. Dieses machte mir einen besondern Eindruck von der Geschicklichkeit der Einwohner, und ob ich wohl allerhand zu dieser Beobachtung des Himmels

nöthige

nöthige Maschienen um sie gestellet sah; so fand ich dennoch keine Sehröhre; daher ich muthmaßte, daß ihr Gesicht weiter in die Ferne als das unsrige tragen müßte, und folglich ohne dergleichen Bewaffnung den Lauf der Gestirne und den ganzen Weltbau erforschen könnte. Ich sah mich von dieser Kluft mit allem Fleiße nach unsern Erdplaneten um, und in der That wurde ich ihn als einen schimmernden Sonnenstaub deßhalb anitzo gewahr; weil mein Aug geistige Kräfte und alle meine sinnlichen Werkzeuge verklärte Eigenschaften an sich trugen. Ich wünschte nichts mehr, als mit diesen erleuchteten Sternsehern, einen vertrauten Umgang zu stiften, und wo möglich einen Theil ihrer Anmerkungen zu meinen Landsleuten mitzunehmen. Allein bey diesen träumenden Gedanken, ward ich, ehe ich michs versah, von solchem fast unermeßlichen Schauplatze auf einen noch weit größern geführet, und nach einer ziemlich langwierigen Reise, an den Mittelpunct des ganzen Weltgebäudes gestellet, in dessen Umfange ich das unsrige als kleine Räder an einer Taschenuhr und in einer weit schönern Ordnung ansah, als wir dasselbe nach unserm Gesichtspuncte erblicken: doch sah ich von dieser Stätte viel Son-

nen und Erdkugeln, in solcher Nähe vorbey geführet werden, daß meine Kräfte diese himmlischen Herrschaften und Werke, die allmächtigen Hände fast nicht ertragen konnte. Bald rauschte eine Welt mit der um sie geschlossenen Luft meinen Standort wie eine ungeheure Fluth vorbey, bald hörte ich einen Zusammenklang, wie in Pythagor beschrieben, und bald folgte ein viel tausend Meilen im Umfang lodernder Feuerball, der mit seinen kochenden Aufwallen seiner gewaltigen Glut, mir einen Schauder abdrang. Und nachdem ich diesem majestätischen Schauspiel, in welchen alle großen Weltkörper mir vorbey gerückt wurden, eine ziemliche Meile voll zitternder Ehrfurcht zugeschauet, so hatte meine Entzückung und zugleich der Vorschmack der glückseligen Ewigkeit vor diesesmal ein für meine Sehnsucht viel zu zeitiges Ende.

Der Einsiedler.

Kaiser

Kaiser Sigismund.

Als Schmeichler sahn, daß Kaiser Sigismund,
Der recht die schwere Kunst, ein Fürst zu seyn, verstund,
Nicht seine Feinde bloß verschonte,
Nein, ihren Haß mit Wohlthun gar belohnte;
War ihrer Einsicht dieß zu schwer.
Den Feinden wohlzuthun! o wären sie, wie er,
Sie wollten sie gar anders strafen.
Dieß thäten sie, als bloße Grafen,
Geschweig als Kaiser nimmermehr.

Das glaub ich ihnen wohl. Die Großmuth übersteigt
Den Horizont der kleinen Seelen.
Es urtheilt nur ihr Wunsch; und sie sind überzeugt,
Ein Fürst sey dazu Fürst, nach Willkühr zu befehlen,

Und, daß für eines Lust und leichter Schwelgerey
Ein ganzes Volk geboren sey.
Die Mißgunst öffnete den Mund.
Sie riethen tiefgebückt dem Kaiser Sigismund,
An den Verwegnen sich zu rächen,
Das Wohlthun reitzte nur zu sträflichen Ver=
brechen.
Der Kaiser lacht und sprach: rächt ich mich
nicht an ihnen?
Beschämet müssen sie jetzt ihren Haß bereuen.
Sie werden sichs nicht mehr erkühnen,
Und ihres Kaisers Feinde seyn.
Jetzt achten sie mich hoch, so sehr ihr Herz sich
wehrt.
Hätt ich gethan, was ihr begehrt:
So hätt ihr Herz, durch meinen Haß empört,
Ein Recht erhalten, mich zu hassen.
Sollt ich den Vortheil ihnen lassen?
O wie beneidens werth ist nicht der Groß=
muth Ruhm?
Aus ihm quillt größre Lust, als alle Rache
schenket.
Ein Kaiser, der wie Siegmund denket,
Verdient gewiß sein Kaiserthum.

Bremische Beyträge.

Nach=

Nachricht von einer moralischen Windwage.

Als ich auf meiner Reise mich in Arabien verweilete, um die Merkwürdigkeiten dieses entfernten Landes in Augenschein zu nehmen, empfand ich bey mir eine desto stärkere Sehnsucht, mit gelehrten Leuten umzugehen, da ich deren Gesellschaft schon eine geraume Zeit entbehren müssen. Ich erkundigte mich auf alle nur mögliche Weise nach den erfahrensten Männern dieses Landes, damit ich von ihnen etwas lernen möchte, welches meine Reise auch meinen Mitbürgern nutzbar machen könnte. Alle Hofnung schien aber verlohren, in diesem entlegenen Reiche mit Jemand bekannt zu werden, den ich wahrhaftig weise nennen könnte. Ungezähmte Geister, rauhe Gemüther,

räuberische und den Menschen wenig ähnliche Personen, sah ich zu meinem Verdruße allezeit vor mir. Was konnte mir dieß anders als lauter Zweifel beybringen, ob ich hier jemals einen Tugendhaften entdecken würde? Endlich erhielt ich unvermuthet von einem großen Weltweisen Nachricht, welcher in dem Fürstenthume Jamama, ohnweit der Stadt dieses Namens, von allem Getümmel des wilden Volkes abgesondert, in der Einsamkeit wohnen sollte. Der vortheilhafte Bericht von den Lehren und dem gottseligen Leben dieses frommen Einsiedlers, erregte in mir ein unbeschreibliches Verlangen, denselben der Gefahr und Kosten ungeachtet zu besuchen. Ich war auch so glücklich, diesen arabischen Patrioten auszuforschen, und traf ihn in einer bewachsenen Höhle an, die fast hundert Schritte weit sich durch einen gespaltenen Felsen krümmete. Er befand sich in derselbigen bey meinem Versuche ganz allein, und war wie ich merken konnte, mit vielen tiefsinnigen Betrachtungen überhäufet, daß ich auch zu besorgen anfieng, ob mein Zuspruch ihm vorjetzo gefällig seyn dörfte.

Sobald ich diesen ehrwürdigen Alten erblickte, ward ich gleichsam gezwungen, ihn als einen klugen Mann und rechtschaffenen Liebhaber der Tugend zu verehren, und ich würde dieß ganze Blatt anfüllen müssen, wenn ich die Lebensarten desselben, unsere Gespräche, und seine tiefen Einsichten zu beschreiben, mir vorgesetzet hätte.

Als ich nach dem Verfluß einiger Stunden mich von ihm beurlauben, und mit einer ehrerbietigen Umarmung abtreten wollte, versicherte er mich annoch, wie er mit einem empfindlichen Mitleiden bedauerte, daß ich mich nicht entschliessen wollte, eine gleiche Lebensart wie die Seinige zu erwählen, auf welche er mich durch verschiedene Gründe zu leiten gesuchet hatte. Er fügete hinzu, wie er nunmehr in seiner Einsamkeit die beste Lebensart fortsetze, und von dem Anfange seines Einsiedlerstandes, allezeit den Anfang seines vergnügten und in ungestörter Tugend geführten Wandels rechnen könnte. In seinem vormaligen Umgange mit Leuten, hätte er ein sehr verderbliches Uebel in sich ziehen müssen. Am meisten hätte er befunden, daß die mehresten Menschen

einen

einen Wind von sich bliesen, der zwar bey einem giftiger als bey dem andern, dennoch aber an ihm allezeit eine widrige Empfindung erwecket. Dieser triebe die Menschen zu ihren Handlungen und Geschäften. So oft ihn dergleichen Luft angewehet, hätte er Uebelkeit und Schwindel bey sich verspühret, und eben dadurch sey er zu dem Entschluße gebracht worden, den Umgang mit der Welt zu fliehen, und sich in die Einsamkeit zu begeben, allwo er von keinem dergleichen schädlichen Hauche beschweret würde. Ich besann mich hin und her, und konnte doch nicht eigentlich errathen, was mir der Weise mit diesen Worten anzeigen wollte. Ich hatte mir zwar vieles von den giftigen und zu gewißer Zeit hier tobenden Winden erzählen lassen; wie aber? dachte ich bey mir selbst, werden die in der Einsamkeit nicht bemerket? bläset der Wind nicht in den Wüsten wie in den Städten, oder kann etwa dieser Sturm nicht in die felsigte Wohnung dieses Mannes eindringen, und werde ich auch von dieser Luftbewegung einen Schaden zu befürchten haben? doch dieses alles ertheilte mir noch kein genugsames Licht, ich bath ihn deßwegen inständigst um eine nähere Erklärung seiner Worte. Er gab mir hierauf

an=

anstatt der Antwort eine verschlossene Büchse, welche mir, wie er versicherte, dasjenige aufklären wurde, was mir in seiner Rede dunkel vorkäme, und die ich beständig zu seinem Andenken beybehalten möchte. Sie hätte einen chinesischen Weltweisen, der noch vor dem Confucius gelebet, zu ihrem Erfinder, und wäre ihres Nutzens wegen nicht hoch genug zu schätzen. Ich war hiemit völlig zufrieden, nahm dieses Kunststück zu mir, ohne solches in seiner Gegenwart genauer zu betrachten, ich dankte diesem Altvater dafür, und wir schieden unter zärtlichen Glückwünschungen von einander.

Ich verfügte mich alsobald in eine an der Landstrasse gelegene Herberge, um daselbst eine vorbeyziehende Carawane zu erwarten, mich mit einzudingen, und wo möglich mit derselben nach Medina zu gelangen. Weil sich aber dieselbe noch nicht so bald näherte, so trat ich in diesem Gasthofe, allwo sich mehr als hundert Personen verschiedenen Standes befanden, in einem besondern Winkel des Vorhauses, etwas von diesem mir eingehändigten Kunststücke zu betrachten. Ich ward aber nicht wenig bestürzt, da bey der geringsten Oeffnung des äußern Gehäuses,

hauses, ein lautes Gethön vieler klingenden Schellen sich vernehmen ließ; ich schloß das Behältniß voller Schrecken wieder zu, ohne von dem inwendigen Baue etwas gesehen zu haben, und entschuldigte mich gegen die Anwesende, welche vieleicht aus meiner Bestürzung ein übles Vornehmen besorgten, so gut ich konnte: ich sagte nämlich, daß ich gewohnet wäre, mit diesen Schellen meinem Bedienten ein Zeichen zu geben, und es war ein Glücke, daß mir diese Antwort so gleich einfiel, weil ich sonst vieleicht meiner Maschiene, meiner Freyheit, und wohl gar meines Lebens von diesem mörderischen Volke wäre beraubet worden. Ich konnte indessen meine Neugierde mit diesem Klange nicht befriedigen, noch weniger aber errathen, was die Ursache dieses Schalles gewesen, da ich das Gehäuse, so viel ich wußte, ohne alle Bewegung eröffnet hatte. Dennoch überredete ich mich, daß ich doch die darinn hangende Schellen geschüttelt, und dieses Gethön verursachet haben müßte.

Ich wandte daher alle Mühe an, mein Gemüth so lange zu beruhigen, bis ich ohne Gefahr den Nutzen dieses Werkes einsehen könnte.

Ich

Ich hielt meinen Vorsatz auch so standhaft, daß ich es nicht eher wieder zur Hand nahm, bis ich nach einem Jahre und etlichen Monaten von meinen beschwerlichen Reisen in eine gewisse Reichsstadt, wo ich mich etwas aufzuhalten dachte, zurück kam. Sobald ich mein Gemüth beruhiget, und der geschwächte Körper sich ein wenig wieder erholet hatte, beschäftigte ich mich, meine mit vieler Mühe, Gefahr und Kosten gesammelte Sachen in Ordnung zu bringen. Ich begab mich am ersten zu meiner Maschiene, richtete sie in die Höhe, eröffnete mit aller Vorsicht das Gehäuse, und fand sie folgendermassen beschaffen. Auf dem Boden des Gehäuses zeiget sich eine Cokosnuß von mittelmäßiger Größe, auf welche man unterschiedene Bilder in erhabener Gestalt eingeschnitten sieht. Auf der einen Seite wird man zweyer übereinander gelegten Blasröhre und Windbüchsen gewahr, neben welchen etliche Knaben erblicket werden, deren einige einen Windkräusel peitschen, andere aber eine Wasserblase mit vollen Backen in die Höhe treiben. Aus dieser Nuß steiget eine dünne Röhre empor, die aus ägyptischem Schilfe verfertigt ist, welches auch die subtilesten Luft an sich ziehen soll; diese trägt fünf Zolle in

der

der Höhe, und eine im Durchschnitte aus. Um diese Röhre ist bey jedem Zoll ein feiner Reif gezogen, an welchem von jeder Seite zwo Schellen durch einen zarten rothgefärbten Faden geheftet sind. Der Laut und die Größe dieser Schellen wächset von unten in die Höhe, so daß die obern weit gröber, stärker und rauher klingen, als die untern. An dem obern Ende dieses Cylinders steht das Bild des Aeolus, auf einem runden Boden, welcher die Oeffnung der Röhre so bedecket, daß weder etwas hineinfallen, noch auch die darinn befindliche Materie verrauchen kann, ob es sich gleich selbst nach allen Seiten herum drehet. Die Säule selbst stellet eine Mannsperson vor, die mit den Füßen einige Blasebälge tritt, mit jeder Hand aber ein Horn an den Mund drücket, und daraus häufigen Wind bläset. An den Schultern hat sie ein paar kleine Flügel, welche den Flügeln einer Windmühle ähnlich sind.

Da ich dieses Werk noch voller Ungewißheit untersuchete, besuchte mich ein junger Mensch, mir zu meiner Wiederkunft in Deutschland Glück zu wünschen. Sobald er nur in mein

Zim=

Zimmer trat, so ließen die untersten Schellen schon einen Laut hören; und kaum hatte er einige Worte seiner Rede hergesaget, als sich mein Aeolus gegen ihn drehete, und die übrigen Schellen zugleich mit der größesten Heftigkeit zu stürmen anfiengen. Er wurde durch dieses laute Gethöne öfters beynahe in seiner Rede gestöret; ich aber betrachtete mit Verwunderung bald diesen Redner, der mit jedem Worte, und mit jeder Bewegung etwas Ausschweiffendes anzeigete, bald aber meine Maschiene. Sobald er mich nach geendigtem Vortrage wieder verlassen hatte, sobald waren auch meine Glocken wieder stille. Ich dachte darauf an das Gespräch des arabischen Weltweisen, und kam dadurch auf einmal aus meinem Traume. Denn nun konnte ich merken, daß dieses künstliche Werk dasjenige anzeigete, was wir Windmacher zu nennen pflegen. Von Stund an nannte ich dieses wunderbare Instrument die moralische Windwage, und die darauf stehende Säule den moralischen Windzeiger. Nachdem ich dieses fest gestellet hatte, war es mir leicht, die verborgenen Eigenschaften dieses Werkzeugs ferner zu entdecken. Ich besitze diese künstliche Maschine noch ungegründet, außer daß ich hin-

ten an der Röhre ein Blatt geklebet, auf welchem ich nach der Anzahl der Reife und Schellen, nach vielen angestellten Versuchen, die Grade des moralischen Windes durch Wirbel, Sturm, Wind, leidliche Luft und Windstille bezeichnet habe.

Meine Leser werden vermuthlich kein Mißfallen bezeigen, wenn ich ihnen meine mit dieser Windwage angestellten Versuche noch weiter bekannt mache. Ein windiger Gegenstand verursachet nicht nur in der Nähe ihre Veränderungen, sondern sie empfindt auch in einer Entfernung von zehn Schritten seine Wirkungen. Zu dieser Erfahrung ward ich am meisten geleitet, als ich mich in einer gewissen Stadt neben dem Hause eines Gelehrten aufhielt, von welchem ich nachher erfuhr, daß er sich mit großem Eifer auf die Chiromantie legete. So lange sich derselbe in seiner Studierstube verweilete, war mein Aeolus mit seinem Geläute in einer beständigen Unruhe; sobald jener sich aber wegbegeben, so hörete auch die Erschütterung der Glocken auf. Ein gleiches nahm ich auch wahr, als ich zur andern Zeit meine Wohnung

nung verändert hatte. Denn als ich die Windwage auch damal in öfterer Bewegung fand, und mich bey dem Wirthe um meine Nachbarn erkundigte: so berichtete er mir, daß mich nur die Wand meines Zimmers von einem wunderlichen Kopfe absonderte, welcher mit lauter neuen Vorschlägen zu thun hätte, und sich rühmete die Quadraten des Cirkels erfunden zu haben. Ich konnte aber auch diesesmal die Ursache der Bewegung an meinem Wirthe selbst finden; denn ich erfuhr kurz hernach, daß er ein Enthusiast wäre.

Zu einer andern Zeit begab ich mich mit meinem Luftzeiger auf die Börse, um zu erforschen, wie er sich daselbst verhalten würde. Ich traf allda einige ehrbare Männer an, welche mit betrübter Stellung über die nahrlosen Zeiten, und den sinkenden Handel seufzeten, und mein Aeolus blieb unbeweglich; ehe ichs mich aber versah, erregte er ein starkes Anschlagen der Glocken. Da ich mich um diese schnelle Veränderung befremdete, so ward ich einiger Leute ansichtig, die sich von den erstern in der Kleidung merklich unterschieden. Sie hielten einen

Hut in den Händen, welcher mit einer sehr breiten goldenen Spitze fast überdecket war. Die Perucken sahen bereiften Bäumen ähnlich; der Rock hatte zwo gesteifte Falten, die so groß waren, daß jede davon den Flügel einer Windmühle fast hätte bedecken können. Die schwarz sammtene Beinkleider waren mit so vielen Ketten, Petschaften und Bändern behangen, daß sie mit der Bude eines Glücktöpfers überein kamen. Auf den Schuhen zeigten sich ein paar Schnallen, die fast größer als der Fuß selbst waren, und zwey Seecompasse vorstellen konnten. Die Neubegierde reitzete mich, ihr Gespräch anzuhören: ich gab also die Windwage meinem Bedienten, und schlich unbemerkt an einen Ort, wo ich sie deutlich vernehmen konnte. Der eine, welcher seinen Verstand in der beständig eröffneten Tobacksdose zu suchen schien, führte das Wort Speculation vielfältig im Munde, und redete von einer gewissen Manufactur, die er aufzurichten dächte. Er wäre nämlich auf den Anschlag gefallen, die zur Herbstzeit auf den Feldern ausgebreitete und in der Luft fliegende Faden, zusammen zu bringen, und eine Art von Zeuge daraus weben zu lassen. Von diesem neuen Luftflonel, wollte er auch

Schlaf=

Schlafmützen verfertigen lassen, und die erste davon sollte zu seinem Correspondenten nach Mißisippi reisen. Der andere meynete, daß sich solcher Zeug besser zu einem Brusttuche schicken würde. Man müßte nur durch einen berühmten Zeitungsschreiber die besondere Kraft davon ausschreiben lassen, daß alle, die es läugnen, ein doppeltes Herz zum fechten bekämen, so könnte man sich durch die Verschleißung desselben den größten Vortheil verschaffen. Dieses Gespräch ward mir bald zu eckelhaft; ich verfügte mich daher wieder an den Ort, wo ich meinen Bedienten mit der Luftwage zurück gelassen hatte, und ward begierig einen neuen Versuch damit zu machen. Mein Vorsatz schlug auch nicht übel aus: ich gerieth in eine öffentliche Versammlung, wo man eine critische Schriftfrage abhandelte. Hier dachte ich, wird mein Aeolus doch gewiß ruhig bleiben: allein ich irrete. Denn als der erste Opponent seine Rede mit lauter ungeheuern Lobsprüchen anfüllete, und in jeder Zeile der vorhabenden Streitschrift Wunder der Gelehrsamkeit antraf; so fiengen die Schellen meines Windzeigers so entsetzlich zu lärmen an, daß ich meinen Mantel an mich drücken, und mich hinweg begeben mußte.

Es ist merkwürdig, daß dieses künstliche Werk auch diejenigen Schriften mit seinem Gethöne bezeichnet, in welchen ein lüftiges Wesen herrschet. Ich mag daher ein Buch oder einzelnes Blatt vor mir haben, so zeiget es mir gleich, welche Art des Windes darinn anzutreffen sey. Bey manchen Gedichten und Reden, die mir vorgekommen, haben die Schellen ein so starkes Geraffel gemacht, daß ich ganz betaubet worden. Voll Verwunderung habe ich erfahren, daß Abhandlungen, die mir auf der ersten Seite nichts als Gewißheit versprechen, doch öfters soviel Luft in sich gefasset, daß sich mein Aeolus davon umgedrehet hat. Noch mehr ist er aber in Erschütterung gerathen, wenn ich ihn zu Jemanden gebracht, der seine Bibliotheck mit Romanen angefüllet gehabt, daraus ich schloß, daß diese Bücher fast alle Arten der Winde in sich enthalten müßten.

Weil verschiedene begierig seyn möchten, diesen Windzeiger an sich selbst zu versuchen, so muß ich bekennen, daß ich ihn einem meiner Freunde geliehen habe, welcher sich in dem Gefolge eines Gesandten zu Paris aufhält,

und

und daselbst einige Versuche zu machen gedenket. Sobald er nur Merkwürdigkeiten davon eröffnet, will ich sie treulich mittheilen, und übrigens bedacht seyn, daß ich diese Windwage zu fernerem Gebrauche bald wieder zurück erhalten möge.

Der Einsiedler.

Briefe an die Herausgeber.

Meine Herren!

Glauben Sie wohl, daß Cicero noch bis jetzt der Größte unter den lateinischen Rednern sey? Ja Sie glauben es, und ich habe es selbst bis gestern 14 Minuten nach Viertel über 2 Uhr geglaubet; allein dieser glückliche Zeitpunct war es, welcher mich auf ganz andere Gedanken brachte. O daß ich doch diese Stunde erlebt. Ich wurde sonst als ein Liebhaber der Redekunst aus der Welt gegangen seyn ohne den größten Redner gekannt zu haben. Sie sind schon begierig den Mann zu kennen? Sie sollen ihn kennen lernen; Sie müssen mir aber zuvor etliche Meisterstücke von Ihm lesen, damit Sie seinen Namen mit desto größerer Ehrfurcht und Verwunderung anhören. Ja, ja, lachen Sie nur, Sie meynen, ich schreibe eine Satyre; ja wohl Satyre; es ist mir ernst, vollkommen ernst. Es reuet

mich

mich beynahe schon, daß ich Ihnen von diesem Redner eine Nachricht mittheile, der Autor ist sehr wenigen bekannt, ich hätte wohl eine Zeitlang meine Reden mit seinen Zierathen ausschmücken, und mich vor der gelehrten Welt groß machen können. Aber nein! ich bin ein wahrer Patriot, und ziehe den allgemeinen Nutzen dem meinigen vor. O Schade! daß nicht alle Leute so denken; so wurden wohl viele ganze oder doch viele halbe Werke nicht zweymal unter die Preße kommen.

Ist aber der Verfasser ein Patriot, sonst werde ich ja bey Ihnen keine Ehre einlegen? Nun entgeht freylich dem Vaterlande nicht wenig Ehre, daß er kein Landsmann ist, doch genug, daß sein kostbares Werk in unserm Vaterlande gedruckt werden. Sie sind aber selbst Schuld daran, **meine Herren!** daß jetzt unsre Landsleute so schüchtern werden, und es so selten mehr wagen ihre künstlichen Reden in Druck zu geben. Warum sind Sie so hämisch auf die Chronodisticha. Vieleicht hätte Ihnen schon lange einer von den wahren Patrioten eine Rede von lauter Chronodistichen eingesandt. Dieses wäre doch das einzige Meisterstück, welches

der gelehrten Welt noch abgeht. Chronodistische Verse, und ganze Gedichte von Chronodistichen haben wir wohl, von einer chronodistischen Rede aber habe wenigst ich noch kein Muster gesehen. Sie sollen aber heute noch solche Meisterstücke von lateinischen Reden zu sehen bekommen, welche, wenn sie nicht künstlicher sind, als die chronodistischen wären, so sind sie gewiß nur um etliche Grane nicht so künstlich. Ich will aber nicht nur prahlen und großthun, ich will auch beweisen.

Mein! haben Sie niemal ein Buch in Folio mit folgendem Titel gesehen.

Syntagma
Romano - Catholicum
continens
Selectissimas Orationes ab vna
littera incipientes

Genug! ich darf Ihnen diese Reden ferner nicht mehr anpreisen; Sie sehen ja wohl, es steht schon auf dem Titelblatt, daß sie selectissimae sind. Sie sind also nicht nur schön, nicht nur künstlich; sie sind auserlesen, ja die auserlesensten Reden sind sie. Freuen

Sie

Sie sich doch, weil sie auserlesen im Superlativ sind, so hat es nie keine künstlichere geben, und wird keine mehr geben. Denn was kann schöner seyn als das Schönste, und Auserlesner als das Auserlesenste? und dieß wird gleich auf dem Titel angezeiget. Meine Herren! Sie haben sich dieses Vortheils noch nicht zu bedienen gewußt. Wollen Sie ihre Bücher schnell an den Mann bringen, so vergessen Sie ja nicht auf den Titelbogen drücken zu lassen: Auserlesne Reden, Auserlesne Verse, Auserlesne Kunststücke. u. s. f. Ist Ihnen das Wort Auserlesen zu deutsch, so schreiben Sie Selecte Reden, Selecte Verse, die Selectesten Bücher. So hat doch gleich der Titel etwas gelehrtes an sich, und man weis doch, was man kauft. Man kauft die Katze nicht gern im Sacke.

Weiter! Orationes ab vna littera incipientes. Merken Sie wohl, was der Redner verspricht. Ab vna littera. Haben Sie jemals eine Rede gelesen, wo alle Perioden und Constructionen von eben demselbigen Buchstaben anfangen? Nein! Es wurden diese schon Meisterstücke seyn. Nun aber fangen bey unserm

ſerm Redner alle Worte von eben demſelbigen Buchſtaben an. Dieß haben wir doch die Tage unſers Leben nicht gehöret. Ja, wenn es nicht was Seltnes, und was recht Seltnes wäre, ſo wurde ich es Ihnen nicht ſo ſehr anrühmen. Iſt es aber möglich, alle Worte in einer Rede von einem, und eben demſelbigen Buchſtaben? Ja, es iſt möglich, und es iſt nicht nur eine einzige Rede, es ſind achtzehn an der Zahl, und gehen nach dem Alphabet, damit keine den Rang vor der Andern verliert; es iſt auch in der That eine ſo künſtlich als die andere, und weil alle Selectiſſimae ſind, ſo kann auch keine der andern den Rang geben.

Hier muß ich nur obenhin anmerken. Es geht bey unſerm Autor alles nach dem Alphabet. Gleich am 4 Blatte ſeines Folianten erſcheinen 24 Chronographica nach dem Alphabet. Wunder! daß man dieſe Methode bisher noch nicht in den höhern Wiſſenſchaften eingeführet hat. Ich möchte in meinem Leben nichts lieber als thomiſtiſche oder ſcotiſtiſche Theſes nach dem Alphabet ſehen. Es würden doch den Schülern die Anfangsbuchſtaben von jeder Theſi,

die

die sie studieret haben, auch nach vielen Jahren noch in der Gedächtniß bleiben, da sie doch jetzt nach der alten Methode gar alles in kurzer Zeit vergessen. Mir fielen eben noch etliche sehr schöne Vorschläge ein, allein ich muß abbrechen Sie sind ohne das schon böse über mich, daß ich Sie mit den auserlesnen Reden so lange aufhalte, kein Wort mehr. Hier ist die erste.

De Amore.

Artificiosissimus animatorum Artifex, amoenissimus affabilis animarum affabre actibus ardentissimi amoris adornatarum Amator, amore accensus antequam amatus amore adamatas aggratiare ablavoravit. Aberraverunt ab Altissimo, ac abierunt ad acerbissimam amaritudinum Abyssum animae ab atrociissimo Archillade accatenatae. Ah amaritudo amaritudinum! atrocitas atrocitatum! asperitas asperitatum! absurdissima absscessio absurdissimarum absscessionum! etc. —

Sie werden ja nicht verlangen, daß ich Ihnen alle Reden ganz liefere; was soll ich Werke abschreiben, die gedruckt sind? Ich will Ihnen von den ersten sechs Reden allemal

nur

nur etliche Constructionen vorlegen. Sie haben alle gelesen, wenn Sie diese sechs gelesen haben.

B.

De Beatitudine.

Bestia bellicosa Bellerophon baptizata belluam Bellonam beneventavit, beneventatione benehabita, Bellona belligera bellipotens Bellisophonti benefecit. Benefactrice Bellona brutalis, bellicosusque Bison, bellipotentia bellipotentissima bellavit, bellantem bonitas benedicta batuit. Bacchabatur Bufo bacchabundus, batuebat Bufonem benefactor benevolentissimus etc.

C.

De Capite celsissimo.

Creator clementissimus, conditor coeli cunctarumque * creaturarum creans concretum celeberrimum concretum conditori consociavit. etc.

D.

* Hier muß ich erinnern: que ist doch auch ein Wort, und steht in einer Rede, in welcher alle Worte von einem c anfangen sollen. Der Redner konnte also diese Stelle verbessern, wenn es auf die zweyte Auflage seines Folianten kommen soll.

D.

De Deipara.

Dominus Dominantium, Deus ditissimus decernens Draconis deceptionibus damnificatos, dolo diaboli deceptos, delusionibus daemonis debilitatos, defraudationibus dardani dethronisatos, deliciis dipsadis detruncatos, donis decorare deperditis deiparae Domino Dominantium dilectissimae dominationem dedit, dum Dei Dea deputabatur etc. **

E.

** Ueber diese Stelle will ich keine theologische Anmerkung machen, nur dieß muß ich erinnern, daß bey dieser Rede so gar der Titel von eben demselbigen Buchstaben anfängt. Dieß konnte vieleicht auch bey den übrigen Reden in der zweyten Auflage geschehen. Ja! es würde aber keine Wörter geben, welche eben so viel heißen als *de*. Was liegt daran. Man darf nur ein neu barbarisches Latein erschaffen. Man wird ja leicht Präpositionen ausfinnen können, welche eben so gut lateinisch sind, als die Wörter ablavoro, archillas, benevento, bellisophon, batuit, dethronisso, dipsas. u. d. gl. wovon in diesen Reden eine Menge vorkommen.

E.

De Excelsi Excellentia.

Excelsi Excellentiam ennarraturus elinguis efficior; excedit enim Excelsi essentia essentiam elaboratam excessu explicationem effugiente etc.

F.

De fonte fontium.

Fontem fontium, fundatorem firma mentorum fuisse fatetur forma fundatori familiarizata. etc. filiavit fundator fructuosissimus filium, formam famuli ferentem filiationeque facta filiatus funiculatus flagitiosissimos fovit, facinorosos faedifragosque fundatori funiculavit etc.

Haben Sie Lust noch mehr zu hören? Ja, sagen Sie, wenn Wir nur verstünden, was der Redner will. Ich verstehe ihn auch nicht, sind aber die Reden deßwegen minder auserlesen? Ist es nicht künstlich genug, eine Rede aus Wörtern zusammensetzen, die aus gleichen Anfangsbuchstaben bestehen? Soll sie auch noch verständlich seyn? Dieß wäre zu viel gefodert, und es würde wohl gar zu künstlich oder fast

ganz

ganz unmöglich seyn. Sagen Sie mir aber, haben Sie die Tage ihres Lebens ein solches Meisterstück gelesen? Steckt wohl in den sämtlichen Reden Ciceros so viel Kunst, als in dieser Rede allein?

Wie lange ist nun dieses künstliche Werk schon im Drucke? Auf dem Titelbogen steht zwar keine Jahrzahl, es wird aber der Abgang desselben durch etlich hundert Chronosticha ersetzt, welche hin und wieder im Werke selbst vorkommen. Ich kann mich unmöglich enthalten, daß ich Ihnen nicht von dem chronographischen Alphabet etliche Muster vorlege. Sie lieben dergleichen Kunststücke zu sehr. Alle Wörter fangen wiederum von eben demselbigen Buchstaben an, unter welchem Sie stehen.

A.

ACCLaManDo astVte antIqVItate aggratIaberIs.

B.

beLLIDVCeM beneVoLIs bonIs bea, beaberIs.

C.

CapItI CeLsIfsIMo CVnCta Chara ConſeCrentVr.

D.

DeIparae DeLeCtatIonIbVs DIſCernentVr.

E.

EXCeLLentIſsIMa eLIgentIs eDentes.

F.

FORMIDoLosI faCto fonte ſortIfICabVntVr.

Unter dem M ſteht das merkwürdigſte.

M.

MIſerICorDIae Mater MIſeros MVLtos MaCtatos ManV tenet.

Hier ſetzet der Autor hinzu.

Hic exprimuntur ſex millia annorum una cum currente.

Warum kommen aber hier 6000 Jahre heraus? Ich weis es nicht. Wiſſen Sie es? Ich zweifle ſehr daran: ich will den Autor um eine Erklärung bitten, allein vieleicht weis er es ſelbſt nicht.

Eine

Eine andere Frage: was sollen alle diese Chronographica heißen. Ich weis es wiederum nicht. Ich bin so gelehrt nicht, daß ich auch nur eines davon verstehe. Vieleicht stehen sie aber nicht da, daß sie etwas heißen, sondern nur daß sie die Jahrzahl 1764 anzeigen sollen.

Jetzt ist es Zeit, daß ich meinen Brief schließe, sonst möchten Sie mir endlich ungeduldig werden. Nein, daß müssen Sie noch wissen: sogar die Zuschrift, und die Unterschrift enthalten ein Chronographicum.

FestIVa DIe CLeMentIna haeC offert Vota
MInettI
CVratVs LanDeCensIs. etc.

Hier kömmt aber nur die Jahrzahl 1763 heraus. Vieleicht hat er diese Kunststücke um ein Jahr früher gemacht, oder er hat auch im Jahre 1764 zeigen wollen, daß er noch Chronographica machen könne.

Nun werden Sie aber müde seyn, und wenn ich noch in dieser Materie fortfahren sollte, so wurden Sie auch böse werden? Denken Sie

nur, ich habe Ihnen diesen Brief in der Fasten geschrieben, und lesen Sie ihn zur Buße nochmal. Wollen Sie sich ferner abtödten, so dürfen Sie es nur sagen. Ich besitze einen hübschen Vorrath von dergleichen Kunststücken, dieser steht Ihnen alle Tage zu Diensten. Befehlen Sie nur mit ihrem

M. — den 15 März 1766.

Gehorsamsten Diener

B.

CHRIA APHTONIANA

wird um eine Schulmeister-stelle in einem kleinen Städtchen gebethen.

Hochedelgebohrne Frau!
Hochzuehrende Frau Bürgermeisterinn!

Laus Auctoris et dictum.

Sokrates, die Zierde Griechenlandes, der Phönix seiner Zeit, der Weise, welcher unter den andern Weisen hervorleuchtete, gleichsam als der Mond unter den kleinen Feuern, tanquam inter ignes luna minores, Sokrates, sage ich, den die hochedelgebohrne Frau Xantippe selbst nicht von seiner philosophischen Höhe herunter zanken konnte; dieser hat sehr wohl und gelehrt gesagt apud Xenophontem, *Memor. Lib. IV. c. I.*

Αἱ ἀ᾽ρισται δοχουσι εἶναι Φυσεις, μαλισα παιδειας δεονται,

Zu Deutsch also lautend:

Drum glaubet mir zu dieser Frist,
Daß die Natur, so schön sie ist,
Dennoch den Unterricht vermißt.

Paraphrasis.

Er wollte damit gleichsam andeuten, daß die vortreflichsten Gemüther der Jugend die meiste Zucht nöthig hätten, oder wie es nach dem eigentlichen Verstande unsers Grundtextes lauten möchte, daß sie mehr als andere der vernünftigen Anweisung eines gelehrten Schulmannes bedörften, und zwar schlechterdings und unumgänglich bedörften, wie das Wörtlein δεονται solches klärer, als die Mittagssonne, anzeigt.

Cauſſa.

Denn wie nothwendig ist es nicht, hochzuehrende Frau Bürgermeisterinn! daß man der Natur zu Hilfe komme, welche nur den roßen Stoff zu großen Geistern schaft, und das übrige der sorgfältigen Ausbildung der Schulleute überläßt.

Contrarium.

Unrecht, ja dreymal und viermal unrecht thun diejenigen, welche diese Vorsorge verab-

säu-

säumen, und da sie der Himmel in ein Amt, quasi in speculam gesetzt hat, darauf zu sehen, daß das Beste einer Stadt, und des gemeinen Wesens überhaupt befördert werde, dennoch die Sorge für die Schulen verabsäumen, und die Sache nicht für so wichtig halten, allen Stein zu bewegen, damit sie fleißige und geschickte Lehrer dahin setzen, und diesem die Unterweisung der Jugend anvertrauen möchten, die diese Unterweisung desto nöthiger hat, je Hoffnungsvoller sie ist, και μαλιςα παιδειας δεονται, zu reden aus dem Sokrates, und dessen obangeführten Worten.

Parabola.

Pferde von der besten Art müssen am meisten durchgearbeitet werden. Sie machen es bey dem edlen Feuer ihren Herren oft am schwersten; aber desto nöthiger ist es, sie sorgfältig zuzureiten. Ein träges unedles Pferd braucht diese Bemühung nicht; aber es ist auch nur für den Pflug gebohren.

Exemplum.

Wer war größer, als Dionysius, der zweyte, da er noch Tyran, und das Schrecken von Sicilien war? Das widrige Glück konnte

ihm den Thron nehmen, aber niemals die Begierde, der Welt zu nutzen. So groß er gewesen war, so wenig schämte er sich doch, die griechische Jugend zu lehren, und mit der Hand, womit er ganze Länder zerstört hatte, mit eben der Hand suchte er die Kinder der Korinthier zur Weisheit zu führen.

Testimonium.

Wie unglücklich diejenigen sind, so die Zucht ihrer Kinder verabsäumen, das beweisen die traurigen Folgen, welche zuerst ihre eignen Familien empfinden, und welche nach diesen das ganze gemeine Wesen treffen. Diese unglücklichen Aeltern möchten sich wohl lassen vom Homer zurufen:

Αἰδ' ὀφελον ἀγαμος τ' ἔμεναι, ἀγονος τ' ἀπολεσθαι.

Epilogus.

Sie sehen hieraus deutlich, hochedelgebohrne Frau! wie nöthig es ist, daß E. E. Wohlw. Rath dieser Stadt das erledigte Schulrectorat ungesäumt besetze, und mit einem Manne besetze, dessen Standhaftigkeit, dessen Fleiß, dessen Treue, dessen Ansehen, dessen Gelehrsamkeit, dessen weise Einsicht in die großen

Wahr-

Wahrheiten, die uns Sokrates und Homer hinterlassen haben, dessen — jedoch, ich sage nichts weiter, Sie werden mich verstehen. Ich habe mich mit meinem Suchen an Sie gewandt, da ich weis, daß Ihr theurer Ehegemahl in diesem Jahre unter Ihren Auspiciis an der Regierung ist. Erlange ich das Vergnügen, daß Sie mit Ihren vielgeltenden, und erleuchteten Füßen in meine Meynung herabsteigen: so bin ich glücklich, und ich weis gewiß, daß sodann der ganze Ehrenveste Rath hinter drein steigt, et manibus pedibusque in Tuam descendit Sententiam.

Ich verharre in dieser großen Hoffnung ad extremum usque vitae halitum.

Hochedelgebohrne Frau!
Hochzuehrende Frau Bürgermeisterinn
Ew, Hochedelgeb.

Gehorsamst ergebenster und
ehrendienstwilligster.
N. N.

Die Gelassenheit.

O D E.

Ihr Grillen weicht! ihr ungebethnen Gäste!
Verlasset meine Einsamkeit!
Flieht meiner Hütte Rauch, und suchet die Paläste!
Hier wohnet die Gelassenheit.

Hier such ich nicht ein Glück, das andre drücket,
Das Millionen seufzen macht.
Was mich beschäftigt, ist ein Satz, der mich entzücket,
Den Plato göttlich ausgedacht.

In stiller Nacht hör ich des Weisen Lehren,
Der mit der Götter Zunge spricht.
Tyrannen mögen sich mit Blut und Ehre nähren;
Mich aber quält der Ehrgeitz nicht.

Mir

Mir gilt es gleich, was auch der Pöbel schreyet,
Der stäts das Thun der Weisen schilt.
Und heut vermeyd ist das, was andre morgen
reuet:
Die Lust, die uns mit Eckel füllt.

Nichts soll mir dich, o wahre Ruh! entziehen,
O ewig unschätzbares Gut!
Wann andre zagheitsvoll vor Sturm und Wet-
ter fliehen;
Stärkt die Gefahr nur meinen Muth.

Mich störet nicht der Feinde hönisch Lachen,
Wann mich ein Unfall überfällt:
Der Schöpfer wird um mich nicht Thoren weise
machen;
Auch sie sind Bürger dieser Welt.

Wann mich die Gunst des falschen Glückes fliehet;
Erwart ich eine beßre Zeit,
Und meine Tage selbst zu kürzen nicht bemühet,
Ihr Ende mit Gelassenheit.

Bey jenem Bach, in den beliebten Fluren,
Wo ich auf manchen Reim gedacht;
Wo Flaccus großer Geist mich auf die heilge
Spuren
Der höhern Denkungsart gebracht:

Dort

Dort will ich mich auf weichen Rasen setzen,
Und GOtt in der Natur erhöhn;
Dort soll mein Glück, kann es gleich Thoren
nicht ergötzen,
Doch länger noch, als sie bestehn!

Ihr Grillen weicht, entfernet euch ihr Sorgen!
Ein Alles sehend Auge wacht!
Dem Vorwitz bleibet stäts das Künftige ver-
borgen,
Versenkt im Abgrund tiefer Nacht.

Allwissender! du flochtest meine Tage
In den Zusammenhang der Zeit,
Du sahest meine Lust, du sahest meine Plage,
Im Grundriß aller Möglichkeit.

Dir opfre ich mit ehrfurchtvollem Zittern;
In deinen Armen will ich ruhn,
Und, wann die Himmel auch noch so entsetzlich
wittern,
Auf deine Hilfe trotzig thun.

Der verläumdete Weiſe.

So wie ein jäher Sturm des Helden ſichern
Schlummer
Nicht ſchrecket; nur ihn unterbricht;
So ruhig iſt, o Freund! des Weiſen ſtiller
Kummer,
Wann wider ihn die Läſtrung ficht.

Unſchuldig, wie ein Tag, der heiter aufge-
gangen,
Und einem trüben Abend weicht,
Trägt er der Feinde Wuth, und tröſtet ſein
Verlangen,
Das ihre Beſſerung erreicht.

Ihm folgend hüll ich mich, wann die Ver-
läumdung ſchreyet,
Freund! ſanft in meine Unſchuld ein,
Und

Und will, so oft als mir Gefahr und Unfall
dräuet,
Stäts gröſser als mein Unglück seyn.

Verläumder, euch will ich die Lust zu lästern
gönnen!
Unwürdig der Unsterblichkeit,
Wird keine Nachwelt euch, euch dunkle Namen,
nennen,
Euch, Opfer der Vergessenheit!

Von Kreuz.

Der

Der Löwe und der Esel.

Ein Esel schleppt sich aus dem Luder;
Ein Löwe kömmt ihm zu Gesicht;
Zu diesem naht er sich, und spricht:
Ich grüsse dich, mein lieber Bruder!
Der Löwe stutzet, und ergrimmt,
So bald er sich die Mühe nimmt,
Dem Bruder ins Gesicht zu sehen.
Doch denkt er: einen edlen Muth
Versöhnet nur ein tapfres Blut;
Allein die Esel läßt man gehen.

Von Hagedorn.

Das

Das beschützte Lamm.

Hylax, aus dem Geschlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls am Haare, Schnauze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war, als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, schrye er, was machst du mit diesem Lamme? —

Wolf selbst! versetzte Hilax. (Die Hunde verkannten sich beyde.) Geh! oder du sollst es erfahren, daß ich sein Beschützer bin!

Doch Lykodes will das Lamm dem Hylax mit Gewalt nehmen; Hylax will es mit Gewalt behaupten, und das arme Lamm — treffliche Beschützer! — wird darüber zerrissen.

Leßing.

München,
Gedruckt bey Johann Friedrich Ott, Churfürstl. akademischen Buchdrucker.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Zweyter Jahrgang.
Siebentes Monatstück.
Im April 1766.

München
zu finden im akademischen Bücherverlag.

10010383

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der
Erlöser.

Wie du mit Donnern, deinen HErren,
Dich rüstest, Völker zu zerstören,
Wenn sie sich trotzig aufgelehnt.
Und wie der Erde Säulen zittern,
Wenn deine Blitze sie erschüttern,
Die du zur Rache schon gewöhnt.
Wie Berge rauchen und zerschmelzen,
Wenn Eifer und Gerechtigkeit

Die Wetter in den Wolken wälzen,
Weil Frevler dein Gesetz entweyht;

Wie du! Vertilger der Verbrecher,
Von dem die Feuer, deine Rächer,
Bewaffnet, und den Grimm gelehrt.
Wie sie in Fluthen sich ergossen,
Und über Sodom her geflossen,
Und seinen Troß in Nichts verkehrt.
Wie, GOtt der Fürsten und der Götter,
Ein ganzes Heer in einer Nacht
Dein Engel, deines Volkes Retter,
Erwürgte, und zur Flucht gebracht:

So rühmen strafende Propheten,
Die Laster in uns zu ertödten,
HErr! deine Rache, deine Macht.
Sie donnern, wenn sie dich erheben;
Die Frevler ängsten sich, und beben,
Daß sie solch einen GOtt verlacht.
Doch mein Gesang soll nicht betrüben,
Nicht schrecken, sondern nur erfreun;
Es soll dein Eifer, uns zu lieben,
Dein väterliches Erbarmen seyn.

GOtt sprach mit richterlicher Stimme:
Berechtigt gnug zum strengsten Grimme,

Räch

Räch ich am Menschen mein Geboth.
Den Staub schuf ich zum Herrn der Erden.
Er wagt es ein Rebell zu werden,
Und scheut nicht den gedrohten Tod.
Der freche Mensch will sein Verderben,
Und ich vollstreck an ihm mein Drohn.
Er will den Tod, er soll auch sterben,
Und meine Rache fühlt er schon.

So sprach der Vater zu dem Sohne,
Der neben ihm, auf einem Throne,
Auch GOtt, gleich seinem Vater ist.
Du trägst, wie er, der Welten Heere,
Der du der Glanz von seiner Ehre,
Sein Ebenbild, und ewig bist.
Du sprachst zu ihm: Dein ist die Rache;
Doch Vater, auch die Huld ist dein.
Ich spreche für der Menschen Sache;
Laß mich der Frevler Heiland seyn.

Der Mensch soll sterben? Laß ihn leben;
Ich will mich dir zum Opfer geben.
Bestrafe sie; doch nur in mir.
Ich bin bereit, sie zu versöhnen,
Verfahre nicht im Zorn mit ihnen;
GOtt! dieß begehrt dein Sohn von dir.

Sey gnädig, Vater! Ich will sterben.
Für sie werd ich ein Mensch, ein Knecht.
So retten wir sie vom Verderben,
Und du bleibst gnädig und gerecht.

Du! unsers Todes Ueberwinder,
Bist GOtt, und wir sind Staub und Sünder.
Was sind wir, daß du an uns denkst?
Wir haben dein Gesetz verachtet,
Und sind von dir so werth geachtet,
Daß du um unsern Tod dich kränkst?
Du warst berechtigt, uns zu hassen;
Denn dein Geboth war unser Spott.
Doch liebst du uns! Wer kann dieß fassen?
Nur der, der selbst die Lieb ist, GOtt.

Die Engel, welche vor ihm stehen,
Sein Antlitz sehn, und ihn erhöhen,
Erbebten, da GOtt zornig sprach.
Doch sie erjauchzten da vor Freuden,
Als GOttes Sohn sprach: Ich will leiden,
Und büßen, was der Mensch verbrach.
Die Hölle, deren Rachen eilte,
Der Menschen Untergang zu seyn,
Erschrack, und ihr Beherrscher heulte,
Und Unser Glück ward seine Pein.

Die Väter hofften voll Verlangen,
Und schmachteten, den zu empfangen,
Den ihnen GOtt zum Retter gab.
GOtt! seufzten sie, wenn du doch kämest,
Und unser Elend von uns nähmest!
Zerreiß die Himmel, fahr herab!
Wann wird doch dem der Kopf zertreten,
Der zu der Aufruhr uns bewog?
Sie rangen, ihn herabzubethen;
Sie betheten; doch GOtt verzog.

Der Zepter wird dem Volk entrissen,
Dem tausend Heyden dienen müssen,
Das GOtt zu seinem Volk ersah.
Schon deckt es von den sieben Hügeln
Der Adler Roms mit seinen Flügeln,
Und das versprochne Heil war nah.
Der Krieg und seiner Wuth Genossen
Durchstürmten fast die ganze Welt.
Doch plötzlich ward sein Thor verschlossen;
Der Friede kam, und unser Held.

Der, welcher, wie er will, die Kronen
Monarchen nimmt, und auf die Thronen
Verschmähte Sclaven oft gebracht;
Der, wenn Beherrscher ihn vergessen,

Sie dann gezwungen, Gras zu fressen,
Und sie den Thieren gleich gemacht;
Der, wenn sie widerspenstig werden,
Den stolzen Trotz durch Wärme hemmt;
Der kömmt jetzt, und der Kreis der Erden
Weis nicht, daß sein Beherrscher kömmt.

Der HErr erscheint von seinem Sitze;
Doch seine Herolde, die Blitze,
Gehn, da er kömmt, jetzt nicht voran.
Die seines Zornes Ankunft melden,
Die Donner, seine starken Helden,
Bereiten ihm jetzt nicht die Bahn.
Vor ihm her brausen keine Wetter,
Die seiner Pracht Begleiter sind.
Er kömmt jetzt, als der Menschen Retter,
Als einer armen Jungfrau Kind.

Der, dem zum Throne Himmel werden,
Dem GOtt den weiten Kreis der Erden
Zum Schemel seiner Füße gab:
Der (welcher Geist kann dieß ermessen?)
Scheint seine Größe zu vergessen,
Und kömmt in einen Stall herab.
Er wählt nicht zum Geburtsort Schlösser,
Der Fürsten Herrlichkeit zum Spott.

Er

Er wird nicht in Paläſten größer,
Und GOtt iſt auch in Hütten GOtt.

Als GOtt zum Heile ſich gerüſtet:
Erſcheinen die, die es gelüſtet,
In dieß Geheimniß einzuſchaun.
Da preiſen ſie in Millionen
Den GOtt der Hütten und der Thronen;
Denn er will das Zerbrochne baun.
Da jauchzen ſie in frohen Chören,
Du Nacht, der Nächte größte Nacht!
Sie ſingen, unſern GOtt zu ehren,
Der uns das Heil zurück gebracht.

Ihr Fürſten! die ihr ſtolz gebiethet,
Und wider eure Reiche wüthet,
Zu zeigen, daß ihr Herren ſeyd;
Die ihr das Niedrige verachtet;
Vor GOtt ſeyd ihr, wie Nichts, geachtet;
Lernt eurer Hoheit Nichtigkeit.
Der Menſchen Heiland iſt erſchienen.
Euch kündigt ihn kein Engel an;
Doch den Geringſten, die euch dienen,
Wird GOttes Ankunft kund gethan.

Die Welt war von der Nacht umfloſſen,
Die Nacht ward hell, denn Engel ſchoſſen

Glich Blitzen aus der Höh herab.
Die Hirten stürzten bey den Heerden
Erstaunt und schreckenvoll zur Erden,
Als sie der Glanz des HErrn umgab.
Entsetzt euch nicht, hört auf zu beben,
Und jauchzet über euer Glück!
Der Engel sprach. Schnell kam das Leben
Von seiner Flucht in sie zurück.

Welch Wort drang dann zu ihren Ohren!
Euch Menschen, ist ein Kind geboren,
Das euch das Leben wieder bringt.
Sein Nam ist Vater, Held und Stärke,
Und Fried und Rath sind seine Werke;
Dieß Kind ists, das den Tod bezwingt.
Jauchzt! Ehre sey GOtt in den Höhen,
Und Fried und Heil herrsch auf der Welt!
Nun wird GOtt gnädig auf sie sehen,
Weil sie ihm durch sein Kind gefällt.

Die Hirten jauchzten in die Lieder,
Das Lob schallt auf den Feldern wieder:
Gelobt sey unsers GOttes Sohn!
Des Dankes freudiges Getümmel
Drang durch die Wolken in den Himmel,
Und eilte vor des Vaters Thron.

Dann sangen auch die Seraphinen.
Der ganze Himmel ward voll Lob;
Und Lust, und Dank erschallt aus ihnen;
Weil GOtt zu ihnen uns erhob.

GOtt! sangen sie, GOtt triumphiret!
Der Hölle wird ihr Raub entführet,
Dieß Lied durchdrang ihr weites Reich.
Der Fürst des Abgrunds sprang vom Throne,
Hier, rief er, den Gesang von Sohne!
Tod und Verderben, waffnet euch.
Sein Untergang sey jetzt beschlossen,
Eh er die Welt von uns befreyt.
Tyrannen, unsers Grimms Genossen,
Stehn uns zur Hülfe schon bereit.

In Juda herrscht mein Freund, ein Würger
Der eignen Kinder, und der Bürger,
Der Länder königliche Pest.
Den Wüthrich lehrt des Freundes Stimme:
„ Nur durch die Macht von deinem Grimme,
„ Steht dein schon schwankend Reich noch fest.
„ Der Zepter ist für dich verloren,
„ Wenn nicht dein Grimm den Streit gewinnt,
„ Ein neuer König ist geboren,
„ Doch dieser HErr ist noch ein Kind.

Jetzt

Jetzt kommen schon entfernte Weisen,
Den neugebornen HErrn zu preisen,
Wo ist der König? Fragen sie.
Der Wüthrich zwinget seine Blicke,
Welch Wunder! In Betrug und Tücke
Verwandelte sein Grimm sich nie.
Eilt hin, sprach der Tyrann zu ihnen,
Und bethet diesen König an:
Dann zeigt ihn mir, daß ich ihm dienen,
Und vor ihm niederfallen kann.

Wie könnt ein Mensch GOtt hintergehen,
Des Augen alle Welten sehen,
Und heller, als die Sonnen sind!
Der Wüthrich glaubt sein Reich bestärket:
Der sitzt im Himmel, der es merket,
Dem seine Tücke nicht entrinnt.
Die Weisen kommen jetzt nicht wieder;
Und in den Wüthrich eilt die Wuth.
Der Grimm erschüttert seine Glieder,
Und heischet seines GOttes Blut.

Er schickt die Wuth in Legionen,
Den kleinsten Säugling nicht zu schonen;
Das Schwert zog aus, wie er geboth.
Ein gleiches Schicksal dräuet allen,

Die

Die kaum den Namen, Vater! lallen.
In Bethlehem herrscht Schwert und Tod.
Die Menschheit waffnet ihre Krieger,
Der Bitten, und der Seufzer Heer,
Der Grimm bebt erst, und bleibt doch Sieger,
Und tobt unüberwunden mehr.

Umsonst ists, daß sich Thränen rüsten.
Das Kind sinkt von der Mutter Brüsten,
Da es dem Schwert entgegen lacht.
Ein Kind zeigt auf des Mörders Eisen,
Dem Vater seinen Feind zu weisen,
Und fliehend wird es umgebracht.
Die Mütter schreyn; da war kein Retter.
Der Kinder Blut schrie stark zu GOtt:
Bist du nicht mehr der GOtt der Götter?
HErr, wirst du eines Wüthrichs Spott?

Man hört das Schreyn auf den Gebirgen,
Da diese Henker weiter würgen.
Das Schwert frißt fort, und hält nicht ein.
Die Angst sucht in beraubten Müttern
Den Grimm durch Flüche zu erbittern,
Wünscht auch des Schwertes Raub zu seyn.
Kein Trost bezwingt den Harm der Herzen;
Der Tag ist ihnen nicht mehr werth.

Der Mütter Seelen sind ganz Schmerzen;
Denn ihre Kinder schlug das Schwert.

Ihr Blut war des Tyrannen Freude.
Fahr endlich Schwert, in deine Scheide!
Ihr Henker, werdet einmal matt!
Das Schwert vernimmt gleich GOttes Stimme,
Gehorcht, und ruht, von seinem Grimme,
Und ist einmal vom Blute satt.
Der Wüthrich jauchzte; doch vergebens,
Weil unser Heiland sicher war.
Denn früh entwich der HErr des Lebens
Der aufgewiegelten Gefahr.

Tyrannen! Knechte vom Verderben!
Ihr müßt, so sehr ihr trotzet, sterben.
Ihr Götter, seyd uns Menschen gleich!
Der Wüthrich starb; der Kinder Seelen
Erscheinen um ihn, ihn zu quälen.
Was half ihm Macht und Königreich?
Er starb, und Juda ward voll Freuden.
Sein Tod war seiner Bürger Glück.
GOtt floh, um auch als Kind zu leiden,
Und kam errettet jetzt zurück.

Des Abgrunds mächtiger Verwüster,
Der Heiland, unser hoher Priester

Wächst

Wächst auf, und zeigt bald, wer er ist.
Du hast dein Amt schon angetreten,
Der du der Größte der Propheten,
Und des Erlösers Herold bist.
Du rufst: Was ungleich ist, macht eben!
Denn bald bricht euer GOtt herein.
Die Thäler sollen sich erheben,
Und Berg und Hügel niedrig seyn.

Du predigst, und das Heil der Erden
Kömmt, und verlangt, getauft zu werden,
Weil GOtt ihn zum Erlöser gab.
Er steigt, nur um der Menschen willen,
Was prophezeiht war, zu erfüllen,
Selbst in des Jordans Fluth hinab.
Du ehrest ihn, und suchst durch Bitten
Dich dem Gebothe zu entziehn.
Doch deine Demuth ist bestritten.
Er will. Du folgst, und taufest ihn.

Der Himmel theilt sich, wie vom Blitze;
Der Geist erscheint von seinem Sitze,
Und schwebet über seinem Haupt.
Der Vater rufet, ihn zu ehren;
Dieß ist mein Sohn! Den sollt ihr hören!
Und was er lehren wird, dem glaubt!

Ein

Ein Schauer füllt der Völker Menge!
Sie sinket hin, und bethet an,
Weil mit so göttlichem Gepränge
Kein Mensch sich taufen lassen kann.

Du Fürst der Hölle, komm zu streiten?
Laß alle Laster dich begleiten,
Wenn dich ein Laster schützen kann!
Sey mächtig, stärke dich, und kriege,
Und zieh jetzt, zum gewissern Siege,
Die List, wie einen Panzer an!
Die Menschen kannst du leicht berücken;
Versuch jetzt deines GOttes Sohn!
Du kömmst? Dein Streit will dir nicht glücken?
Du bist so groß, und bist geflohn?

Versuch ihn, zeig ihm doch die Thronen,
Die Fürstenthümer, und die Kronen.
Der Erde Schätze sind ja dein.
Du Lästrer, Vater aller Lügen!
Ohnmächtiger! mit deinen Kriegen,
Erstreitest du nur größre Pein.
Ohnmächtiger, du kannst ihn hassen;
Allein du siegst nicht durch Betrug.
Von Engeln war der HErr verlassen,
Allein GOtt ist sich selbst genug.

Er

Er lehrt. Die in des Todes Schatten
Und in der Nacht getappet hatten,
Sehn jetzt erstaunt ein neues Licht.
Die, welche seine Rede hören,
Entsetzen sich vor seinen Lehren.
So lehrten Mosis Jünger nicht.
Sein Wort ist mächtig, und ein Regen,
Der das verdorrte Land durchfleußt;
Und auch ein Hammer, der mit Schlägen
Die Felsen selbst, wie Glas, zerschmeißt.

Der HErr durchschaut der Menschen Seelen,
Da sich in ihre tiefsten Höhlen
Die Bosheit flüchtet, und verstreut.
Er ist der Herzen strenger Richter;
Das Herz der frömmsten Bösewichter
Liegt vor ihm frey, und aufgedeckt.
Er lehrt, die Sünder zu betrüben.
Thu Buße, ruft er: glaub an mich.
Und lerne GOtt und Menschen lieben;
GOtt über alles; sie, wie dich.

Du sollst nicht Haß mit Haß vergelten,
Die Feinde liebe, wenn sie schelten:
Und wenn sie fluchen, segne sie!
Er lehret zu der Gottheit Ehre.

Das arme Volk folgt seiner Lehre;
Die stolzen Schriftgelehrten nie.
Sein Wort entlarvt die Pharisäer,
Und ihren Greul, die Heucheley.
Er überweist die Sadducäer,
Beschämet sie, und lehret frey.

Er lehrt. Ihm geht das Heil zur Seiten.
Des Heilands große Thaten breiten
Sein Lob in alle Länder aus.
Der Lahme fleht um seinen Segen,
Fühlt neue Kraft, kömmt ihm entgegen,
Eilt, dankt ihm, hüpft, und läuft voraus.
Der Taube jauchzt, als von den Worten
Der Schall ihm in die Ohren fließt,
Weil ihre noch nie offnen Pforten
Des Wunderthäters Händ entschließt.

Der Tag und Nacht in Finsternissen,
Du GOtt des Lichtes, trauren müssen,
Und nie gesehn, wie groß du bist;
Den heißt dein Sohn den Tag empfinden.
Der Blindheit dicke Hüllen schwinden,
Er weis erstaunt kaum, ob er ist.
Er faßt mit nimmer satten Blicken
Der Himmel und der Scene Pracht.

Wie herrlich, ruft er im Entzücken,
Muß der nicht seyn, der sie gemacht!

Von Stumen wird der HErr erhoben.
Sie reden, ihn, als GOtt, zu loben,
Der ihrer Zungen Band zertheilt.
Er spricht, so fliehn entfernte Seuchen.
Der Kranken Leben will entweichen,
Und kömmt erfreut zurück geeilt.
Sein Anblick kann sie fröhlich machen;
Sein Wort ist zur Genesung gnug.
Das Grab schließt traurig seinen Rachen,
Dem sie die Seuch entgegen trug.

Wer lebet nicht durch dein Erbarmen?
Hier hungert, HErr, ein Volk von Armen.
Das dich für seinen Heiland hält.
In wenig Brode kannst du Segen
Für mehr dann Legionen legen;
Denn du erschufst ja selbst die Welt.
Du kannst wohl diese Menge speisen,
Die deiner Hand entgegen sehn.
Ja, HErr, ich höre sie dich preisen:
Du denktest nur, so wars geschehn.

Wer hofft auf dich, du Freund des Lebens,
Du unser Bruder, je vergebens?

Doch, wer verdient die Liebe wohl?
Du bist du? Thränen seh ich fließen,
Die sich aus deinem Aug ergießen?
Was macht dich von Erbarmen voll?
Der Tod hat ihn von uns genommen,
Hör ich gebeugte Schwestern schreyn.
Es starb dein Freund! Wärst du gekommen:
Er würde nicht gestorben seyn.

Des Heilands Geist ergrimmt. Sie weinen.
Laß, Vater, sagt er, jetzt erscheinen;
Ich sey es, welchen du gesandt.
Dir dank ich, daß du mich erhöreſt,
Mich, deinen Sohn, vor denen ehreſt,
Die, wer ich bin, noch nicht erkannt.
Er schweigt, und rufet in die Höhle:
Freund lebe wieder, und steh auf!
Den Leib bewegt zugleich die Seele,
Und der Verstorbne kömmt herauf.

Die Priester, sinnen jetzt auf Tücke,
Und trotzig kehren sie die Blicke
Von seinen großen Wundern ab.
Ihr Herz ist Erz, ihr Nacken Eisen.
Wie sollten sie den Vater preisen,
Der diesen Wunderthäter gab?

Sie streben nur, ihn umzubringen,
Ihr Schwert ist oft dem Heiland nah;
Doch konnte noch kein Streich gelingen,
Denn seine Zeit war noch nicht da.

Sie kömmt. Die Heerden werden klagen;
Denn GOtt wird ihren Hirten schlagen,
Sie werden fliehn, und sich zerstreun.
Bald wird der Heiland selbst erbeben;
Von fetter Farren Wuth umgeben,
Wird er ein Lied der Frevler seyn.
Das Volk, das jauchzend ihn erhoben,
Und sieghaft in die Stadt geführt,
Steht auf, um wider ihn zu toben,
Durch ihrer Priester Grimm regiert.

Wo ist der HErr, der Menschen Retter?
Am Oelberg? Ach, des Grimmens Wetter
Braust feindlich über ihn schon her.
Uns sollte GOttes Zorn verdammen;
So schlägt er über ihn zusammen,
Und unsre Martern leidet er.
Ach! GOtt beweißt sich jetzt, als Rächer,
Und zeigt, daß er das Unrecht haßt;
Denn selbst sein Sohn trägt für Verbrecher
Jetzt seiner ganzen Rache Last.

Mein Vater, seufzt er, kanns geschehen:
So laß den Kelch vorüber gehen!
Doch deinen Willen thu ich gern.
Zu ihm ruft seine bange Stimme.
Doch GOtt wird ihm in seinem Grimme
Zu seinem fürchterlichen HErrn.
Damit der Zorn getilget werde,
Erträgt er Martern ihre Zahl.
Sein Schweiß ist Blut, und färbt die Erde,
Und ist ein Zeugniß seiner Quaal.

Die Strafen aller Ewigkeiten,
Die schon, auf uns zu fallen, dräuten,
Und noch verstockten Frevlern drohn,
Legt GOtt, um uns befreyt zu wissen,
Und uns den Himmel aufzuschließen,
Auf den Gerechten seinen Sohn.
Er ringt, und seine Menschheit bebet,
Und ihre Kraft will fast entfliehn.
Sie wird mit einer Macht belebet;
Ein Engel kömmt, und stärket ihn.

Die Priester senden ihre Schaaren;
Sie waffnen sie, als zu Gefahren.
Ihr eiteln Thoren, stärkt euch nur!
Die Schaaren rüsten sich zu Siegen

Mit

Mit eurem GOtte wollt ihr kriegen?
Auf Winke folgt ihm die Natur.
Wollt er sein Werk jetzt nicht vollenden:
Er würde nicht des Frevels Raub:
Nur einen Engel dörft er senden;
Und der zermalmt euch gleich zu Staub.

Der Erde Mund könnt euch verschlingen,
Doch jetzt will er euch nicht bezwingen.
Wen sucht ihr? fragt er. Sucht ihr mich?
Er will vor ihnen herrlich werden,
Sein Wort stürzt sie sogleich zur Erden.
Ihr starker Trotz demüthigt sich.
Sie stehen auf; er fragt sie wieder:
Wen sucht ihr? JEsum suchet ihr?
Ich bins! Sie fallen wieder nieder,
Und beben zaghaft, HErr, vor dir!

Du folgst dem Schwarm unüberwunden.
Der tolle Schwarm reißt dich gebunden
Vor ihrer Aelteste Gericht.
Die Zeugen dingen sie zusammen;
Denn sie sind Richter, und verdammen
Die Unschuld ohne Kläger nicht.
Er ist kein Sünder, und muß leiden!
Ihn schmähet der geringste Knecht.

Sie übergeben ihn den Heyden,
Die beugen, eh, als sie, das Recht.

Er sterbe! Rufen sie im Grimme.
Den Grimm vermehrt des Heyden Stimme,
Als er sie fragt: Was er gethan?
Sie schreyn: Verdient er nicht zu sterben;
Wir suchten ihn nicht zu verderben,
Und klagten ihn gewiß nicht an.
Er will; wir sollen uns empören;
Er setzet sich zum König ein;
Wir sollen nicht den Kaiser ehren,
Und ihm nicht mehr gehorsam seyn.

Doch alle Tyranney der Lügen
Kann hier die Unschuld nicht besiegen;
Sie wüthe noch so ungestümm.
Der Heyde findet kein Verbrechen;
Er fragt gerecht: Was soll ich rächen?
Ich finde keine Schuld an ihm.
Er läßt durch Geisseln ihn zerfleischen;
Vieleicht bezwingt der Anblick sie.
Doch sie, die sein Verderben heischen,
Besänftigt das Erbarmen nie.

Des Abgrunds Knechte triumphiren.
Der Heyde läßt zum Tod ihn führen,

Und

Und straft ihn Missethätern gleich.
Verschmäht, zergeisselt, und zerschlagen,
Muß er sein eignes Kreutz noch tragen,
Nun jauchzt der Höll unseligs Reich.
Nun ist ihr doch ihr Streich gelungen;
Nun hebt sich über GOtt ihr Stolz.
Ihr Heer, verdammte Lästerungen
Verfolgen GOtt bis an das Holz.

Hier lacht, und jauchzt der Priester Rotte:
Klag es, du König, deinem GOtte,
Und, lüstets ihn, so helf er nun.
Kannst du von deinem Kreutze steigen:
So wollen wir uns vor dir neigen.
Hilf dir; denn du kannst Wunder thun.
Der seinem GOtt allein vertrauet,
Und GOttes Tempel mächtig bricht.
Und in drey Tagen wieder bauet,
Hilft andern, nur sich selber nicht.

Er hängt, wie Wasser, ausgeschüttet;
Ihm ist sein ganzer Leib zerrüttet,
Und die Gebeine sind verbrannt.
Mein GOtt, mein GOtt, willst du mich hassen!
Warum bin ich von dir verlassen?
Nimm meinen Geist in deine Hand!

Doch Vater, zeige dein Erbarmen!
Sieh meine Hasser gnädig an!
Vergieb es diesen blinden Armen,
Sie wissen nicht, was sie gethan!

So seufzt er noch für seine Feinde,
Empfiehlt sie, seinem GOtt, als Freunde,
Und sieht auf sie, und neigt sein Haupt.
GOtt stirbt. Seht! Die Natur erbebet,
Da unser Heiland nicht mehr lebet,
Den nun des Todes Rachen raubt.
Die Sonne, die den Tod gesehen,
Und nicht ihr Amt mehr führen mag,
Erschrickt jetzt, bleibt voll Kummer stehen,
Kränkt sich, und nimmt der Welt den Tag.

Sie will ihn in den Tod begleiten,
Vergißt jetzt, mit der Nacht zu streiten,
Die auf den ganzen Erdkreis fällt.
Den Tod empfindet auch die Erde,
Wünscht, daß sie aufgelöset werde,
Und bebt, daß sie GOtt noch erhält.
Die Welt zagt in den Finsternissen,
Die selbst die fernsten Reiche schreckt;
Des Tempels Vorhang ist zerrissen,
Das Heiligste liegt aufgedeckt.

Die Erde bebt. Die Felsen zittern,
Sie zagen, ängsten sich, zersplittern.
Und stürzen ein, und werden Staub.
Nur du, o Hölle! triumphirest,
Weil du den HErrn gefangen führest,
Und hältst begierig deinen Raub.
Nun ward er doch von dir bezwungen;
In deinen Banden bleibet er.
Doch sind die Gräber schon zersprungen;
Die Frommen eilen vor ihm her.

Er selbst ist doch noch nicht erstanden.
Bewahr ihn fest in deinen Banden!
Erhalte des Triumphes Glück!
Laß deinen Raub nicht wieder fahren,
Der Starke muß den Raub bewahren;
Doch wie? Du giebst ihn schon zurück?
Der Heiland ist nicht mehr gebunden;
Der Hölle Macht läßt von ihm ab.
Der Abgrund ist nun überwunden,
Und unser GOtt verläßt sein Grab.

Der Tod ist in den Sieg verschlungen;
Du Hölle, die du ihn bezwungen,
Wo ist dein Stachel? Wo dein Sieg?
Versammle deine Schriftgelehrten,

Die ihn vor seinem Tod entehrten,
Und wag jetzt einen neuen Krieg.
Zu seiner Hölle tiefsten Schlünden
Entflieht des Abgrunds Fürst, und zagt,
Daß er, ohn ihn zu überwinden,
Den frechen Streit mit ihm gewagt.

Die Hölle kann nicht mehr gebiethen
Ihr Reich ist aus; jetzt mag sie wüthen!
Ist unser GOtt allein doch groß.
Der HErr befreyt mit ihm die Frommen;
Den Starken ist der Raub genommen,
Und er ließ den Gefangnen los.
Du Hölle! thatest, große Dinge,
Doch, wo ist deine Herrschaft nun?
Du Volk der Christen, jauchz und singe,
Auch GOtt kann große Dinge thun.

Des Todes mächtiger Bezwinger
Gedenket liebreich seiner Jünger,
In welchen noch die Angst erbebt.
Sie zweifeln erst, als sie ihn sehen,
Befürchten, sich zu hintergehen,
Und sehn ihn an, ob er auch lebt.
Er sieht mit Zweifeln sie im Streite,
Zeigt liebreich seine Hände hin,

Und ſagt: Seht meine Händ und Seite,
Und glaubt mir nur, daß ich es bin.

Wie rühmten ſie voll neuer Freude,
Nach dem jetzt überwundnen Leide,
Als ſie den Heiland leben ſahn!
Ihr! ſprach er: ſollt die Völker lehren,
Als ihren König, mich zu ehren.
Das neue Jahr des HErrn geht an.
Geht hin in alle Welt, und predigt!
Euch weih ich zu Geſandten ein!
Sagt: Die Gefangnen ſind entledigt;
Und wer euch glaubt, ſoll ſelig ſeyn.

Der HErr iſt König! Kreis der Erden,
Laß ſeinen Namen herrlich werden!
Des Heilands Namen ſey gelobt!
GOtt ſetzet ihn zu ſeiner Rechten,
Giebt ihm die Könige zu Knechten,
Die als Rebellen erſt getobt.
Lob ſingt, lob ſinget unſerm König!
Du, offner Himmel, freue dich!
Das Erbe Jakobs iſt zu wenig,
Die Heyden ſammelt er zu ſich.

Zum Oelberg, wo er erſt gelitten,
Und unſern Feind, den Tod, beſtritten,

Begleiteten die Jünger ihn.
Ich! sprach er: will mich jetzt erheben,
Doch will ich meinen Geist euch geben,
Und meinen Schutz euch nicht entziehn.
Er hub sich langsam zu den Höhen,
Bis eine weiße Wolke kam,
Und denen, die ihm nachgesehen,
Ihn plötzlich aus den Augen nahm.

Ihr Ruf gieng aus in alle Lande:
Zerreißt, zerreißt des Lasters Bande!
Wir predigen den Sohn, den HErrn.
Die Völker kamen dann zu Haufen,
Und ließen sich von ihnen taufen,
Und fluchten ihren Götzen gern.
Es mußten sich Monarchen rüsten,
Und armen Fischern widerstehn.
Auch die Monarchen wurden Christen,
Und lernten endlich GOtt erhöhn.

Wer sollte, König aller Heyden,
Dich nicht erhöhn, und nicht, voll Freuden,
Dir danken, daß du uns befreyt?
Du ließest dich für uns ja schlagen.
Wer dankt dir gnug? Und dennoch wagen
Noch Frevler wider dich den Streit?

GOtt

GOtt sieh, wie frech sie deinem Sohne
Mit ihren eitlen Waffen dräun.
Sie stürzten ihn gern von dem Throne,
Und rissen seine Tempel ein.

O Heiland! rüste dich mit Wettern!
Du mußt der Frevler Köpf zerschmettern;
Jetzt räche dich an ihrem Schwarm;
Damit kein Mensch den Streit mehr wage,
Damit der Erdkreis beb, und sage:
So mächtig ist des Heilands Arm.
Sie wollen deinen Ruf nicht hören,
Und treiben mit dir ihren Spott.
Doch lieber wirst du sie bekehren;
Ich denk, als Mensch; du denkst, als GOtt.

Laßt ab vom Frevel, ihr Verbrecher!
Der HErr ist schrecklich, und ein Rächer.
Sein Vater gab ihm alle Macht.
Eilt, eure Bosheit zu beweinen.
Der Tag des HErrn kann bald erscheinen,
Schnell, wie ein Räuber in der Nacht.
Schon hör ich die Posaun erschallen,
Und Sterne seh ich schon vergehn.
Sie schallt, sie schallt, und ruft schon allen,
Aus ihren Gräbern aufzustehn.

Des Heilands Wege sind in Wettern.
Dann ruft ihr Berge zu Errettern;
Bedeckt uns, werdet ihr dann schreyn.
GOtt kömmt, GOtt kömmt schon, daß er richte.
Die Himmel werden schon zu nichte,
Der Erdkreis schmilzt, und bricht schon ein.
Ihr seht, in welchen ihr gestochen,
Jetzt wird des Heilands Arm euch schwer.
Das Urtheil ist euch schon gesprochen,
GOtt ist für euch kein Heiland mehr.

Dann schmecken, König aller Frommen,
Die deinen Glauben angenommen,
Wie freundlich ihr Erlöser ist.
Dann trocknest du die heilgen Zähren,
Womit sie deinen Namen ehren,
Wann du allein ihr König bist.
Laß sie dein Antlitz ewig sehen;
Komm! Komm! Und mache sie bald frey,
Laß Erd und Himmel bald vergehen,
Und Erd und Himmel schaffe neu.

Bremische Beyträge.

Merk-

Merkwürdigkeiten der Vögel.

Wir halten es für überflüßig, gleich Anfangs zu erinnern, daß man unter den Vögeln eigentlich diejenige Art von geflügelten Thieren verstehe, welche einen gefederten Körper, einen hornigen Schnabel und zwey Beine haben. Die Anzahl dieses beflügelten Heers, welches die Luft, die Erde und das Wasser belebet, ist unzählbar. Aber es ist kein Gewimmel einer verwirrten Menge. Der GOtt der Ordnung hat dasselbe aufs weiseste abgetheilt, und diejenigen Männer, welche ihren Verstand an der Erforschung seiner Werke auf eine so würdige Art geübet, haben nunmehr glücklich die Gesetze dieser Ordnung entdecket. Man weis nunmehr, wie von den königlichen Heeren, unter welche Schaar jeder

Vogel gehöret. Indessen sind doch nicht alle Naturkenner auf einerley Kennzeichen der Classification gefallen. Die unsichersten Arten der Eintheilung haben diejenigen erwählet, welche die Classen der Vögel nach ihrer Größe, Farbe, der Beschaffenheit des Futters, dem Orte ihres Aufenthalts, der Zeit ihres Reichs, ihres Gesanges, und dergleichen trüglichen Merkmaale gemacht haben. Man muß solche Kennzeichen erwählen, welche jedem an ihnen in die Augen fallen, und beständig sind. Herr Frisch erwählte die Schnäbel dazu, und machte darnach zwölf Classen. Andere theilen sie nach ihren Zäen ein. Wir müssen diese Abtheilung in Ordnungen, Geschlechter und Arten übergehen, weil sie den Gelehrten aus dem Linnäus und andern bekannt ist, und uns unserer Hauptabsicht nähern, nämlich unsern wertheſten Lesern aus dem Bau der Vögel die Weisheit, Macht und Güte ihres Schöpfers sichtbar zu machen. Wir fangen bey dem Haupte an. Der Kopf der meisten Vögel ist nach dem Verhältnisse ihres Körpers kleiner und auch runder gewölbet, als bey den vierfüßigen Thieren. Jede Art hat aber wiederum eine solche Bildung ihres Kopfes bekommen, wie es ihre Lebensart, Nahrung

und

und übrige Beschaffenheit erforderten. Diejenigen Vögelchen, welche die Gesträuche durchschlüpfen müssen, haben einen kleinen, die Wasservögel einen länglichten, die Raubvögel einen starken und runden, andere aber einen mit Erhabenheiten, Büschen und andern Verzierungen geschmückten Kopf. Der Schnabel ist ein hornhartes Dreyeck, zähe, stark und spitze, so wie es die Nothwendigkeit, ihre Nahrung zu suchen und zu verschlingen, oder auch sich zu vertheidigen, die Jungen zu füttern, die Federn in Ordnung zu bringen, Nester zu bauen, und dergleichen nothwendige Handlungen zu verrichten, erfordert. Derowegen haben die Raubvögel krumme und scharfe; die Papagayen hackige, um sich damit anzuhängen; die Wasservögel breite, und zum verschlingen der schlüpfrigen Fische bezähnte; die Spechte zum Untersuchen der Rinden, harte; und diejenigen Vögel, welche von Körnern leben, dicke und kurze Schnäbel bekommen. Die Verschiedenheit derselben ist demnach keine solche Kleinigkeit, wie bey den Menschen der bey einigen größere, bey andern kleinere Mund, wornach die Kenner der Schönheit fast zuerst sehen. Nein, der Schnabel ist bey einem Vogel eines seiner wichtigsten

Werkzeuge, und demnach kann man schon allein an den Schnäbeln der Vögel eine fruchtbare und wichtige Betrachtung über die göttliche Weisheit anstellen; als welche nicht das geringste in dem Bau der Dinge vernachläßiget, sondern vielmehr alles aufs genaueste nach den Absichten, wozu sie jedes Geschöpf bestimmet, nach höchster Einsicht und Güte eingerichtet hat. Eben diese Anmerkung gilt von den Werkzeugen ihrer Sinnen. Die Augen der Vögel sind insgemein flächer, als der übrigen Thiere ihre, und sie werden noch überdieß durch gewisse Schuppen wider die Verletzungen in Gebüschen, Hecken, und in andern Gefahren beschützet. Die Raubvögel, sehen ungemein scharf, ja die Nachtvögel sind eben deßwegen genöthiget, sich bey Tage vor dem Lichte zu verbergen, weil ihre Augen an dem Federkreise, der um sie gehet, so viele Hohlspiegel haben, welche das Licht von allen Seiten auffammlen. Die Ohren der meisten Vögel sind nicht mit jenem Flügel versehen, welcher bey den übrigen Thieren den Schall so sehr verstärkt. Aber die Nachtvögel, welche in dieser Zeit der Sicherheit die schlafenden Vögel überfallen, haben dafür bewegliche Deckel erhalten, welche den Gehörgang erweitern

tern und ihnen das geringste Geräusche verstärkt anzeigen. Vermittelst dieser Höhle entdecket die Eule die geringste Bewegung eines Vogels, oder einer auf Streifereyen ausgehenden Maus. Damit aber gleichwohl das zarte Werkzeug des Gehörs weder durch den im Winde herströmenden Staub, noch durch den Regen und durch Insekten beschädiget würde, hat der Schöpfer bey den andern Vögeln einen kleinen Kranz von sehr dichten Federchen um das Ohr gepflanzet, welche dieselben vermittelst eines Muskels willkürlich erheben und niederlassen können. Wiewohl nun in der Vögelrepublick keine ordentliche Sprache nöthig war, so konnte doch dieses Geschlecht gewisser Töne nicht entbehren, wodurch sich die Gatten zärtlich locken, die Aeltern ihre Jungen unterrichten, oder für Gefahren warnen, und dem ganzen Haufen gegen den Winter das Zeichen zum Abzuge gegeben wird. Durch Töne laden die Sperlinge und Raben, wenn sie ein Gerichte antreffen, ihre Gäste ein: aber auch durch die Ohren lassen sich die Vögel auf dem Heerde zu ihrem Unglücke durch schmeichelhafte und betrügliche Töne locken. Da die Vögel sich zu ihrer Sicherheit sich schnell müssen umsehen, und deß-

wegen auch den Kopf und die Augen in der Geschwindigkeit nach der Seite hin, von welcher ihnen die Gefahr drohet, umdrehen können: so haben sie einen Hals bekommen, der nach der Größe ihres Körpers ungleich länger ist, als der Hals der übrigen Thiere. Sie können ihn nach Erfordern der Umstände verlängern, beugen, einziehen, ja sogar im Schlafe unter die Flügel zurück beugen. Die Flügel sind das Werkzeug, womit sich der Vogel in der Luft fort beweget, aber auch, womit sie die Eyer erwärmen. Im Streite sind sie eine Art der Waffen, und bloß zu diesem Entzwecke können sie der Kasuar, die Fettgans und der Straus gebrauchen. Die Füße, womit sie sich auf der Erde fort bewegen oder irgendwo anhängen, bestehen aus dem Schenkelbeine, dem Schienbeine und dem Fuße. Kein Vogel hat an demselben mehr, als vier vollkommne, und weniger als zwey Zäen, die meisten führen forn drey Zäen, und hinten einen. Durch diese Einrichtung kann er alle Körper, woran er sich halten muß, wie mit der Hand umspannen. Diejenigen Vögel hingegen, welche gar keine Hinterzäe haben, können auf keinem Baume fortkommen, sondern sich nur auf der Erde aufhal-

halten. Die Schwimmvögel hingegen haben einen sehr langen Hinterzehe, um im Moraste desto weniger einzusinken, und an den Schwimmvögeln werden sie mit einer schwarzen und dicken Schwimmhaut an einander gehänget, damit sie destomehr Wasser aus der Stelle treiben können. Durch den Schwanz, der jedoch den Täuchern und einigen Haushühnern mangelt, lenket der Vogel seinen Flug. Unter demselben befindet sich eine fettigte Druse. Wann der Vogel merket, daß seine Federn zu trocken, oder feucht sind, so drucket er den Schnabel an dieses Oelfläschchen. Alsbald dringet eine Art der Schmiere heraus. Hierauf ziehet er seine Federn durch den Schnabel, und tränket sie mit diesem Oele, daß sie davon glänzend und in Stand gesetzt werden, die Nässe abzuhalten, daß sie nicht durch dieselben durchdringen kann. Diese Meynung hat Herr Plüche vom Willoughby angenommen; allein, Herr Hallen glaubt, daß der Fettvorrath zu dieser Absicht zu klein sey. An den Federn, dem Hauptmerkmaale der Vögel, bemerket man den Kiel oder die hornige Röhre, und die Fahne. Sie sind an den Flügeln, besonders die Schwungfedern, ineinander geschoben, um den Körper,

wider die Nässe, so wie die Pflaumfedern im Gegentheile dazu dienen, denselben wider die Kälte zu verwahren. Man weis, daß sich alle Vögel jährlich, und zwar meistens im Herbste mausern. Eine merkwürdige Veränderung, welche die Federn, gleichsam als Pflanzen, in dieser Jahrszeit mittrift. Da die Lebensart der Vögel diese unsteten Geschöpfe allerhand Witterungen aussetzet, so kam es nicht fehlen, ihre Federn müssen nach und nach ihre Elasticität und die Lebhaftigkeit ihrer Farben verlieren. Bey den schwächsten Vögeln, besonders den jungen, fängt diese Erneuerung ihrer Hülle oder Kleidung schon im August an. Die Vögel sind alsdann einige Wochen wahre Patienten, die, wenn sie die Menschen in ihre Kost und Pflege genommen haben, ein besseres Futter bekommen müssen. Denn das Eindringen der neuen Säfte in die Haut verursachet ihnen sehr merkliche Fieberanfälle. Besonders sind unsere Tauben alsdann auf dem Schlage äußerst niedergeschlagen, und haben ihre volle Arbeit, um das Stechen der Säfte zu vermindern, und die Scheide der neuen Federn zu zerbeißen.

Die innern Theile sind eben so vollkommen, als die äußern, nach der besondern Lebensart der Vögel eingerichtet. Ich würde dieses aus der Naturgeschichte des Herrn Peraults, Charras und Dodarts sehr ausführlich beweisen können, wenn anatomische Zergliederungen, die in jenem Werke, wovon ich die schöne Leipziger-Ausgabe besitze, die mit den schönsten französischen Kupfern gezieret ist, nach dem allgemeinen Geschmacke wären. Ich merke also, meiner Absicht nach, nur das Vornehmste an. Das Gehirn der Vögel ist nicht vollkommen so ausgebauet, wie bey den Landthieren. Die Zunge ist bey einigen Vögeln breit und fleischig, und diese ahmen die menschliche Stimmen nach; bey andern sehr schmal, lang, kurz, sehnig und spitzig. Die Spechte haben außerordentlich lange Zungen, um die Insekten aus den verborgensten Winkeln heraus zu holen. An der Spitze sind sie mit Widerhacken befiedert, um den Raub feste zu halten. Mit diesem Werkzeuge ziehet der Baumhacker die Insekten unter den Baumrinden, und die Ameisen aus ihren Haufen hervor. Der größte europäische Baumhacker klopft noch überdieß an den Bäumen an, um die schlafenden Insekten

aus ihren Kammern hervor zu rufen. Thörichter Weise wagen sie sich hervor, und bezahlen ihre Neugierde mit ihrem Leben. Nach Plüchens Erzählung untersuchet er durch das Anklopfen, wo der Ast hohl klinget; dann durchboret er ihn, und wecket alsdann durch eine Art eines durchdringenden Pfifs die schlummernden Einwohner auf. Hierauf fährt er mit seiner Zunge in das Loch, und ziehet durch Hülfe der daran befindlichen starken Haare, und des klebrichten Saftes die Thierchen heraus, und verzehret sie. Einige Wasservögel hingegen haben zu beyden Seiten der Zunge Stacheln, wie der Löwe und das Rind, um das kurze Gras damit in den Schnabel zu ziehen. Bey allen Vögeln aber nimmt die Zunge alle nur mögliche Bewegungen an, durch welche bald pfeifende Töne, bald rollende Schläge, bald stille, schmachtende, gebrochne Seufzer, bald einfache und wiederum vervielfältigte Triller hervor gebracht werden. Eben so verschieden ist auch die Luftröhre zur Hervorbringung der verschiedenen Töne eingerichtet. Bey denjenigen Vögeln, welche helle Stimmen haben, ist sie mehr knorplicht, bey den Baßisten hingegen mehr häutig, bey allen Singvögeln aber knorplicht hart. Die

Töne

Töne selber werden durch abwechslende Erweiterung oder Verengerung der Ritze gebildet; gleichwie aber dieser Mechanismus mehr zum Vergnügen der Menschen gemacht worden ist; so dienet hingegen die Beschaffenheit des Kropfes ganz allein den Vögeln. Er ist seiner wesentlichen Bestimmung nach gleichsam der Vormagen, der sich jetzt zusammen runzelt, dann wieder, wenn er Speisen einnehmen soll, erweitern läßt. Er feuchtet die Speisen an; hält sie auf, damit sie nicht auf einmal den Magen anfüllen, und bey den Tauben ist der Kropf die Küche, worinn die harten Körner und Erbsen für die Jungen erweichet nnd erwärmet werden. Bey den fleischfräßigen Vögeln, ist er in den magern Wintertagen eine Art von Proviantkammer. Insbesondere aber ist der Magen der Vögel das bewunderungswürdigste Denkmaal der Vorsorge GOttes für die Bedürfnisse eines jeden seiner Geschöpfe. Die wichtigen, und durch einen eben so witzigen als mühsamen Fleiß gemachten Entdeckungen des großen Reaumur setzen uns in Stand, dieses aufs überzeugendste zu beweisen. Man hat nämlich lange vorher auf den Kathedern über die Frage gestritten, ob der thierische Ma-

gen den grauen Brey, der ihr Leben erhält, durch das Zerreiben nach der Art der Mühlsteine, oder durch eine chymische Auflösung hervorbringe? Reaumur, dieser Vertraute der Natur, hat allen Zweifeln ein Ende gemacht. Er warf einigen Haushühnern und Enten Glasröhrchen zu verschlucken vor. Nach einigen Stunden fand er dieselben in dem aufgeschnittenen Magen in zwo Hälfte zertheilet. Er nahm hierauf überzinte Röhren von Eisenbleche, und befand sie nach vier und zwanzig Stunden flach gedrückt. In eine bleyerne Röhre steckte er hierauf Gerstenkörner, in eine andere Fleisch. Jene waren, nachdem man ein indianisches Huhn und eine Aente geöfnet, nicht wieder aufgequollen, noch naß, das Fleisch aber nicht im geringsten verändert worden. Daraus schloß der große Naturforscher, daß die dicken Magen die erweichten Körner nicht auflößeten, sondern zerreiben; die häutigen Magen der fleischfräßigen Raubvögel hingegen, und der Menschen, lößten die verschluckten Speisen chymisch durch Hülfe eines scharfen Saftes auf. Denn er warf ihnen in einer Röhre, die vergittert war, Fleisch vor. Der Magen konnte auf diese Art dasselbe nicht zerreiben, sondern der eindringende Saft

mußte

mußte hier alles allein thun. Der Zwirnsfaden, womit die Röhren bewunden waren, blieb unverändert. Die Raubvögel, denen er Knochen vorwarf, verwandelten dieselbe in eine Gallerte, aber Pflanzen und Speisen aus dem Gewächsreiche giengen unverändert von ihnen weg. So konnte das Auflösungsmittel, das Knochen in Brey verwandelte, nicht einmal schwachen Zwirn oder Kohlrüben zerfressen. So nöthiget der innern Bau des Magens die Raubvögel, daß sie uns unser Getreide und Gartenpflanzen unangetastet lassen, und im Gegentheile die Felder, Landstraßen und Anger von den todten Aesern, welche sowohl unser Auge als unsere Nase, auf die empfindlichste Art beleidigen, reinigen müssen. Uebrigens aber ist es höchst bewundernswürdig, daß die kleinsten Vögel Körner verdauen können, welche dem Geyer zu hart sind: aber auch bewundernswürdig, daß einige Vögel eben zu dem Ende, damit ihr Magen die härtesten Körner desto leichter zermahlen möchte, von Zeit zu Zeit Steinchen verschlingen. Dieses thun nicht nur die Hühnerarten und unsere Singvögel, sondern auch unsere Tauben und alle Vögel, welche von Körnern leben. Die französische Akademie hat sehr viele solcher

Stein=

Steinchen in den sogenannten numidischen Jungfern gefunden.

Aber nunmehr wollen wir die verschiedene Handlungen, Verrichtungen und Sitten der Vögel den Lesern in einem kurzen Abrisse vorlegen. Da der weiseste Schöpfer die Vögel so, wie die übrigen Geschöpfe, um wichtiger Absichten Willen erschaffen hat: so will er auch, daß sie erhalten, und zwar ohne seine unmittelbare Wirkung erhalten werden sollen. Dieses hat seine Weisheit am bequemsten durch die, allen Thieren gemeine und jeder Art besondere Triebe zu bewerkstelligen gewußt. Dieser Einrichtung zu Folge wird nun aus unserer kurzen Beschreibung erhellen, daß sich jede Classe der Vögel die bequemste Art des Aufenthalts und das beste Futter wähle; daß dieses befiederte Geschlecht die Nesterbaukunst bis zum Erstaunen treibe; daß es sich sehr geschickt wider die drohende Gefahr zu erhalten wisse, und eine ausnehmende Vorsorge für seine Jungen trage. Dieses wollen wir jetzo stückweise umständlicher darthun.

Jede Art der Vögel weis nach der Structur seines Körpers seine Lebensart, und den derselben bequemen Aufenthalt. Denn so

groß

groß auch ein Gehege, oder eine ganze Gegend ist, so weis doch jeder Vogel seine Wohnung und sein Nest, ohne sich zu verlieren, zu finden. Die Sumpfvögel schreiten auf hohen geschlanken Beinen in seichten Gewässern, oder setzen mit ihren langen Zäen über den weichen Morast, ohne einzusinken, leicht weg. Ihre Beine sind glatt und unbefiedert, ihr Schwanz kurz, und so, daß sich keine Näße oder Schmutz an sie anhängen kann, ihr Hals ist lang und beugsam genug, um ihn nach der im Sumpfe wühlenden Beute auszustrecken. Eine leichte Beugung desselben setzet sie in den Besitz desselben. Diese Sumpfjäger verstehen die Kunst, die Steine, unter welchen sich die Würmer aufhalten, umzuwenden, und der sogenannte Steinwälzer (Stone eurlew) muß darinn eine besondere Geschicklichkeit besitzen, weil man ihm davon seinen Namen gegeben. Die Schwimmvögel haben wiederum einen anderen Bau, als der Storch, der Reiger und die Wasserhühner. Ihre Zäen sind mit einer schwarzen Schwimmhaut verbunden, die ihnen alle Dienste einer Ruderschaufel gewähret, ohne sie jedoch am Gehen auf dem Lande zu verhindern. Ihr schwerer Vorderleib macht es ihnen möglich,

sich

sich ungeachtet der Federn unterzutauchen, und mit ihrem Schnabel das Gewürme oder die Insekten heraus zu holen. Die Zähne, womit dieselben inwendig gewaffnet sind, versichern ihnen ihren Raub. Die Gebüschvögel haben dagegen gebogene längere Beine. Diejenigen Vögel, welche auf der Erde gehen, tragen den Schwanz hoch, diejenigen aber, welche denselben hinter sich herschleppen, können allenfalls wie der Pfau, Fasan und Papagey, auf den Aesten der Bäume sitzen. Die eigentlichen Baumvögel haben zu dieser Lebensart alle mögliche Bequemlichkeit erhalten. Ihre Beine und Schnäbel erleichtern ihnen dieselbe, wie ich kurz vorher von dem Spechtgeschlechte angemerkt habe. Die, welche von Körnern leben, und dieselben ganz verschlucken, haben starke und spitzige Schnäbel von der Vorsorge des allgemeinen Vaters der Natur bekommen. Die Raubvögel im Gegentheile sind von allen diesen Arten wiederum verschieden. Die Raubvögel bey Tage, als die Adler, Geyer und Falken, haben sehr viel besonders. Sie haben eine außerordentliche Stärke in dem Bau ihrer Schnäbel und Klauen, und eine eben so große Geschwindigkeit. Einige, wie die Adler Eu-

len und Falken, stoßen aus der Luft auf die unglückliche Beute herab, und tragen dieselbe, um sie desto gemächlicher zu zerreißen und zu verschlingen, an einen sichern Ort; andere aber, als die Geyer, setzen sich auf ihren Raub. Sie sind scharfsichtig, können lange hungern, haben lange, breite und vorne spitzig zulaufende Flügel, einen großen Kopf, und langen Schnabel. Die Art, ihren Raub zu ereilen, ist fast bey allen diesen Tagräubern einerley, sowohl zur See als zu Lande. Die Fregatte schießt wie der Blitz auf die fliegenden Fische herab, wenn sie der Delphin aufjagt, und eilet mit erschnappten Raube wieder in die Höhe. Die Habichte erhaschen den schwächern Vogel im Fluge oder auf der Erde und schlagen unbarmherzig ihre Klauen in ihn. Der Steinadler, der auf den höchsten Felsen horstet, macht auf Hasen, Rehe, junge Hirsche, und zur Abwechselung auch auf Gänse Jagd. In den sardinnischen Gebirgen ist dieß eine sehr einträgliche Art, sich Geld zu verdienen, für die Schäfer, daß sie nämlich täglich das zusammengeschleppte Wildprätt aus den hohen Nestern der Adler, während drey Monate, darinn sie ihre Jungen ernähren, auf Leitern vorsichtig abhol-

len, und in die Küche der Edelleute die frisch-
gerâubten Fasanen, Haselhühner, wilde Enten
u. s. w. verkaufen. Der Meeradler stürzet sich
sogar ins Wasser, wenn sein Raub in diesem
Elemente wider ihn vergebens Sicherheit suchen
will. Er trennet die Wellen so leicht als die
Luft. Der Weiher schwebet mit weitläuftigen
Kreisen, ehe er herabstürzt, in der hohen Luft
herum. Aber plötzlich entführet dieser Hühner-
dieb mitten aus dem sichern Hofe ein fettes
Huhn; zu langsam, diese unedle Geschicklichkeit
an einem fliegenden Vogel zu zeigen, machet
er sich an diese Bewohner der Städte, oder
auch im Nothfalle an Frösche, Nattern und
Blindschleiche. Der Hunger macht den asch-
farbenen Würger, eine Art der kleinsten Fal-
ken, verschlagen genug, die Stimmen der Vö-
gel, die ruhig im Busche sitzen, nachzuahmen;
eben dieser Kriegslist, bedienet sich ein anderer
Buschräuber, der sogenannte rothgraue kleinste
Würger. Die Raubvögel bey Nacht sind mit
sammetartigen Federn bekleidet, die sowohl ihre
Körper wider die Näße der Nacht schützen, als
ihren Flug leise machen. Ihre Augen sind,
wie wir bereits gemeldet haben, rechte Mei-
sterstücke. Hingegen haben sie selber eine Ge-

stalt-

stalt und ein Ansehen, das sich vollkommen zu ihrer boshaften und scheuslichen Lebensart schicket, indem sie, sobald die einbrechende Finsterniß eine allgemeine Stille und Ruhe über die Welt ausstreuet, aus ihren Löchern, die sie sich in verwüsteten Schlössern und Thurmen aussuchen, mit einem furchtbaren Geschreye hervorbrechen, und plötzlich die schlafenden Vögel eben so hinterlistig als grausam überfallen und erwürgen. Kaum aber bricht das Tageslicht wieder an, so suchen sie wieder die Finsterniß, die sie gleichsam wider den allgemeinen Haß und Abscheu verbirget, und besudeln ihren häßlichen Aufenthalt mit den Haaren und Federn der verschlungenen Thiere, als die sie, wie alle Raubvögel thun, nach einigen Stunden wieder von sich geben.

Das Fliegen, oder die verschiedenen Bewegungen der Flügel, (vieleicht den einzigen Straus und die Trappen ausgenommen, als die sehr ungeschickt, oder gar nicht fliegen, aber dagegen desto schneller laufen,) dienet den Vögeln sowohl zu ihrer Nahrung als zu ihrer Vertheidigung und Sicherheit vortreflich. Ihr Flug ist daher bis zum Wunderbaren mannig-

faltig. Einige steigen hoch, fast in gerader Linie, andere fliegen Horizontal; einige schlagen die Luft mit sehr schnell wiederholten Schlägen, andere mit einer fast unmerklichen Kraft; einige machen Absätze, andere schießen wie Pfeile; einige wagen sich hoch in die Lüfte, andere bleiben der Erde näher. Gewisse Arten, die gesellschaftlich, zumal bey der Herbstwanderung, fliegen, formiern einen Keilförmigen Zug, wie ein Pfeil, um die Luft desto leichter zu trennen, und man saget sogar, daß von Zeit zu Zeit der hinterste den Zugführer, als welcher eben deßwegen am meisten ermüdet wird, weil er den Hauptwiderstand der Luft haben muß, ablöse, und sich vornehin an seine Stelle begebe. Diese verschiedenen Arten des Fluges sind unstreitig auch zu ihrer Rettung bey bemerkten Nachstellungen eingerichtet. Man muß um dieses einzusehen, die Art des Angriffes und des Krieges der Feinde jeder Sorte der Vögel kennen. Die Lerche zum Exempel, welche sich durch den Flug nicht retten könnte, drücket sich bey dem Anblicke des Falken dicht mit dem Leibe an die Erde. Die Taube hingegen rettet sich fast allemal durch die Geschwindigkeit ihrer Flügel, und daher wird sie nur

im

im Sitzen unglücklich. Die meisten Vögel sind äußerst mißtrauisch und vorsichtig, und man weiß, wie schwer es ist, Raben, Kiwitzen und andere Vögel zu schießen; hingegen sind wiederum andere desto unvorsichtiger, und sie lassen sich zum Vortheile oder Vergnügen der Menschen leicht entweder todt, oder mit Lockspeisen lebendig fangen, und als Sänger einsperren. Besonders aber sind sie zur Zeit, da sie brüten, leicht lebendig zu fangen. Die Liebe zu ihrer Familie überwindet den sonst so mächtigen Trieb der Selbsterhaltung. Der Trappe zum Exempel ein sonst äußerst vorsichtiger Vogel kann nie leichter vom Jäger auf den Haberäckern berücket werden, als wenn er Junge hat.

Eine besondere Merkwürdigkeit in dem Vogelreiche sind ihre Wanderungen, und die genaue und richtige Zeit, die ihnen ein innerer Naturtrieb wegen des künftigen Mangels sowohl der Wärme als des Futters entdeckt. Zwar haben die Vögel mehr Lebenswärme als die übrigen Thiere, oder sie werden wider die Kälte eben so verwahret, als jene wilden Thiere, deren Bälge und Pelze im Winter am besten

sind. Der kleine Zaunkönig belebet allein noch, wenn die ganze Natur auf dem Lande todt zu seyn scheinet das Feld, und flieget munter umher. Viele andere Vögel bleiben bey uns, besetzen die nöthigen Posten und verstecken sich nur in den kalten Nächten in Löchern oder in hohlen Bäumen. Die Sperlinge besuchen uns jeden etwas heitern Tag ungebethen, und hie und da durchtönet die furchtbare Stimme des einsam fliegenden Rabens die öden und stillen Lüfte. Eben so durchstreifen auch die Meisearten, Goldamer, Hasel- und Feldhünner, die Spechtarten und die Goldhähnchen, die Bauernhöfe und Gärten. Gleichwohl ziehen auch viele Vögel, wenn die Felder leer und die Abende zu rauch werden, von uns, und zwar einige früher, andere später. Alle Vögel einer Art aber zu einer gewissen Zeit, die ihnen ein gewisser Trieb und ein geheimes untrügbares Gefühl bestimmet. Aber auch die Art dieser Züge ist nicht bey allen Vögeln einnerley. Einige Arten derselben, die sehr gesellig unter sich leben, ziehen in großen Haufen als die Tauben, Giwitzen, Finken, Hänflinge, Staaren, Feldlerchen, Schwalben, Maisen, ꝛc. Andere, als der Grünlich, die Weindrossel, Ringeltaube u. s. w. treten diese

Wanderschaft paarweise an; die Nachtigallen, Widehöpfe, der Drehnhals, die Raubvögel, und andere Arten, welche das Süße des freundschaftlichen Lebens nicht kennen, wagen sich zerstreuet auf diese große Reise. Die Sumpfvögel nehmen sich Zeit zu derselben, und bereisen einen Sumpf nach dem andern; und eben so machen es auch die Wasserhühner. Die Wachtel, die Schnarre, die Schnepfe, die Täucher, ziehen bey Nacht und Nebel aus. Der Storch ziehet mit seinem ganzen Geschlechte an einem Tage weg, als die in einerley Gegend zu eben der Zeit auch einerley Witterung haben. Die heilige Schrift hat diesen merkwürdigen Anstand von dem Storche, der Turteltaube, dem Kranich und der Schwalbe schon angemerkt.

Reich der Natur und der Sitten.

IIII Brief von der Briefkunst.

An den Herrn von F—

Hochzuehrender Herr!

Mein Sohn, und ich sind noch nicht einer Meynung geworden. Ich hätte Ihnen dieß schon vor zweenen Monaten geschrieben, wenn ich nicht immer gehofft hätte, er würde doch einmal klüger werden, und seine Denkungsart ändern. Nein! Er läßt sich von mir nicht mehr überzeugen. Mein Ahnherr hat doch immer recht. Er ermahnte mich oft bey einem Kruge Märzenbier: „ Vötterchen, laß dich „ nur nicht von den neuen Witzlingen verführen. „ Wer einmal Wolfen gelesen hat, der glaubt „ den Scholastikern kein Wort mehr; und wer „ sich einmal an die neue Schreibart gewöhnet „ hat, der ist gewiß nicht mehr im Stande zwo „ Seiten mit einer einzigen Periode anzufüllen.

„ Nein!

„ Nein! mein Vötterchen: Sey dir an dei=
„ nem Glücke nicht schädlich, und mache dich
„ zu gerichtlichen Aufsätzen nicht untüchtig. „
Diese gut gemeynte Lehre drang mir wohl recht in das Herz; ich gehorchte auch, und hielt gemäß den Scriptis meines damaligen Professors P. J. D. alle Sätze Aristotels für Glaubensartickel.

Kein Wunder aber, daß ich so gerne gehorchte. Die Gründe, welche mir mein Ahnherr so oft vortrug, waren in der That recht überzeugend: zu was nützen wohl, sagte er öfters, „ zu was nützen wohl die sogenannten neuen „ Wissenschaften? Das Bier wird deßwegen „ um keinen Kreutzer wohlfeiler. Die Bradt= „ würste und Hühner sind heuer in den Gär= „ ten ehe theurer gewesen als in vorigen Jah= „ ren. Wir und unsere Väter haben schon „ lange gelebt, und wohl gelebt, ehe die neue „ Weltweisheit und Briefkunst aufgekommen „ ist. Nein! ich bleibe beym Alten. Der alte „ GOtt, der alte Wein, das alte Geld sind „ allemal werth: „ O daß doch mein Sohn diese Wahrheiten nicht begreifen will, die ich so leicht begriffen habe!

Dieß muß ich mir nun gefallen lassen. Warum habe ich ihm aber die neuen Bücher nicht gleich anfänglich aus den Händen gerissen? Ich muß nur noch darauf seyn, daß er mir seine jungen Brüder und Schwestern nicht verführe. Ich habe Sie wirklich aus meinem Hause in die Kost nach St. — geschickt. Der Schulmeister, dem ich Sie anvertrauet habe, ist ein wackerer und ehrlicher Mann, welcher ganz sicher seine Schüler noch nach der alten Mode unterrichtet; denn die neue Schrachkunst, wie er mir sagte, hat er sich nicht einmal zu lesen gewürdigt, und über das neue Namen-Büchlein weis er in allen Schulzeiten mit einer recht gelehrten und orbilianischen Miene zu schmähen.

Was für Herzenslust fühlte ich und die Meinige erst gestern, als wir von unsrer neunjährigen Tochter einen Brief erhielten, worinn sie uns nach der alten und sehr löblichen Gewohnheit die Osterferien anwünschte. Mein lieber Herr von F. —! ich kann mich nicht enthalten: ich muß Ihnen das ganze Schreiben überschicken.

lieber Vatter und Muetter. ꝛc.

ich kann nicht unterlassen mit meinen schlechten Handt Zeilen zue schreiben verhoffe auch sie werdten sie in guetter Gesundtheit antreffen solches uns die gröste freydt seyn würdt ich thue auch täglich vor sie betten das sie der liebe GOtt beständtig mechte in guetter gesundtheit erhalten ich wünsche ein guetten ausgang der hayligen Fasten und glickhselige Osterfeyrtag von Vötter und der Vassel ein schönen Gruesß anbey ist der Vatter und Muetter schönstens gegrüest, und GOtt befohlen M. — den 20 Marti 176

Gehorsambe Tochter
M. a. Z. in W.

Ich merkte nun wohl, daß der Schulmeister selbst diesen Aufsatz gemacht hätte; denn mein Töchterchen wäre noch nicht stark genug einen so schönen und künstlichen Glückwunsch zu verfassen. Dieß thut aber nichts zur Sache, genug, daß man die Kinder in der guten und rechten Art unterrichte. Ich bin zufrieden, und hoffe an diesem jungen Zweige mehr Ehre und

Freude

Freude zu erleben, als an dem großen Sohne. Wollen Sie einem gleichen Unglücke vorbeugen, mein Herr von F. — so schicken Sie ihre Kleinen auch nach St. —, und vertrauen Sie dieselben der Obsicht dieses geschickten Mannes an. Ich bin gut dafür, er ist Mann, der zu einem Schulmeister geboren ist. Er ist von nicht gar feinen Sitten, begehrt weniger Schulgeld als andere, schlägt alle Tage wacker zu, und wenn er bezecht ist, so versieht seine Frau die Schuldienste für ihn, daß also niemal eine Schulzeit umsonst verstreichen kann. Folgen Sie mir, und leben Sie wohl, ich bin

Ihr

M. — 23 März 1766.

Ergebenster Freund
und Diener
B.

Der

Der Wanderer.

Die Flur sah Phöbus letzte Stralen,
Des Horizontes düstern Rand
Mit einem dünnen Roth bemalen,
Als sich in einem fremden Land
Ein Pilger, der den Weg verfehlet,
Allein in einem Grund befand,
Von dem man Raub und Mord erzählet.
Er irret lange bebend fort,
Und stößt zuletzt auf einen Ort,
Wo sich zween schmale Pfade scheiden,
Voll neuen Kummers starrt er hier,
Und seufzet, ach! wer zeiget mir
Den rechten Weg von diesen beyden?
Sein Auge schweift geschreckt umher,
Und weiset ihm von ungefehr
Zur rechten eine hohe Säule
Mit einer ausgestreckten Hand,
Worauf er diese Worte fand:

Ich führe dich nach einer Meile,
In eine sichre Ruhestadt.
Der arme Pilger küßt die Säule,
Die seine Furcht verbannet hat.
Jedoch nach einer kleinen Weile,
Ergreifet ihn ein neuer Graus;
Ach liebe Säule! ruft er aus:
Wie leicht kann ich die Bahn versehen
Und dann ist es um mich geschehen,
O könntest du nur mit mir gehen!
Ey, sprach der Klotz, erlaube mir!
Für so viel Ehre dank ich dir,
Ich rathe nur, und bleibe stehen.

Die

Die Beschreibung Jupiters.

Von den goldenen Zinnen des Olympus fuhr einst der Vogel des Donnergotts auf den Erdball hernieder, sein altes Vaterland wieder zu besuchen. Es war eine afrikanische Wüste mit lauter Affen bevölkert, wo er vom mächtigen Flug ermüdet, sich einen Ruheplatz wählte. Wie staunte die Schaar der Affen, als der majestätische Adler plötzlich in ihren Spielkreis herab rauschte. Einer von diesen poßierlichen Geschöpfen, der ein Meister in der Götterlehre war, erkannte den Vogel Jupiters, und rief ihm mit jauchzender Stimme zu: Sey mir gegrüßt! du Waffenträger des Donnerers, sey mir dreymal gegrüßet! Wie lebet Jupiter! Was schaft er jetzt gutes im Himmel? Spricht er auch oft von uns Affen? Wie gerne möcht ich ihn einmal sehen, den

großen

großen Vater der Welt, der uns nach dem Bilde seines Lieblings des Menschen erschuf! — du sollst ihn sehen, fiel ihm der Adler ins Wort, setze dich zwischen meine Flügel, ich will dich vor seinen Thron hinauf tragen. Mit taumelnden Sprüngen schwung sich der neugierige Affe auf den Rücken des gütigen Führers, und schnell wie die Blitze, die er verwahret, trug er ihn durch Meere von Wolken zu den Füßen des Thrones, unter dessen Stufen die Welten daher rollen. Jetzt sank der zitternde Fremdling in seelenlose Betäubung hin. Er wäre vergangen, hätte nicht Jupiter einen Blick des Lebens auf ihn geworfen. Bebend vom Antlitz des Königs der Götter geblendet, lag er auf der niedrigsten Stufe des Thrones und schlug seine Pfoten über die Augen. Gehe nun, sprach Zevs in einem huldreichen Tone zu ihm, und sage deinen Brüdern, wer Jupiter ist. Das arme Geschöpfe hatte sich noch nicht von seinem Erstaunen erholet, als ihn der flüchtige Adler zu seinen Verwandten zurück brachte. Mit tausend Luftsprüngen empfiengen ihn die Verwandten. Jeder wollte der erste seyn ihn zu fragen, und alle fragten ihn zugleich. Was hast du gesehen? Wie geht es bey den Göttern zu? Wie

sieht Jupiter aus? Wie Jupiter aussieht? Sagte der Pilger, indem er sich die Augen rieb und stutzte; wie er aussieht? sagte er noch einmal, o Brüder! er sieht recht wie ein Gott aus; ja wahrlich, recht wie ein Gott. Aber wie sieht denn ein Gott aus? fragte der Jüngste unter den Brüdern; ganz vortreflich, das kann ich dir schwören, erwiederte der Mythologe, ganz vortreflich; er ist — er hat — kurz — er hat — gar nichts ähnliches mit uns Affen.

Ein Brief über den neulich gesehenen Kometen.

Meine Herren!

Vor Schrecken kann ich kaum schreiben. Ich habe etwas recht fürchterliches gesehen, einen Kometstern habe ich gesehen. In den Zeitungsblättern las ich die Erzählung von ihm noch ganz gleichgültig, aber selbst sehen das ist ganz etwas anders. Ich muß so neben einem Manne leben, der immer mit den Sternen etwas zu schaffen hat. Dieser böse Mann (ich kann ihms noch nicht verzeyhen) hat mich auf den Thurn hinaufgeschwatzt, und da habe ich mit ihm diesen Schreckstern anschauen müssen. Sie werden nicht verlangen, daß ich Ihnen das Unthier so beschreibe, wie ich dasselbe durch ein Perspectiv, oder wie man nach der neuen

Sprache

Sprache sagt, durch ein Fernrohr gesehen habe. Das Ding war viel zu abscheulich, als daß ich länger davon reden könnte. Aber warum schreibe ich Ihnen, wenn ich von Kometen keine umständliche Beschreibung liefern will? Daß man einen Kometen sehe, werden Sie vor mir gewußt haben, Sie werden sogar schon Beobachachtungen über ihn angestellet haben; denn soweit kömmt es jetzt, daß man die Kometen nur unter die gemeinen Sterne zählt, und mit allem astronomischen Werkzeuge auf sie los gehet, die Zeit ihres Umlaufs um die Sonne, und derley Possen zu finden; anstatt daß unsre lieben Alten diese garstigen Sterne für Vorbothen eines Unglücks hielten, und sich nicht einmal träumen ließen, daß sie nur ordentliche zu gewissen Zeiten wieder zurückkehrende Planeten seyn könnten. Nein! ich bin bey den Alten. Der Komet, den ich gesehen, muß etwas bedeuten. Was aber? Dieß werden Sie, meine Herren! nicht wissen. Sie sind Astronomen nach der neuen Art, welche über die Sterndeutung nur Gespött treiben. Wenigstens habe ich in den Astronomien des de la Caille, und de la Lande kein Wort gelesen, was die Kometen zu bedeuten hätten. Damit ich Leu-

ten meinesgleichen kein Aergerniß gebe, da ich diese Bücher nenne, sage ich ihnen, daß ich dieselben nur lese, damit ich etwas auszulachen habe; denn im Ernst ist mir ein guter, bewährter Baurenkalender weit lieber, wenn er gerecht anzeigt, wann es gut Kinder entwöhnen, gut schrepfen, gut Wetter, u. s. f. ist. Ich halte es also für meine größte Schuldigkeit, Ihnen meine Meynung von diesem Kometen zu erkennen zu geben, weil Sie dieselbe von Sich selbst nicht erkennen, und doch unserm Vaterlande etwas daran gelegen seyn könnte, wenn man auf den Komet gar keine Aufmerksamkeit äußerte. Ich fürchte, wie die Gräfinn des Herrn von Fontenelle, wenn man sich mit einem Kometen abwürfe, könnte unsre Erde wohl noch gar ein Trabant von ihm werden müssen.

Aber bevor ich noch meine Zigeunerey anfange, muß ich Ihnen kurz zeigen, daß die Kometen allzeit etwas bedeuten, sonst würde ich umsonst weiter fort fahren. Damit ich nicht zu weitläuftig werde, will ich nur die Kometen des vorigen, und gegenwärtigen Jahrhunderts wählen.

1618

1618 hat man zween Kometen gesehen, deren einer den böhmischen Krieg, der andere den Tod des Kaisers Mathias ankünden mußte. Vom Schwedenkrieg nicht einmal etwas zu melden.

1652 ist wieder einer erschienen, aber es ist auch Kaiser Ferdinand der dritte in etlichen Jahren darauf gestorben.

Der 1661te bedeutete den Türkenkrieg.

Was die Kometen 1664, 1665 uns ankündigen mußten, läßt sich jetzt so eigentlich nicht bestimmen. Die Alten haben es nicht gar fleißig aufgeschrieben, und ich hatte das Unglück, damals nicht zu leben, sonst wollte ichs ihnen gleich angesehen haben, was sie am Himmel zu machen hatten. Will man dieses für eine Ausflucht halten, als hätten mich diese Kometen in die Enge getrieben, so sage ich, Erfurth sey eingenommen worden, und Alexander der siebente sey gestorben.

Wegen dem Kometen 1672 gieng der Krieg in den Niederlanden an.

Die von 1677, 1678, 1680, 1683, 1684, 1689, 1693, 1699 gehören alle zu den türkischen und französischen Kriegen.

Von den Kometen 1702, 1706, 1707 muß mir die ganze Welt zugestehen, daß sie unserm Baierlande Unglückssterne gewesen sind. Ich wollte meinen Kopf verwetten, der erste kam wegen der schellenberger Schlacht.

Kurz alle Kometen, die man in gegenwärtigem Jahrhundert, und jemals gesehen hat, wie z. B. jener vor der Zerstörung Jerusalems, beym Tode Cäsars, waren allzeit Vorbothen eines Krieges, eines hohen Todfalls, u. s. f. der sich über kurz, oder lang zutragen wird. Doch will ich nicht behauptet haben, daß sich diese traurigen Dinge allein in Europa müssen zugetragen haben; vieleicht sind sie in den übrigen Welttheilen, vieleicht gar im Monde vorbey gegangen; denn ich habe mir sagen lassen, die neuen Philosophen hätten dort eine Colonie angelegt.

Das ganze Alterthum war von diesem überzeuget. Jederzeit hat man die Kometen ge=

gefürchtet. Zum Ueberfluß will ich Ihnen doch noch etliche andächtige Verse aus einem Manuscripte herschreiben. Es sind dieselben eine sichere Probe, daß man damal der Meynung war, die Kometen wären traurige Bothschafter.

„ Von dem krieg zwischen friderichen rö=
„ mischen kaiser, vnd dem reich auf ainem tail,
„ vnd karl herzog zu Burguni auf dem andern
„ tail des Pistumbs halb zu köln.

„ Zu Mentz in der Statt gut
„ Sprach ain maister auß freyen mut
„ Ihr herren wöllent irs gnaden verstan
„ Ich will euch deutten on argen wan
„ Ain groß wunder das da streitt
„ In diser zeit am Hymel braitt
„ Ich hab es gesähen nach der complete
„ Mich bedünckt es sey ain comete
„ Der reckt seinen zagel in kölnischs land
„ Dar ain wirt kommen gar zu hand
„ Als ich am Hymel gesehen han
„ Auß fremden landen mancher man
„ Das yetzundt vngläublich ist
„ O köllen bewäre dich zu aller frist

Doch gab es auch damals schon Spötter; denn

„ Die Rede hielt man zu mentz leicht
„ Und sprachen der verstönd das nicht
„ Der den Kometen het gesähen

Aber der Ausgang hat sie zu schanden gemacht, wie in diesem Heldengedichte von 614 Versen weiters gelesen wird, welches sich also schließt:

„ Das hat vor treyen jaren offenbar
„ Geweissaget einer von Mentz fürwar
„ Johann liechtenberger ist er genant
„ In dem ganzen reich wol bekant
„ Der hat anfang, und ende
„ Diesen krieg gar behende
„ Gesungen mit gutter zeitt
„ Wie wol er in still leitt —
„ Wolt der Komet fürbas deutten
„ Das mag got allein wenden
„ Der wöl uns allen sein Gnad senden
„ Seines Reichs knecht geben
„ Das er noch müge lang leben
„ Das ist Kayser friderich
„ Got gebe uns alle das Hymelrich.

—o—

anno dni m cccc lxxv.

So gewiß bedeuten die Kometen etwas schlimmes, als die Finsterniſſen. Ich kenne

einen

einen Bauern, der es wegen seiner vieljährigen Erfahrenheit jeder Bauernpractica in Vorsagung des Wetters, und derleichen astronomischen Sachen bevor thut. Dieser Bauer hat mir hoch betheuret, die Finsterniß am ersten April 1764 sey Ursache, daß ihm der Schauer alles in den Boden hinein geschlagen. Ich danke meiner Ahnfrau noch immer, daß sie mich bey der großen Finsterniß 1748 bethen hieß, auf daß die Sonne über den Mond Meister würde. GOtt weis, ob mich nicht selbst der Schauer getroffen hätte. Das Gift fiel ohnedieß schon so stark vom Himmel, daß man die Brünnen zudecken, und das Vieh eintreiben mußte.

Bis hieher werden Sie, meine Herren! schon gesehen haben, daß ich Einsicht genug habe, eine Wahrsagung über den neuen Kometen zu unternehmen. Aber ich will mich eben selbst nicht loben. Der Ausgang wird meiner Prophezeyung das Wort reden. Es mag seyn, daß dieser Komet jedem Lande, worinn er gesehen wird, etwas außerordentliches ankünde. Aber da können die zusehen, welche es angeht. Ich werde nur die unserm baierischen Vater-

lande drohenden Uebel in Betrachtung ziehen. Nun hören Sie mich!

Als die Musen aus Athen nacher Rom gezogen waren, mußten sie diesen Ort sowohl, als ganz Wälschland wegen der feindlichen Einfälle räumen, ja die Barbarey hat sich über ganz Europa verbreitet. Es war dieses rohe Wesen den Königreichen nicht minder schädlich, als es die Kriege waren, aus welchen die Barbarey entsprungen. Wenn ein Volk ungeschlacht, und rauch ist, so ist es gewiß in dem armseligsten Stande, worinnen es seyn kann. Es geschieht aber dieses meistentheils, wenn die Wissenschaften aus einem Lande verdrungen werden, oder doch nicht so, wie sie sollten, getrieben werden. In beyden Fällen verliert man den guten Geschmack, und verfällt auf nichtswürdige Dinge, und Tändeleyen ꝛc. Ich will im Anfange nicht gleich gar mit lauter Sentenzen in die Sache gehen, ich möchte sonst durch eine angemaßte Ernsthaftigkeit lächerlich werden, und das will ich nicht. Doch seyn Sie versichert, alles, was noch folgen wird, schreibe ich mit einem stoischen Amtsgesichte.

So

So wird es unserm Vaterlande ergehen. Wenn man nicht bey Zeiten vorbeuget, so muß es in etwelchen Jahren in die wildeste Barbarey gerathen, weil sich die wahren Wissenschaften daraus verlieren werden. Dieser Zustand wird für uns über alle Kriege schrecklich seyn. Und dieses kündet für Baiern der Komet an.

Ich zweifle, ob Sie mir gleich auf mein Wort glauben; denn ich weis es, daß Sie sich schmeicheln, Sie brächten die Wissenschaften erst recht in die Höhe, weil deren Aufnahm der Zweck aller ihrer Bemühungen bey der Akademie ist. Dieß schwatzt man dem Pöbel immer vor. Aber hören Sie einige Worte, die mir mein gerechter Unwillen endlich abdringt. Sie eben, meine hochgeschätzten Herren! sind die Ursache, warum wir die Barbarey mehr als jemals zu befürchten haben. Lassen Sie sich nur die Haare zu Berg stehen, ich werde Sie gräulich herunter machen. Ich bilde mirs gewiß ein, ich werde Sie überzeugen. Aber ich bin auch versichert, Sie werden sich an meine Reden nicht kehren. Sie werden es, wie die Maynzer machen, und ich kann mit einem Liechtenberger sagen in einem schönen Reime:

Die Rede hielt man zu München leicht,
Und sprachen der verstönd das nicht,
Der den Kometen het gesähen.

GOtt Lob! daß noch andere wackere Patrioten leben, bey welchen ich allen möglichen Eindruck machen werde. Ich will Ihnen also die Proben von meiner Prophezeyung vorlegen, und das Verderbniß zeigen, welches durch Sie in die Wissenschaften einzureissen anfängt.

Sie wollen zwar dafür angesehen seyn, als nähmen Sie sich um die Theologie nichts an. Das mag nun glauben wer will, ich bin mir viel zu gescheid dazu. Wenn ich in den Monatstücken des verflossenen Jahres lese, daß Sie die Lehrart der HH. Benedictiner, welche man in der Theologie einführen will, gutheißen, so bin ich schon überführt, daß Sie sich auch in die Theologie mischen. Nur wollte ich wünschen, daß Sie glücklicher gewesen wären. Allein, weil Sie alles für gut halten, wenn es neu ist, so haben Sie auch diese Lehrart sich gefallen lassen. Sie loben die Dogmatik, als wenn unsre Väter keine gelehrte Leute gewesen wären, die statt dieser Glaubensstreitigkeiten ehemals sorgfältig

unter=

untersuchten, wie ein Engel mit dem andern reden könnte, und was ein Engel zu thun hätte, wenn der andere nicht mit ihm reden wollte. Wiederum loben Sie, daß man den Anfängern die Theologie nicht in die Feder angebe, auf welches geschehen wird, daß Sie über einem Buche sitzen bleiben, und kein anderes mehr lesen werden. Es gefällt Ihnen, daß man die hebräisch- und griechische Sprache lehre. Mein GOtt! zu was Ziel? damit sie die Grundterte lesen können, sagt man. Aber warum hat man sie dann übersetzt, wenn man den Grundtext noch nöthig hat? Bey so vielerley Beschäftigungen wird der Kern der Theologie, die Scholastik gar außer Acht gelassen, oder doch nur als ein Nebenwerk getrieben werden. Alle diese verderblichen Sachen haben Sie gebilliget: ja Sie suchen sogar junge Leute recht wider die Scholastik aufzubringen, da Sie dieselbe unter den verächtlichsten Nämen eines Schlendrians, eines Quarkes lächerlich machen wollen. Wenn dieses Niemand merkte, wäre es doch mir nicht verborgen. Es lassen sich schon hin, und wieder einige Neulinge diesen Plan gefallen, zu einem sichern Beweise, daß der Untergang der ächten Theologie nicht ferne mehr sey. Wäre

es ein Wunder, wenn gar zween Kometsterne auf einmal erschienen wären? Jedoch dieser hatte schon einen Schweif, der so groß war, als der . . . . .

Die alten Juristen haben Sie auch im Maymonat des verflossenen Jahres durchgelassen. Der Autor will seinen Lesern zwar weiß machen, er wäre auf der Seite der Alten. Aber (Sie glauben nicht, wie spitzfindig ich bin) ich habe es gleich gesehen, daß es ihm nicht Ernst sey.

Die Philosophie, die arme Philosophie, wie haben Sie diese nicht zugerichtet? Wenn ein ehrlicher Mann sich mit einer guten Schrift sehen läßt, sind gleich ein paar Recensenten da, die sich über seine Arbeit lustig machen, und so hält man die Leute ab, daß sie nichts mehr schreiben können. Ich hätte schon längst eine Abhandlung von einem sehr wichtigen Gegenstande, nämlich vtrum Plictri sit Terminus significativus vel non? fertig, sie würde fast ein Alphabet stark werden. Aber wegen ihren Monatstücken kann ich der Welt nicht damit dienen. Ich nähme nicht hundert Thaler, wenn

ich

ich so einem Recensenten unter die Hände käme. Ueber dieses wollen Sie der sogenannten Experimentalphilosophie aufhelfen, es werden an einigen Orten, sogar in Klöstern schon, solche philosophische Handwerksstätte angelegt. Ich habe selbst die Barometer, den Teufel im Glas, die Flaschenzüge, die Luftpumpe, und wie man das Spielwerk alles heißt, mit meinen Augen gesehen. Ich hatte genug zu thun, daß ich das Lachen wenigst so lang verbisse, bis ich aus dem Saale kam. Aber jetzt muß ich noch so oft, als mir etwas davon beyfällt, über diese Tausendkünstlereyen lachen. Wozu nützt dieß alles, als daß die Drechsler, Spengler und andere Leute eine Arbeit bekommen? Indessen geht man über die wichtigsten Sachen in der Philosophie weg; oder man berührt sie nicht einmal: und so muß nothwendig diese Wissenschaft in Vergessenheit kommen.

Die Mathematik haben Sie auch aus ihren Schranken gebracht. Vor Zeiten, wenn man eine gute Sonnenuhr aufreißen, ein Feld abmessen, und in den Grund legen konnte, oder wenn man die Beschaffenheit des Wetters glücklick vorsagte, einen guten Augenspiegel zu schlei-

fen

sen wußte, hieß man bey dem Volke ein Mathematiker, und es giebt noch viele, die mit mir glauben, ob sie gleich gelehrte Leute sind, daß derleichen Dinge das Wesen der Mathematik ausmachen. Unser Meßner hatte seines gleichens nicht in der Mathematik; ich darf es Ihnen in das Gesicht sagen. Es ist schade, daß er faulet. Er hat oft ganzen Gemeinden die Felder ausgemessen. Newton wäre nur sein Schüler gewesen. Aber Sie wollen die Sache übertreiben, Sie wollen solche Leute nur für Stümper gelten lassen. Jetzt kann kein gemeiner Mann mehr ein Mathematiker genennet werden, wenn er nicht die Quadrat, Cubic, Biquadratwurzeln und alle Potenzen kennet. Er muß die Kabala a, b, x, y, die närrischen Springe, und Hacken $+ - \times : \sqrt[3]{\ } - \sqrt[\frac{2}{3}]{\ } > < \infty \frac{1}{\infty}$ und tausend andere Gauklereyen wissen. Man soll auf den Sternewarten mit einem Fernerohr auf die Sterne passen. Was sieht man dann endlich? Sterne, und nichts weiters, wie mit freyem Auge. Man kann ein Astrologe seyn, wie ich wirklich einer bin, und es mir von Niemanden nehmen lasse, ohne gar so sorgfältig und genau alles abzumessen. Was will ich den Sternen

im=

immer? sie laufen mir ganz gut. Eben so haben Sie in den übrigen Theilen der Mathematik gewirthschaftet. Sie haben Grüblereyen hineingebracht. Sie sind freylich davon die Erfinder nicht. Aber Sie solltens den Ausländern auch nicht nachgemacht haben. Wir hätten doch unser Stücklein Brod zu essen gehabt, und wären für uns gelehrt genug gewesen. So aber hält man die Mathematik für eine kopfbrechende Arbeit, und will sich Niemand daran wagen. In Zeit von 10 Jahren werden wir keinen tüchtigen Feldmesser, oder Sonnenuhrenmacher unter dem gemeinen Haufen mehr haben: und daß man Herren mit Perücken zum messen einlade, werden sich die Bauren bedanken. Wer wollte Sie bezahlen? Aus diesem sieht man klar, daß es der Mathematik wegen der Akademie auch übel gehen müsse, wenn ihr nicht noch einige ehrliche alte Mecänaten unter die Arme greifen; welche, ob sie es gleich thun könnten, doch keine Instrumente, noch neue Bücher anschaffen wollen, und sich allein, zu ihrer ewigen Ehre, wider diese Neuerungen auflehnen. Es soll mir recht leid seyn, wenn Sie allein wider alle nichts ausrichteten.

Ueber die Kritik ist die Klage ohnehin allgemein, und doch wollen Sie diese verderbliche Grillenfängerey in Baiern eingeführet wissen. Sie reisen auf den Bibliotheken herum, und ziehen die alten Handschriften heraus, als wenn nicht gedruckte Bücher genug zu haben wären. Um wie viel besser verstunden unsre Alten das Wirthschaften! Sie banden die neuen Bücher mit alten pergamentenen Manuscripten ein, oder schnitten sich Herzchen daraus, die Bücher zu merken. So müßten Sies auch anstellen, wenn Sie das Wohl des Vaterlandes im Ernst suchten, und nicht mit Einführung neuer Wissenschaften uns ins Verderben bringen wollten.

Nun komme ich auf die schönen Wissenschaften. Sie haben sich unterfangen, die deutsche Sprache bey uns auszubessern. Ich kann Sie hierinn nicht tadeln; wenn Sie nur dieselbe auf den alten Fuß, wie sie ehemals war, wieder gebracht hätten. Aber das heißt mir ausbessern, wenn man den Ohren zur Plage, dem männlichen Wesen der Sprache zum Schaden, fast jedem Worte ein e anschweißt. O! der widerwärtige Buchstab! ich werde ihm mein

Lebtag

Lebtag nicht gut werden. Für dieſen aber will man das c ſchier gar ausmuſtern. Eben ſo verfährt man mit den Wörtern, das wohl hergebrachte ſeynd hat man mit ſind ausgetauſchet. Die guten 6 Caſus hat man umgetauft, ſie müſſen deutſch aufziehen. Andere will ich verſchweigen, aber eines nicht. Ich habe neulich geleſen, daß ein Komet, wie ich einen geſehen, ein Schwanzſtern, nach der neuen artigen Sprache, genennet werde. Es könnte ja ein Bauer nicht unhöflicher reden. Sie werden doch nicht ermangeln, dieſes Wort gleich nachzuſchreiben. Sie können es thun. Aber das will ich Sie gebethen haben, wenn Sie dieſen Brief drucken laſſen, ſo laſſen Sie mir mein Wort **Kometſtern**, ich will durchaus keinen **Schwanzſtern** geſehen haben.

Ich darf nicht weiter, bis ich einen Einwurf ablehne, den Sie mir machen müſſen: warum ich nämlich auf die neue Schreibart ſo böſe bin, da ich doch ſelbſt halb neu ſchreibe? Glauben Sie ja nicht, daß dieß mein Stilus iſt. Der Brief, ſo, wie er aus meiner Feder floß, war lateiniſch, ganz lateiniſch war er. Aber Sie hätten mir ihn nicht drucken laſſen.

Deswegen habe ich ihn von einem Ausländer ins Deutsche bringen lassen. Es käme mir auf ein paar Thaler nicht an, wenn Sie ihn lateinisch abdrücken ließen. Wenigstens wollte ich hernach um zwanzig Personen mehr überreden.

Nun weiter! Sie haben auch eine Redekunst herausgegeben, und wie ich höre, gehen Sie wieder mit einer deutschen Dichtkunst schwanger. O! daß Sie doch zu Hause blieben! Ich wollte unserm Vaterlande mehr nützen, wenn Sie meine Verse vom Liechtenberger und von andern Alten drucken ließen. In diesen könnte sich ein Anfänger eher ersehen, wie er eine Materie zu bearbeiten hätte, als an Ihren Regeln. Weil Sie Sichs aber vorgenommen haben, keinem guten Rath, wenn er auf etwas altes angesehen ist, zu folgen, so thun Sie, was Sie wollen. Sie werden endlich allen Wissenschaften, die Sie bey uns bessern wollen, den Garaus machen.

Sie werden genug haben, und ich auch. Ich hätte zwar noch von dem Schaden, den Sie in der Medicin, in der Historie theils schon

ver-

verursachet haben, und noch verursachen können, etwas zu melden gewußt: ich hätte bey den schon angeführten Wissenschaften noch mehrere Beyspiele anbringen mögen. Aber wer ein wenig über den Pöbel hinaus ist, der läßt sich mit diesen schon befriedigen.

Sehen Sie, was der Komet bedeutet? Alles wird wahr werden, solange Sie nicht aufhören, unsre Wissenschaften zu verderben, und der Barbarey ein Thor zu öffnen, durch welches sie sich einschleichen kann. O die baierische Redlichkeit! es wird um sie geschehen seyn. Ich traue Ihnen soviel Liebe für uns zu, daß Sie sich bekehren werden. Sind Sie hartnäckig, so wird der Ausgang weisen, daß ich ein wahrhafter Prophet gewesen, und an diesem Kometen mein Meisterstück gemacht habe. Hernach bitte ich mir aber zur Gnade aus, daß Sie mich zum akademischan Sterndeuter, Wetterpropheten, und was in diese Materie noch einschlägt, schlagen lassen. Sie haben einen Titelfactor, einen Chronostichirer, die lange so nothwendig nicht sind, als ich; sonderlich wenn Sie das Wetter im Kalender gerne anzeigen

möchten; wie es dann nach dem guten alten Gebrauche geschehen sollte. Haben Sie mir nichts für Uebel, ich bin die Aufrichtigkeit selbst.

Den letzten April 1766.

P. B. M. B. v. D.

N. S. Wissen Sie, was mich freuet? Ich habe in dem französisch-akademischen Kalender (Conoissance des mouvemens célestes) gelesen, daß wir künftiges Jahr keine Finsterniß zu sehen haben. Wenn nur auch kein Komet kömmt.

Grabschrift eines Scholastikers.

Dieß Grab dahier hat subjective
Den großen Bav realiter.
Er war ein Lehrer objective,
Gelehrt, doch (unter uns) nur idealiter,
Er stritt mit vielen extensive,
Gewann materialiter;
Denn schreyen konnt er intensive.
Wer war er dann? Ein Narr, und der formaliter.

Syllo-

Sylla

und der schlechte Dichter.

Ein Mann, der, wenn er gleich nichts dachte,
Doch oft in eignem Sylbenmaaß,
Erhabne Hexametern machte,
Die Niemand als er selber las,
Sang zu des wilden Sylla Zeiten,
Den er sich zum Mäcen gewählt,
Ein Lied für tausend Ewigkeiten,
Und für den Hunger, der ihn quält.

Er eilt damit zu seinem Gönner:
Der Bürgermeister liest und lacht;
Denn damals wurde nur dem Kenner
Der Zoll der Poesie gebracht.
Wie zittert nun der arme Dichter!
Wie schnell entfärbt sich sein Gesicht!
So bebt ein Strauchdieb vor dem Richter,
Der ihm das Todesurtheil spricht.

Der

Der Consul sprach, doch nicht im Grimme,
Nicht mit dem Tod in seinem Blick,
Er sprach mit gnadenreicher Stimme:
Nimm deinen Unsinn doch zurück.
Ein Rittergut will ich dir geben,
Wenn du den leichten Eid erfüllst,
Daß du in deinem ganzen Leben,
Nicht einen Vers mehr machen willst.

Er schwört. Ich hätte selbst geschworen,
Ein Landgut hat mich längst entzückt;
Doch nun wird kein Mäcen geboren,
Der schlechte Dichter so beglückt.
Zwar sollte Sylla jetzt noch leben,
Und für ein kriechendes Gedicht
Nur stäts zwo Spannen Landes geben,
Roms ganze Herrschaft reichte nicht.

München,
Gedruckt bey Johann Friedrich Ott, Churfürstl. akademischen Buchdrucker.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Zweyter Jahrgang.
Achtes Monatstück.
Im May 1766.

München
zu finden im akademischen Bücherverlag.

10010383

Einladung
auf das Land
im Frühling
an J. A. M.

Komm Freund! und sieh beblümte Felder,
Sieh frische Schatten dunkler Wälder,
Die Zeugen von des Frühlings Lust!
Der rauhe Boreas muß weichen,
Ihn jagt ein West aus seinen Reichen,
Und schwellt mit Freuden unsre Brust.

Kaum merkt man erster Grüne Spuren
In den vom Winter kahlen Fluren,
Schalt GOttes Lob aus jedem Mund.
Die Flüsse rauschen halbe Lieder,
Selbst die Natur schwingt ihr Gefieder,
Und macht uns seine Werke kund.

Von mildem Nahrungssaft beschwängert
Wird jede Pflanze nun verlängert,
Und zeigt noch klein die holde Pracht,
Womit sie sich bald reifend schmücket,
Wenn uns die Sonne näher blicket,
Und freundlich trunknen Auen lacht.

Die Bäume fangen an zu leben,
Und ihre Zweige zu erheben,
Von zartem Laub nur halb bedeckt.
Der Rebenstock wird frisch beschnitten,
Der Winzer sieht schon an den Blüthen,
Wie geistig später Rheinwein schmeckt.

Es scherzet Zephyr um die Linden,
Und von den aufgethauten Gründen
Steigt girrend eine Lerch empor;
Ihr Lied vernehmen die Gespielen:
Des Morgens Schönheit, die sie fühlen,
Erwecket dann ihr singend Chor.

Der Bach, der vor im Eis verstecket
Ein trauriges Geräusch erwecket,
Schleicht sanft durch den verjüngten Hayn.
Luft, Erd und Meere sind erneuet;
Kurz: alles lebt, und scheint erfreuet:
Und du kannst noch so öde seyn?

Hast du dann nicht den Lenz empfunden?
Und scheinen dir noch Winterstunden,
Da schon das Vieh aus Ställen flieht,
Und in das Thal vom Hirt geleitet,
Der singend vor der Heerde schreitet,
Mit munterem Geblöcke zieht?

Beschau nur jene stolzen Hügel,
Wo mit weit ausgespanntem Flügel
Der blaue Himmel sich verliert;
Ihr helles Grün ist kaum zu sehen,
Und gleich beschneyter Berge Höhen
Macht sie der Lämmer weiße Bürd.

Das Hornvieh graft in jener Fläche
Mit Lust um blau geschwollne Bäche,
Die oft gekrümmt durch Fluren gehn.
Es blöckt, und springet in den Wiesen,
Die es zu seinem Scherz erkiesen,
Und die vom Thau erfrischt sich blähn.

Das Landvolk sieht mit schnellen Schritten
Ermuntert aus gewohnten Hütten,
Und wallt nach kühlen Matten hin.
Der Bauer treibt sein Roß zum Pfluge,
Die Erde flieht bey jedem Zuge,
Und lohnt mit Früchten sein Bemühn.

Erquickt von öftern Regengüßen
Sieht man die Wintersaaten schießen,
Und Kinder eilen froh heran;
Die gleichsam in die Wette streiten,
Wer schleuniger das Unkraut reuten,
Und größre Büschel sammeln kann.

Indeß besucht ein Kind den Garten,
Um dem Geflügel abzuwarten,
Das hungrig ihm entgegen schreyt.
Sie überschüttet es mit Segen,
Und lacht, wenn eines Körnchens wegen
Der ganze Haufen sich entzweyt.

Die Bienen ziehn aus sichern Stöcken,
Der Kräuter Erstlinge zu schmecken,
Mit heiserm Summen in das Feld:
Wo Salbey, Rosmarinn, Lavendel,
Und Hysop, Majorann und Quendel
Durch tausendfachen Reitz gefällt.

Bald kehren sie in Gärten wieder,
Und lassen sich auf Beete nieder,
Darinn ein Heer von Rosen spielt:
Das willig seine Blätter neiget,
Und süßes Mark genug erzeuget,
Womit es ihre Nießel füllt.

Oft kommen sie den Platz zu ehren,
Wo die Meliß' mit blutgen Zähren *)
Ihr erstes Wesen noch beklagt.
Sie ward von Florens Hand verwandelt,
Die sie als Bienchen einst mißhandelt,
Und einen Stich darauf gewagt.

In jedem Anblick, jeden Zügen
Herrscht nichts als himmlisches Vergnügen,
Soweit die prächtge Gegend reicht.
Die von Natur und Lenz geschminket
Mit jugendlicher Anmuth winket
Und einem reinen Edem gleicht.

Doch wie weit mehr entzücken Triften?
Wo Lieb und Treu ein Denkmaal stiften,
Ein Denkmaal, das kein Neid verletzt.

*) Melisse, eine rothe Blume. S. Vanier. Præd. Ruſt. Libr. 9 ad finem p. 190.

Nicht bloß der Erden milde Gaben
Vermögen Schäfer! euch zu laben:
Der Freundschaft Glück ist, was ihr schätzt.

Ja, goldne Freundschaft! deine Triebe
Sind Sprößling unverfälschter Liebe,
Sind reiner Unschuld bestes Pfand.
Kein Timon kennet dein Entzücken;
Er zappelt in der Thorheit Stricken,
Und flieht des Umgangs festes Band.

Von dir beseelt weis sich mit Küssen
Der Hirt sein Leben zu versüßen,
Das nie ein blöder Zwang entehrt.
Sein Freund pflegt, wenn er scherzt, zu scherzen,
Und beyde fühlen gleiche Schmerzen,
Wenn einen Quaal und Unlust stört.

Er ist kein Sclav, und auch kein König;
Der Mittelstand verheißt ihm wenig,
Doch Freyheit würzt das schlechte Mahl.
Sein Thyrsis nur ist sein Vergnügen,
Er kann auf leichten Rasen liegen,
Und schläft bey Philomelens Schall.

So komm dann M. — auf das Lande!
An dem bemosten Donaustrande
Herrscht Freundschaft noch und süße Ruh:
Dort wollen wir uns fröhlich machen,
Dort wollen wir das Glück verlachen.
Komm, Lenz und Jugend winkt uns zu.

Beschau des Landvolks friedsams Leben,
Beschau, was die Natur gegeben,
Verschiedner Früchte falben Schein!
Ich weis, mein Freund! bey tausend Freuden,
Die hier so Herz als Augen weiden,
Kannst du gewiß nicht fühllos seyn.

L. F.
Juris Cand.
Monachii.

Gedanken über die beste Art die claßischen Schriften der Alten mit der Jugend zu lesen.

Man hat schon oft angemerket, daß die Jugend auf keine bessere Art könnte erzogen werden, als durch einen beständigen Umgang mit rechtschaffenen Menschen. Ihre Unterredungen würden bey jungen Leuten den Geschmack bilden, und ihnen viele nützliche Wahrheiten bekannt machen; ihr Beyspiel aber würde sie zum Guten reitzen. Eine solche Erziehung aber ist selten möglich; und deßwegen muß man junge Leute in den Umgang mit den Todten bringen, und mit ihnen die besten Schrift-

steller fleißig lesen. Die classischen Schriften der alten Griechen und Römer sind dazu sehr bequem. Die meisten rühren von Männern von großen Einsichten und scharfen Nachdenken her, welche uns ihre Erfahrungen, ihre Untersuchungen, ihre Betrachtungen über die menschlichen Angelegenheiten, und über die Sitten ihrer Zeiten so angenehm vortragen, daß man ein ausnehmendes Vergnügen in ihrem stillen Umgange findet. Allein man muß wissen, sich diesen Umgang recht zu Nutze zu machen. Wenn Kinder sich in der besten Gesellschaft befinden, so ziehen sie oft wenig Vortheil daraus; weil sie wenig auf den Zusammenhang der Gespräche acht haben, und weil das Spielen ihr Hauptwerk ist. Dieses ist leider ein ziemlich natürliches Bild des Unterrichts, den die Jugend auf den meisten Schulen bey Lesung der alten Schriftsteller genießt. Man erstaunt, wenn man bedenkt, mit wie wenig Nutzen die fürtreflichsten Schriften sich in den Händen der Jugend befinden.

Indessen ist die Sache von großer Wichtigkeit, und zu wünschen, daß gelehrte Männer, denen der ganze Werth dieser kostbaren

Ueber=

Ueberbleibsel des Alterthums hinlänglich bekannt ist, ihre Gedanken von der besten Art, sie mit der Jugend zu lesen, öffentlich an den Tag legten. Da die lateinische Philologie mein Werk nicht ist, so kann ich mich nicht anmassen einen vollständigen Unterricht über diese Sache zu geben. Da ich aber gleichwohl vielfältig hierüber nachgedacht habe, so will ich auf Verlangen meine Gedanken davon eröffnen. Was ich über die Art, die classischen Schriften der Alten auf Schulen zu gebrauchen zu sagen habe, geht zugleich auf alle Schriften, welche man mit der Jugend lesen soll, wenn sie auch aus den neuern Zeiten sind: doch werde ich meine Absicht vorzüglich auf die Alten richten, weil man noch wenig gewohnt ist die Schriften der neuern Zeiten der Jugend auf Schulen vorzulesen, ob wir gleich verschiedene haben, die eben so nützlich könnten dazu gebraucht werden.

Ehe ich aber zu der Sache selbst komme, muß ich erst überhaupt anmerken, was für Nutzen man aus dem Leser der alten classischen Schriften ziehen könne. Dieser läßt sich meines Erachtens auf folgende vier Punkte bringen. Erstlich dienen sie zur gründlichen Er-

ler-

lernung der griechischen und lateinischen Sprachen, und eben dadurch zur Erlangung sehr vieler Begriffe, die man sonst nicht bekommen würde. Zweytens zur Bildung des Geschmacks oder des Gefühls für das Schöne sowohl in den Sitten als in den Künsten. Drittens zur Erlangung einer gründlichen Känntniß der alten Geschichte; und viertens zur Erlernung der Philosophie. Es ist nöthig, daß ich über jeden dieser vier Artikel einige vorläuftige Betrachtungen anstelle.

Man könnte denken, die Erlernung der alten Sprachen sey nicht an sich selbst, sondern nur darum vortheilhaft, weil sie den Weg bahnet, die übrigen Vortheile zu erhalten. Allein ich sehe sie hier als einen unabhänglichen Vortheil an. Die Känntniß einer Sprache, der sich die besten Schriftsteller in allen Arten der Wissenschaften bedienet haben, ist an sich selbst unter die besten Güter des Verstandes zu zählen, wenn auch alle Bücher, die darinn geschrieben sind, verloren gehen sollten. In einer solchen Sprache liegt eine große Menge feiner Begriffe verborgen, welche einige große Geister zuerst entwickelt, und durch eigene Wör-

ter fühlbar gemacht haben. Es ist eine Wahrheit, die noch nicht nach ihrem ganzen Umfange überall bekannt ist, daß eine eingeschränkte und arme Sprache auch eine solche Art zu denken nothwendig mit sich führet, so wie hingegen eine reiche und vollkommene Sprache das Denken ungemein erleichtert und erweitert. Ein Maler, den die Natur in den sandigten Wüsten von Afrika gebildet hätte, würde niemals Landschaften malen, welche mit den schönen Landschaften der besten deutschen und niederländischen Meister zu vergleichen wären. Alle unsere Vorstellungen kommen ursprünglich von außen her. Wer nichts Reitzendes jemals gesehen hat, der wird mit aller Kraft der Einbildung keine reitzende Bilder malen. Eben so ist es auch mit den abgezogenen Begriffen beschaffen. Der Reichthum der Gedanken kann niemals mit einer armen Sprache bestehen. Der Philosoph, den wir am meisten wegen seiner eigenthümlichen Erfindung bewundern, würde mit allem seinem Genie wenig hervorgebracht haben, wenn er nichts als eine arme Baurensprache gesprochen hätte. Wir bekommen durch die Sprache Begriffe, welche wir sonst nicht würden bekommen haben, und verschiedene Wörter malen uns an-

dre Begriffe sehr lebhaft, welche ohne dieselben uns immer würden sehr undeutlich geblieben seyn.

Auch liegt in den verschiedenen Wendungen und Figuren einer zur Vollkommenheit gebrachten Sprache, sehr viel, das die Einbildungskraft und das Genie eines Menschen bilden hilft, und auf seine ganze Art zu denken einfließt. Es ist bekannt genug, daß der Vortrag eines Schriftstellers und seine Sprache edel oder gemein; lebhaft und reitzend, oder langweilig; eckelhaft und verworren, zärtlich und pathetisch oder kalt seyn könne. Es ist aber gar nicht zu zweifeln, daß der Charakter der Sprache auf die Art zu denken, einen großen Einfluß habe. Wem also eine edle Art sich auszudrücken, durch vielfältiges Lesen fürtreflicher Schriftsteller geläufig worden, der wird sich auch allemal besser, als ein anderer ausdrücken, wenn er auch gleich nicht in eben dieser Sprache spricht.

Und hieraus erhellet deutlich, daß die Erlernung der griechischen und lateinischen Sprachen schon an sich selbst sehr wichtige Vortheile mit sich bringe, denn es wird Niemand in Abrede seyn, daß diese beyden Sprachen nicht große

Vor-

Vortheile über alle andere Sprachen haben, da die fürtreflichsten Köpfe in denselben geschrieben haben.

Der zweyte Vortheil, der aus dem Lesen der classischen Schriftsteller der Alten entsteht, ist die Bildung des Geschmacks. Der Geschmack ist eine anschauende Erkänntniß des Schönen, des Anständigen und des Guten. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem Gefühl der Sinne, weil das Urtheil unmittelbar aus der Betrachtung oder dem Anschauen der Gegenstände erfolget, ohne daß die Gründe, worauf er beruhet, auseinander gesetzt werden. Es geschicht durch dieses innere Gefühl, daß wir eine schöne Gestalt einer häßlichen, eine angenehm lachende Gegend einer dürren Wüste vorziehen. Man muß aber den Geschmack nicht bloß auf das natürliche Schöne einschränken, denn er erstreckt sich auch auf die Gegenstände des sittlichen Lebens. Man erkennet durch den Geschmack, daß ein Mensch in seinen Manieren und in seinem ganzen Wesen angenehm und liebenswürdig, ein anderer niedrig und verächtlich ist: daß die Sitten, Gebräuche und die ganze Lebensart eines Landes Vorzüge vor andern hat, daß gewisse Handlun-

lungen anständig und gut, andere unanständig und strafbar sind.

Es ist aber eine unzweifelhafte Sache, daß der Geschmack einer Bildung fähig ist, und daß er gut oder verderbt werden kann. Man sieht täglich, daß selbst das Gefühl der Sinne, welches weit unmittelbarer ist, als der Geschmack, durch Gewohnheit kann gebildet werden. Man kann durch die Gewohnheit eine Speise gut finden, für welche man einen natürlichen Eckel gehabt hat; und es ist bekannt, daß die schwarze Brühe der Spartaner keinem als einem spartanischen Menschen gut geschmecket hat. Der tägliche Genuß machte sie diesen angenehm. So ist es mit allen Dingen beschaffen, die wir bloß unvollkommen erkennen. Durch die Gewohnheit werden wir dafür eingenommen, oder sie werden uns zuwider.

Die menschliche Natur ist so beschaffen, daß wir die allermeisten Sachen, die uns vorkommen, nur auf diese unvollkommene Weise erkennen. Es giebt nur wenige Fälle, da wir Zeit oder Einsicht genug haben über den Werth der Dinge nach Abwiegung aller Umstände zu

urtheilen. In allen andern Dingen kömmt es bloß auf den Geschmack an. Wie viel Menschen giebt es, die von der Schönheit einer Person nach allen Regeln der Zeichnung urtheilen können, oder die den moralischen Werth einer Handlung so genau nach den Grundsetzen der Moral und des natürlichen Rechts untersuchen, wie ein gründlicher Rechtsgelehrter einen Proceß nach den Gesetzen zergliedert? Weil nun also in dem menschlichen Leben fast alles auf ein richtiges Gefühl ankommt, so erhellet hieraus, wie wichtig es sey den Geschmack der Jugend zu bilden.

Das fleißige Lesen der classischen Schriften der Alten kann hiebey fürtrefliche Dienste thun. Die meisten sind von Männern von großen Geschmack geschrieben. So, wie die besten Statuen der Alten, die der allgemeinen Zerstörung entgangen sind, die vortreflichsten Muster der menschlichen Schönheit geben, nach welchen die neuern Künstler jede schöne Figur bilden, so finden wir auch in ihren Schriften, vollkommene Muster für jeden Gegenstand des Geschmacks. In allen Arten der Dichtkunst, der Beredsamkeit und der guten Schreibart haben

den sie uns wahre Meisterstücke hinterlassen. Dieses ist so durchgehends bekannt, daß es nicht nöthig ist hierüber weitläuftig zu seyn. Es ist auch bekannt genug, daß in den neuern Zeiten diejenigen Schriftsteller der Vollkommenheit am nächsten gekommen sind, die sich am meisten nach den vortreflichen Mustern der Alten gebildet, und die sie so oft und mit so großer Aufmerksamkeit gelesen haben, daß ihnen alle Schönheit derselben geläufig worden. Die Critik der Künste wird schwerlich eine Art der Schönheit, oder einen Kunstgriff die Sachen angenehmer, einnehmender oder lebhafter vorzustellen, ausdenken können, davon man nicht Beyspiele bey den Alten findet. Es ist aber unmöglich diese Sachen durch Regeln zu lernen. Man muß sie an den schönen Mustern erkennen, und sich eigen machen, wenn man sie will in seiner Gewalt haben. Dazu kömmt man aber nur durch ein sehr fleißiges und überlegtes Lesen der Alten.

Auch der Geschmack an dem Schönen, Anständigen und Guten in dem sittlichen Leben kann dadurch gebildet werden. Ich will nicht behaupten, daß die Welt, in welcher die classischen Schrifsteller gelebet, und in welcher sie

ihren eigenen Geschmack gebildet haben, in allen Dingen besser gewesen sey, als die heutige. Dessen ungeachtet treffen wir in ihren Schriften ungemein Vieles an, was zur Bildung des sittlichen Geschmacks vorzüglich dienet.

Erstlich war in den alten Sitten der Griechen und Römer allerdings sehr viel Gutes, davon in den neuern Zeiten nur wenige Spuren übrig geblieben sind. Die Bürger eines Staats waren ungleich mehr mit einander verbunden, als sie jetzo sind. Die allgemeine Wohlfarth lag ihnen mehr am Herzen; ihr Umgang war keinem Zwange, keinem unnützen und eitlen Gepränge, und keinem abgeschmackten Ceremoniel unterworfen. Auf öffentlichen Plätzen und Spatziergängen ward sehr vielfältig von den moralischen Angelegenheiten der Menschen, oder von wichtigen Staatsangelegenheiten, von den vorzüglichen Verdiensten der Bürger gesprochen. Ihre ganze Lebensart war frey und ungezwungen, und von der Natur weniger entfernt als die unsrige. Dieses hatte einen sehr merklichen Einfluß auf den Charakter ihrer Schriftsteller. Man findet bey ihnen keine abgeschmackten oder niederträchtige Lobeserhebungen

gen

gen der Großen oder der Reichen. Sie beurtheilen alle Menschen mit einer liebenswürdigen Freymüthigkeit. Und wenn man auch zu den Zeiten der römischen Kaiser einige Schmeicheleyen antrift, so sind sie doch nicht niederträchtig oder kindisch. Die Freyheit der griechischen Republick, und die, welche die Römer vor den Kaisern genossen haben, hatte einen starken Einfluß auf den moralischen Geschmack ihrer Schriftsteller. Sie dachten edler und freymüthiger, als die, welche erst nach dem Verfalle der Republicken gekommen, auch edler und größer, als fast alle Neue.

Hierzu kömmt noch, daß ein großer Theil dieser Auctoren Männer von großem Range und Ansehen in ihren Staaten gewesen, denen oft die wichtigsten Staatsgeschäfte anvertrauet wurden. Die Wichtigkeit derselben hat sie zu einem scharfen und anhaltenden Nachdenken gebracht. Die Gewohnheit fast beständig mit wichtigen und großen Dingen beschäftigt zu seyn, ihre genaue Verbindung mit allem, was groß, vornehm, wohlerzogen war, oder durch außerordentliche Verdienste sich hervorgethan hatte, brachte ihren Geschmack weit über die mittlere

und niedrige Denkungsart des gröſsten Theils unserer heutigen Schriftsteller.

Alles dieses zusammen hat in ihren Schriften ein gewisses groſses und edles Wesen hervorgebracht, das sich weit besser fühlen, als beschreiben läſst, und welches bey unsren Schriftstellern eine überaus seltene Sache ist, da die meisten entweder in dem ausgelassenen und müſsigen Leben der hohen Schulen, oder in dem Umgange mit Personen von mittelmäſsiger Lebensart zu Schriftstellern erzogen worden sind.

Man kann endlich auch sagen, daſs die Alten uns die Sitten und Charaktere, die Verdienste und Laster der Menschen weit lebhafter und vollkommener gemalt haben, als wir sie durch unsre eigene Erfahrung erkennen können, es sey, daſs diese Männer lebhafter empfunden haben als wir, oder daſs sie öfter und bessere Gelegenheiten gehabt haben, das Thun und Lassen der Menschen auf das richtigste zu beobachten; weil damals die Bürger eines Staats mehr unter den Augen der Welt gelebet haben, als heut zu Tage geschieht. Man vergleiche die Lebensbeschreibungen des Plutarchs,

oder

oder die Jahrbücher des Tacitus mit den neueren Geschichten, so wird man diesen Unterschied sehr lebhaft bemerken.

Ich schließe also aus diesen Anmerkungen, daß das fleißige Lesen der besten Alten einen sehr großen Einfluß auf die Bildung unsers sittlichen Geschmacks haben müsse. Wie ein Mensch, der mit einer guten, natürlichen Anlage zu einer edlen Art zu denken, unter dem Pöbel erzogen ist, hernach in eine andere Welt kömmt, wo er bloß mit Männern von großen Verdiensten und einer großen Art zu denken umgeht, sich sehr bald nach dieser Classe bilden und gleichsam adeln wird; eben so muß auch nothwendig die Art zu denken desjenigen Menschen erhöhet werden, der, mit einer guten Anlage, die Alten zu seiner Gesellschaft wählet.

Der dritte Vortheil, den man aus dem Lesen der Alten zieht, ist die Känntniß der alten Geschichte. Ich habe nicht nöthig hier weitläuftig zu zeigen, wie nützlich die Historie überhaupt und hauptsächlich die Geschichte derjenigen Völker sey, von denen wir die Künste, die Wissenschaften und einen großen Theil der

Gesetze selbst bekommen oder angenommen haben. Diese Sache ist hinlänglich bekannt. Ein Mensch, der in der alten Geschichte unerfahren ist, kömmt mir immer als ein Einäugiger für, der noch dazu auf dem guten Auge halb blind ist. Die Erlernung der alten Historie sollte billig bey jeder guten Erziehung ein Hauptaugenmerk seyn. Ich meyne aber nicht eine solche Käuntniß dieser Historie, die man etwa aus einem kleinem Auszuge eines neuern Schriftstellers erlernen kann, vielweniger die alte Historie, wie etwa ein Hübner, oder Curas, oder ein anderer von diesem elenden Geschmack zusammen getragen hat, sondern die Geschichte, wie sie uns von den erstern Verfassern überliefert worden. Man zieht auch den Nutzen, den wir hier für Augen haben nicht einmal aus den Schriften der Neuern, welche die alte Geschicht aus den Urkunden mit Fleiß und Geschmack zusammen getragen haben, wie Rollin gethan hat. Es ist zwischen diesen Schriften und den alten selbst ein eben so großer Unterschied als zwischen einer bloß mit Bleystift gezeichneten Landschaft und der Gegend selbst, wenn man sie in der Natur sehen kann, oder als der ist, wenn man eine schöne Gegend beym Mondlichte und beym

Licht

Lichte der Morgensonne siehet. Wer allen Nutzen aus der alten Geschichte haben soll, der muß die Urkunden selbst lesen, oder wenigstens gute Uebersetzungen derselben allen neuen Schriften über die alte Historie vorziehen.

Endlich dienet das Lesen der Alten auch zu einer gründlichen Vorübung zur Weltweisheit der Königinn aller Wissenschaften. Ich will mich nicht aufhalten zu beweisen, wie groß der Verdienst einiger Alten um die Weltweisheit ist. Es ist bekannt, daß die größten Philosophen neuerer Zeiten, ein Leibnitz, ein Schaftsbury, ein Wolf einige der wichtigsten Lehren der Weltweisheit aus den Alten genommen haben. Ueberhaupt kann man sagen, daß die Hauptwahrheiten der theoretischen und praktischen Weltweisheit den Alten bekannt und geläufig gewesen, und daß die heutige Philosophie weit mehr durch die Methode, als durch die Lehren von den besten Schulen der Alten sich unterscheiden.

So sehr ich die Methode hochschätze, welche Leibnitz und insonderheit Wolf in der Philosophie gebraucht haben, so nothwendig sie mir

scheinet um eine hinlänglich Gewißheit zu erlangen; so halte ich doch dafür, daß man junge Leute nicht eher in die systematische Philosophie führen müsse, als bis sie in der Philosophie der Alten hinlänglich geübet sind. Denn dadurch erlangen sie erst einen allgemeinen Geschmack an philosophischen Untersuchungen, und sehen sehr bald, daß die Weltweisheit nicht bloß aus abgezogenen Begriffen und eitlen Speculationen besteht, sondern in Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände der menschlichen Erkänntniß; da hingegen durch unsre heutige Methode mancher von der Weltweisheit abgeschreckt wird. Der Kopf muß zur Philosophie geboren seyn, der bey dem Eingange derselben ein halbes Jahr mit der Ontologie aufgehalten wird, wo er bloße Erklärungen und abgezogene Sätze von den möglichen und wirklichen, von dem Raum und der Zeit, von dem Einfachen und Zusammengesetzten hört, und doch Lust zu dieser Wissenschaft behält. Weit angenehmer wird er durch das Lesen der Alten, des Cicero, des Maximus von Tyrus, des Xenolphons, des Plato u. a. in die Vorhöfe der Weltweisheit eingeführt. Diese fangen gleich bey Untersuchung gemeinnütziger Fragen an, und

be=

behandeln ihre Materie mehr nach den Grundsetzen der gesunden Vernunft, als nach der demonstrativen Methode, sie gehen, wie man sich in der Logik ausdrückt, analytisch; der Weg, den sie uns führen ist angenehm und mit Rosen bestreut. Wir bekommen die nöthigen Begriffe selten durch abstrackte Erklärungen, sondern durch Beyspiele, durch Betrachtungen angenehmer Bilder, und die Schlüsse sind eine Art von natürlichen höchstwahrscheinlichen Folgerungen, die man Inductionen nennt, aus denen zwar selten eine Ueberzeugung, aber meistentheils eine hinlängliche Gewißheit folget. Durch diese Methode lernet man die Nothwendigkeit verschiedener abstracter ontologischer Untersuchungen, da man zugleich die Angelegenheiten siehet, aus welchen sie nothwendig entstehen. Zwar lernet man auf diese Weise die Philosophie nicht so zusammenhangend noch mit der Gewißheit, welche in der Methode der heutigen Schulen angetroffen wird, dazu bleibt hernach immer noch Zeit und eine doppelte Lust übrig. Hingegen wird man auch nicht verführt, seichte und durch immerwährende Abstractionen ohne Aussichten eingeschrenket zu denken, wie so sehr viele Schüler Wolfens allzeit, und dieser

ser große Mann selbst bisweilen gedacht hat. Nach meiner völligen Ueberzeugung würde die Philosophie unendlich gewinnen, wenn die Jugend erst hinlänglich in den philosophischen Schriften der Alten geübet würde, ehe man sie nach unsren Universitätsordnungen aus der Logik in die Ontologie, aus der Ontologie in die Cosmologie, aus der Cosmologie in die Psychologie und sofort, führte.

Dieß sind also die hauptsächlichsten Vortheile, die man aus den classischen Schriftstellern der Alten ziehen kann, und diese Anmerkungen müssen uns zu Grundsetzen dienen; nach welchen die Frage, wie sie auf den Schulen am besten zu behandeln sind, muß erörtert werden. Ich weis wohl, daß dasjenige, was ich hiervon zu sagen habe, von den gemeinen Begriffen weit abgeht, und daß es vieleicht nicht möglich ist meine Anschläge gänzlich auszuführen. Allein, wenn man Regeln geben will: so müssen sie vom vollkommensten Urbilde hergenommen seyn; können sie nicht vollkommen beobachtet werden, so hat man immer eine Anleitung, wie man nach immer größern Vollkommenheiten trachten soll. So lange die Gesetzgeber der Völker die

Er=

Erziehung der Jugend in ihren Gesetzen versäumen, und nicht nach ihrer ganzen Wichtigkeit dafür sorgen, so lange werden die meisten Schulen schlecht bleiben.

Vor allen Dingen halte ich davor, daß auf jeden der vier Hauptvortheile, die aus der Lesung der Alten können geschöpft werden, besonders müsse gesehen werden, weil jeder seine ihm eigene Lehrart erfodert. Wenn nun hier die Frage von guter Einrichtung der Schulen wäre, so würde ich vorschlagen, daß die Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache in vier Claßen getheilet würden. Die ersten Lehrer wären eigentliche Lehrer der Sprache, oder Professores Grammatices. Die zweyte Claße der Lehrer würden Lehrer Professores Eloquentiae und Poëseos seyn. Zu der dritten würden die Lehren der alten Geschichte und Gebräuche gerechnet, und zu der vierten die Lehrer der Weltweisheit. Einem jeden dieser Lehrer müßte aufgetragen werden die claßischen Schriftsteller der Alten bloß zu dem Endzwecke mit der Jugend zu lesen, zu welcher er nach der Claße, darinn er steht, bestimmt ist. Ob nun gleich solche Ordnung schwerlich jemals wird

ein-

eingeführet werden: so kann doch auf jeder guten Schule das Wesentliche davon beobachtet werden, wenn nur die Lehrer Einsicht genug haben, die verschiedene Vortheile, davon ich gesprochen habe, einzusehen.

Es müssen nämlich in jeder Claße einer Schule gewiße Stunden ausgesetzt werden, in welchen die claßischen Schriftsteller bloß in Absicht auf der Sprache gelesen werden. Dabey müßte ohngefehr folgende Methode beobachtet werden. Bey den untersten Claßen würden gute Sammlungen einzelner Stellen und etwa ein leichter Auctor z. E. Phädrus oder Justinus gewählt, für die obern Claßen immer schwerere sowohl im Lateinischen als Griechischen. Diese müßte man Satz für Satz von der Jugend lassen mündlich verteutschen, oder erklären. Damit aber muß der Lehrer sich nicht begnügen, daß die Schüler für jedes lateinisches Wort ein teutsches geben, und einiger massen einen Sinn aus jedem Satze herausbringen. Nämlich, so wie ein Satz übersetzt ist, so muß der Lehrer erst den Hauptverstand desselben deutlich vortragen, und nicht in einer halblateinischen Schulsprache, sondern in einer den jungen Leu-

ten

ten durch den täglichen Gebrauch bekannten Sprache und nicht eher ablassen, bis er gewiß weis, daß jeder Schüler den Satz begriffen hat. Wenn der Satz recht verstanden wird, so muß ihn der Lehrer mit der Jugend zergliedern, und ihr zeigen, welches dessen Hauptbegriffe sind, und welche aus diesen entstanden sind. Diese Begriffe müssen von denen wohl unterschieden werden, welche entweder bloß zur Erweiterung dienen, oder Nebenumstände enthalten, wodurch der Hauptbegriff seine Einschränkung und nähere Bestimmung erhält. Dadurch wird der Satz des Auctors deutlicher und bestimmter. Endlich muß der Lehrer alle besondere Wörter noch einzeln durchgehen, und ihre eigentliche Begriffe fest setzen. Diese Arbeit muß so seyn, als wenn er ein Wörterbuch der lateinischen Sprache machen wollte. Dabey aber muß man sich immer nach dem Alter und der Fähigkeit der Zuhörer richten. Den Jüngern erklärt man die Begriffe durch Beyspiele und Bilder, die nach ihrer Erkänntniß eingerichtet sind; den andern durch Erklärungen und Gegeneinanderhaltung. Während dieser Bemühung die Begriffe zu entwickeln, hat ein Lehrer, dem es weder an Einsicht, noch an Geschmack fehlt, ungemein

viel

viel Gelegenheit der Jugend sehr viele nützliche Dinge zu sagen und durch viele Fragen ihrer Aufmerksamkeit zu üben und ihre Fähigkeiten zu erforschen. Ferner müssen verschiedene Wörter auch dadurch mehr erläutert werden, daß man diejenigen Wörter, die in ihrer Bedeutung mit den vorhabenden einigermassen übereinkommen, auch anführt, den Unterschied bemerkt und die Grade der Abstuffung festsetzt. Wo der Ursprung eines Worts zu deutlicher Bestimmung des Begriffs beyträgt, da muß er angezeiget werden, und das Malerische der metaphorischen Ausdrücke muß deutlich auseinander gesetzt werden. Hierzu kömmt noch, daß zwischen dem teutschen und lateinischen oder griechischen Worte, das man erklärt, eine Vergleichung muß angestellet werden, wodurch erhellet, ob sie in der That gleich gut sind, oder ob eines vor dem andern einen Vorzug habe. Endlich muß auch so viel, als die Jugend in jeder Claße begreiffen kann, das Nachdrückliche, das Edle, das Erhabene, oder das gemeine Weitschweiffende und Unbestimmte der Wörter und Redensarten gezeiget werden.

Zu dieser Claße des Unterrichts gehört hiernächst auch alles, was eigentlich die Grammatik, die Setzung der Wörter, die eigentliche Wendungen, oder Idiotismos einer Sprache betrift. Dabey aber bin ich in der Meynung, daß man in den untersten Claßen am allerwenigsten grammatische Beobachtungen anstellen, und nur die leichtesten Beobachtungen machen soll. Die Grammatik einer Sprache ist beynahe das Schwerste darinn, und das Meiste davon muß bis in die öbersten Claßen aufgeschoben werden. Hingegen kann man gleich in den untersten anfangen, die schönsten Redensarten auszuziehen, und der Jugend zum Auswendiglernen aufgeben. Auch muß man sie da schon anhalten, die besten Sachen, die ihnen auf beschriebene Art sind erkläret worden, in ihre Muttersprache zu übersetzen.

Auf diese Weise würde man zwar sehr langsam gehen müssen, oft würden in einer Stunde nur zwey oder drey Sätze erkläret werden; allein dieses schadet nichts. Es ist bey dieser Uebung weniger darum zu thun, daß ein ganzer Auctor in kurzer Zeit erkläret werde, als daß man der Jugend angewöhne, das, was sie lieſt

genau zu verstehen, und darüber nachzudenken. Wenn ein Mann von Geschmack und Einsicht in diesen Claßen lehret, so muß er sowohl, als sein Untergebener große Lust daran finden. Ein solches Lehren ist eine beständig neue Unterredung zwischen dem Lehrer und dem Schüler, darinn von gar vielen, nicht verdrüßlichen und abgeschmackten, sondern angenehmen und nützlichen Dingen gesprochen wird. Weil auch der Lehrer dabey Gelegenheit hat, sehr vielerley Fragen überall anzubringen; so wird durch eine solche Lehrart nicht bloß das Gedächtniß, sondern hauptsächlich der Verstand, die Aufmerksamkeit und die Scharfsinnigkeit der Jugend geübet.

Ich thu nur noch dieses hinzu, daß in dieser Absicht eben nicht nothwendig ist, in allen Claßen ganze Auctores durchzugehen, denn es ist noch nicht darum zu thun, daß viel gelesen, sondern daß viel verstanden werde. Nur etwann in der obersten Claße müßte man einen Auctor ganz auf diese Weise durchgehen, damit die Jugend die besondere Sprache desselben gut verstehen lernte. Nur müßte man in den obern Claßen überhaupt zweyerley Lectionen zum exe-

getis-

getischen Verstand der Schriftsteller haben. Eine wo man sich weitläuftig bey jedem Satze aufhielte, wie vorher ist gezeiget worden, und eine wo man etwas geschwinde fortgehet, und nur bey den wichtigsten Sachen sich aufhielte, eine Lectionem cursoriam, da man in einem halben Jahre ein ganzes Werk, wie z. E. die Æneis durchliest. Denn es wäre sehr nöthig, daß die Jugend auf den Schulen etliche Auctores ganz und zu wiederholtenmalen durchlesen könnte; weil der Nutzen, den man aus den Alten hat, nur alsdann erst völlig wird, wenn man sie durch öfters Lesen recht kennen gelernt hat. Dazu gäbe die vorgeschlagene Eintheilung gute Gelegenheit, indem einige Auctores in allen Abtheilungen wieder kämen. Man würde z. E. einen Geschichtschreiber sowohl in den grammatischen Lectionen, als in denen, die für die Historie sind, lesen, und auf diese Art könnte die Jugend den ganzen Werth eines solchen Schriftstellers kennen lernen, und mit ihm sehr vertraut werden.

Die zweyte Claße der Lehrer enthält diejenigen, welche hauptsächlich für den Geschmack arbeiten, diese richten ihr Hauptaugenmerk auf

die Beredsamkeit und Dichtkunst. Allein nicht, wie insgemein auf den Schulen geschicht, auf das Mechanische dieser Kunst, sondern zugleich und vorzüglich auf den Geschmack, auf die innere Schönheit, Anständigkeit, Lebhaftigkeit und Erhabenheit der Gedanken und Bilder. In den untern Claßen fängt man mit leichten einzeln Stellen an, die aus verschiedenen Auctorn gesammelt sind, und die hauptsächliche Beschreibungen sinnlicher und in die Augenfallender Dinge enthalten. Von diesen geht man zu schwerern Dingen, zu Ausdrücken der Empfindungen, zu Reden über Staats- und Kriegesangelegenheiten, dergleichen beym Livius und andren vielfältig vorkommen, zu ganzen förmlichen Reden, wie des Cicero oder des Isokrates, und endlich zu ganzen großen Werken, der Aeneis, Ilias u. s. f.

Das erste, worauf der Lehrer hierbey seinen Unterricht leiten muß, sind die verschiedenen Kunstgriffe, wodurch ein Gedanke verschönert wird, die vornehmsten Figuren der Rede und andere Zierrathen der Beredsamkeit. Er muß zeigen, wie der Redner und der Dichter einem Gedanken oder einer Vorstellung, entwe-

der

der bloß durch einzelne wohlgewählte Wörter, oder durch ganze Redensarten, oder Beschreibungen, Bilder, Gleichnisse u. s. f. gleichsam ein körperliches und sinnliches Wesen giebt, wodurch es dem Leser lebhafter wird, als wenn er sich nach einer gemeinen Redensart ausgedrückt hätte. Er muß die schönen Stellen nach einem gemeinen Vortrage übersetzen, und dann den Unterschied zwischen dieser Art zu reden, und der schönen Art des Auctors der Jugend begreiflich machen, mit mehreren Beyspielen erläutern und derselben zur Uebung verschiedene nach der gemeinen Art vorgetragene Sätze vorlegen, welche sie durch einen zierlichern Ausdruck verschönern müssen. Bey solchen Uebungen hat er Gelegenheit sehr viele wichtige Regeln der Beredsamkeit und des Geschmacks beyzubringen, und der Jugend deutlich zu machen, was in der Beredsamkeit edel, witzig, nachdrücklich, lebhaft, malerisch, pathetisch, was schwach und gemein gedacht und ausgedrückt, was stark und entscheidend ist, u. s. f. und wohin ein jedes eigentlich gehört. Dieß aber muß er nicht auf eine abstrakte Art thun, sondern bloß in Beyspielen zeigen. Wenn er die Fähigkeit des Alters seiner Untergebenen kennt,

so kann er diesen Unterricht so einrichten, daß er sie auf die angenehmste Weise unterhält.

In der folgenden Claße muß man nach und nach die Jugend in das Innere der Kunst hineinführen, und ihnen zeigen, woher der Redner und der Dichter das Wesentlichste seiner Kunst hergenommen hat. Dieses besteht nämlich nicht in der Art seines Ausdrucks, nicht in der Figur und den Bildern, sondern in den Gedanken selbst. Nicht derjenige ist ein großer Redner, der die Regeln der Oratorie gelernt hat, sondern der, dessen Vorstellungen aus einer tiefen Einsicht in die Natur des Menschen und seiner Paßionen, aus einer großen Känntniß der Welt und des Staats, in welchem er lebt, aus tiefsinnigen Untersuchungen der Philosophie entstehen. Es ist bekannt, daß bey den Alten, insonderheit bey den Griechen das Studium der Beredsamkeit dieses alles in sich begriffen hat, was wir heut zu Tage die Rhetorik, Philosophie und Politik nennen. Man muß also der schon etwas einsehenden Jugend bey Durchlesung der Alten die Quellen anzeigen, woraus sie geschöpfet haben, und ihnen deutlich beweisen, daß Cicero, Livius, Xenophon, Isokrates

krates und Demosthenes nicht bloß Schulgelehrte Redner, sondern Weltweise und Staatsmänner gewesen, eben so wie Homer und Virgil. Man muß also keine Gelegenheit vorbeygehen lassen, mit der Jugend bey Erklärung der Alten sich über die Materie zu unterreden, aus welchen sie ihre größte Gedanken und Vorstellungen hergenommen haben. Bey den Poeten werden ihnen die Sitten, die Reden, die Charaktere, und die Thaten der vornehmsten Personen in ihrem rechten Lichte vorgestellet, das Natürliche, das Große, das Außerordentliche derselben offenbar gemacht; denn erst dadurch wird ihr Geschmack recht gebildet.

Wenn nun die Jugend darinn hinlänglich geübt worden, so kann man ihr hernach bey Durchlesung ganzer Werke, dergleichen die Reden des Cicero und Demosthenes, die Trauerspiele des Euripides und Sophokles, die Epopeen Homers und Virgils sind, auch das Nöthige von dem Plan und der Oeconomie solcher Stücke bekannt machen, und also dieselben im Ganzen betrachten. Man zeiget ihr die Anlage der ganzen Werke, von welchen ihr schon die schönsten Theile, aus den vorhergegangenen Er-

Klärungen bekannt sind. Nachdem ihnen dieses deutlich gemacht worden, werden die ganzen Werke noch einmal cursorie mit ihnen durchgegangen. Auf diese Weise lernen sie die Schönheit der alten classischen Schriftsteller erst recht kennen, indem nach einer solchen Methode jedes Werk dreymal durchgegangen wird. Denn ich verstehe es so, daß in den obern Classen einige Stunden angewandt werden einen Poeten z. E. den Virgil erst nach der ersten Art oder grammatisch durchzugehen, dabey dann nur die besten Stellen ausgesucht werden. Hernach sind wieder andere Stunden wo nur die Stellen ausgesucht werden, die besondere poetische Schönheiten haben, die dann insbesondere erklärt werden, und endlich wird das ganze Werk wieder durchgelesen, um es im Ganzen zu betrachten.

Ich komme nun auf die historische Lectionen aus den Alten, welche alle nur cursorisch, und erst mit denen müssen vorgenommen werden, die in der exegetischen Lesung schon einigermassen feste gesetzt sind. Man mußte also nach diesem Plan in den untersten Classen hierinn noch nichts vornehmen. Auch hier würde man zuerst einzelne Stücke aussuchen, dergleichen die Lebens=

bensbeschreibungen des Nepos sind, und im Griechischen des Aelianus. Hernach könnte man etwas von der allgemeinen Historie vornehmen, und dabey den Justinianus zum Grunde legen, im Griechischen den Diodorus und Herodotus; hernach die weitläuftigen besonderen Geschichten. In allen diesen Lectionen nun müßte die Historie, Geographie und die Beschreibung der alten Staaten, ihrer Gesetze und Sitten das einzige Augenmerk der Lehrer seyn. Bey jeder Geschichte oder bey jeder Lebensbeschreibung müßte der Lehrer eine allgemeine Einleitung vorhergehen lassen, durch welche der Jugend die Geographie, Chronologie und Politik, so weit dieses zum genauen Verstande der vorzunehmenden Geschichte dienet, völlig erläutert würde. Dabey müßten sie gute chronologische Tabellen und Landkarten von der alten Geographie beständig bey der Hand haben. Mit diesen Hülfsmitteln versehen, muß man die alte Geschichte mit ihnen in den Urkunden selbst lesen, und bey der ersten geschwinden Lesung hauptsächlich nur auf eine sehr deutliche Vorstellung der Hauptsachen und die Anfüllung des Gedächtnißes sehen.

Wenn auf diese Art die Jugend die alte Historie einigermassen im Zusammenhange gefaßt hat, so ist es Zeit in den obern Classen sie in die nähere Betrachtung der Geschichte zu leiten. Man muß ihr alsdann die Geschichtschreiber vorlesen, welche umständlicher geschrieben haben, den Tacitus, Livius, Xenophon, Thucidides, Plutarchus ꝛc. Bey Erklärung dieser Schriftsteller muß man nun schon in das Innere der Sache mit ihr gehen, die Ursachen der Begebenheiten entdecken, den Einfluß der Sitten und Charaktere der Völker und einzelner Personen auf die Begebenheiten an den Tag legen, die guten und rühmlichen Thaten nach ihren Verdiensten und ihrer wahren Beschaffenheit loben, die Fehler und Verbrechen tadeln, über die Gesetze und Verordnungen der Länder bey vorfallender Gelegenheit philosophisch urtheilen, und mit einem Worte allen Nutzen, den eine gutgeschriebene Geschichte hat, der Jugend genießen machen. Damit man aber in Schulen die gehörige Zeit zu diesen Uebungen habe, so müssen die meisten andern Stunden, welche man sonst auf die Historie und politische Geographie wendet, abgeschaft werden. Erst, wenn ein Mensch zu reiferm Alter kömmt, lernt

er

er den Nutzen der neuen Historie und Geogra=phie einsehen; alsdann kann er beyde noch hinlänglich lernen. In den Schulen halte ich dieses für ganz unnütze, und wenn ich vorschlage, daß man sie in der alten Historie üben müsse, so ist es deswegen, weil sie aus derselben sich den Geschmack bilden und Sachen lernen soll, die man selten aus der neuen Geschichte lernt. Diese würde ich demnach gänzlich aus den Schulen auf die Universität verweisen.

Endlich bleibet uns noch übrig von der philosophischen Erklärungen der alten Schriftsteller zu reden. Diese muß auf den Schulen bis in die oberste Claße verspart werden. Der Lehrer hat hier auf zweyerley Achtung zu geben. Erstlich auf den richtigen Wortverstand, und zweytens auf die Beschaffenheit der darinn liegenden Sätze. Wegen des erstern muß er sehr sorgfältig seyn. Verschiedene Wörter, die bey den alten Weltweisen vorkommen, haben in den neuern Zeiten einige andere Bedeutungen bekommen, als sie bey jenen hatten, so daß man oft einen Satz ganz anders versteht, als ihn der erste Urheber verstanden hat. Man kann demnach nicht sorgfältig genug seyn, den wahren

Wort=

Wortverstand in den philosophischen Schriften der Alten zu erforschen. Wenn man das Nöthige darüber gesaget hat, so kann der Lehrer sich über die Erklärung und Untersuchung der Sachen selbst einlassen, die Grundsätze untersuchen, auf welche der Auctor gebauet, seine Beweise auseinander setzen, die Stärke oder Schwäche derselben zeigen und überhaupt die ganze Materie aus der neuen Weltweisheit oder seinem eigenen Nachdenken aufklären.

Dieses sind also die Hauptpunkte, welche nach meiner geringen Einsicht bey Erklärung der Alten auf den Schulen hauptsächlich zu beobachten wäreu. Es sind dabey unzählige kleine Umstände und Vortheile zu bemerken, die man unmöglich alle beschreiben kann. Es kömmt hier alles auf das Genie und die Geschicklichkeit der Lehrer an. Denn ein Lehrer, dem es an Genie, und scharfer Beurtheilung, oder an Lust, an der Jugend gründlich zu arbeiten, fehlet, wird durch keine Vorschrift und Methode gut werden, wenn man auch noch so pünktlich dabey verfahren wäre, und ein tüchtiger Mann wird in der Ausführung einer Methode, wobey ihm nur das Wesentliche vorgeschrieben wird, von selbst die andern Vortheile entdecken.

Man

Man wird vornämlich gegen diese Methode einwenden. Erstlich, daß sie zu viel Zeit erfodere. Allein bey genauer Untersuchung wird man finden, daß der Jugend die gehörige Zeit auf diese Art zu studieren nicht fehlen wird. Ich setze, daß ein junger Mensch erst wenn er voll 14 Jahr alt ist, in die unterste dieser Classen käme, und bis in das 20 Jahr auf der Schule bliebe: so wird er sowohl das Lateinische als das Griechische auf diese Weise durch alle Claßen hinlänglich hören können, da nach meiner Meynung außer den vorgeschlagenen Lectionen wenig andere müssen eingeführt werden. Man verdirbt in den Schulen den besten Theil der Zeit mit allzuviel Uebungen lateinische Aufsätze zu machen, diese müßte man sparsamer machen lassen, und erst in den letzten Jahren vornämlich treiben. Alsdenn sind 6 Jahre hinlänglich zu einem solchen Unterricht. Was hilft es, daß junge Leute unter 20 Jahren nach Universitäten gehen? Sie müssen ohnedas, wenn sie von den hohen Schulen kommen, noch lange genug warten, ehe sie in in öffentliche Verrichtungen treten können. Es kann demnach gar nichts schaden, daß sie bis in das 24 oder 25 Jahr sich auf Universitäten aufhalten.

Zweytens wird man einwenden, daß man die Schulen niemals wird mit Lehrern besetzt sehen, die durchgehends tüchtig sind nach einem solchem Plan zu unterrichten. Ich gestehe es, daß ich keine Schule kenne, deren Verfassung eine solche Einrichtung litte. Es wäre aber nicht unmöglich sie dahin zu bringen, wenn für die Schulen so gesorgt würde, wie das beste des Staats es erfordert. Allein, wenn nun auch die vorgeschlagene Methode nicht in allen Stücken kann eingeführet werden, so können doch kluge Lehrer viel davon nehmen, um ihre Lehrstunden mit weit mehr Vortheile einzurichten, als insgemein zu geschehen pflegt.

Etwas

Etwas aus der Meßkunst,

die

Verdienste

zu messen.

1 Die Herrn Kunstrichter wiegen die Verdienste der Schriftsteller nach den Ducaten ab, die sie für die Recension bekommen.

2 Ein alter D. — misset die Verdienste der Gelehrten nach den Jahren, die von ihrem Tode bis auf unsere Zeiten verflossen sind.

3 Ein gewißer großer Philosoph misset die Weisheit nach der Breite der Runzeln auf der Stirne. Ein leichter Calculus Philosophicus.

4 Die Herrn Auctores pflegen oft das Verhältniß ihrer Verdienste nach den Pfunden, die

die ihre Schriften zusammen wiegen, zu bestimmen.

5 Viele unserer neuern Kunstrichter messen bloß die Länge der Beywörter, wenn sie die Güte der Porten beurtheilen wollen.

Anmerkung.

Der kleinste Umstand verändert oft die ganze Sache, und diese Art zu messen gilt nur, wenn N. 1 gar nicht statt findet.

6 Unsre heutigen Redner messen die Wichtigkeit ihrer Beweisgründe nach der Stärke ihrer Verläumdungen und Schimpfwörter auf diejenigen, die nicht eben so denken, wie Sie.

Anmerkung.

Die weniger Bosheit und eben so viel Ungelehrsamkeit besitzen, begnügen sich die Giltigkeit ihrer Sätze nach der Vielheit der Schulfiguren fest zu setzen.

7 Je länger die Linie ist, die von der Nase an, bis an die äußerste Spitze der Hutfeder gezogen werden kann, desto verständiger scheinet sich ein französischer Marquis.

8) Das Fräulein von X. — messet die Verdienste der jungen Herren nach der Länge des Spazierstocks, nach der Breite der Westetressen, und nach der Schwere der Tabatiere ab.

Ausnahm.

Des einzigen reichen Cleophas Verdienste wog sie nach dem Toilet, den er ihr verehrt hatte.

Mein Neid.

Mit kaltem Blut seh ich die Großen,
In Zimmer gleichen Staatskaroßen,
Von prächtig muntern Hengsten ziehn,
Statt das ich ihnen neidig bin.
Ich lache nur, wenn, gleich den Pferden,
Sich ihre Kutscher stolz Gebärden:
Sie haben oft, es ist bekannt,
Recht abgewogengleich Verstand.

Nur jene wahre Lust kann meinen Neid erregen,
Die die Begüterten fast nie genießen mögen.

Ich sehe oft bey Fastnachttänzen
Die Kleider reicher Stutzer glänzen,
  Die Stein und Gold und Seide schmückt,
  Und die der enge Tanzschuh drückt.
Ich lache nur der Harlequinen,
Der Pantalonen und Scapinen.
  Da wird man, was man oft schon war,
  Für große Kosten noch ein Narr.
Nur jene wahre Lust kann meinen Neid erregen,
Die die Begüterten fast nie genießen mögen.

Gelassen seh ich auf den Adel,
Und ehr ihn, ist er ohne Tadel;
  Doch bleib ich selbst gern, was ich bin:
  Ich weis, daß ich kaum das verdien.
Ich lache, wenn des Auctors Schriften
Ihm ein vergötternd Denkmaal stiften:
  Den Reimerschwarm ein Kranz ergetzt,
  Den ihm der Pöbel aufgesetzt.
Nur jene wahre Lust kann meinen Neid erregen,
Die die Begüterten fast nie genießen mögen.

Wie leicht kann ichs geschehen lassen,
Wenn reiche Thoren schlemmrisch prassen;
Denn bringt man viele Speisen her,
So lustet mich nach keiner mehr.
Ich lache, wenn auf vieles trinken
So manche krum nach Hause hinken.
Mein Tisch reicht mir (dem Himmel Dank)
Drey Speisen und gemeinen Trank.
Nur jene wahre Lust kann meinen Neid erregen,
Die die Begüterten fast nie genießen mögen.

Der Gegenstand von meinem Neide
Ist eines frommen Reichen Freude,
Die er bey seinem Segen fühlt,
Durch den er Armer Nöthen stillt.
Ich weine, daß, da sonst die Reichen
Nach allen Wollustsarten schleichen,
Sie hier, wie fühlos, taub und blind,
Der besten Wollust Feinde sind.
O möchten die, die GOtt zum Reichthum aus-
ersehen,
Wie ich, das Lustgefühl, das Wohlthun schaft,
verstehen.

Schachtner.

Ohne daran zu denken.

Eine Erzählung, die wenigst eben so viel Wahrheit als eine wirkliche Geschichte enthält.

Ohne daran zu denken, dieß ist der Welt ihr Wahlspruch. Man redet, thut, vereiniget, entzweyet sich, lachet, ist betrübt, höflich, grob, munter, verdrießlich, ohne daran zu denken. Und dennoch sieht man, daß dieses ohne daran zu denken oft verdrießliche Folgen hat. Dorantens Geschichte wird hinlänglich darthun, daß die gewöhnlichsten Dinge, wenn sie, ohne daran zu denken, verrichtet werden, hernach einen Menschen Lebenslang an seiner Glückseligkeit hindern können.

Dorant hatte seine Kinderjahre auf dem Lande bey einer von seines Vaters Schwestern mit Namen Eliante zugebracht, welche ihm alle Erziehung gab, der ein leichtsinniges und unüberlegendes Gemüth nur immer fähig ist. Aus den Händen dieser ehrwürdigen Dame begab er sich in die Welt, und da machte er den

An-

Anfang mit allem, was erfodert wird, von derselben geliebt zu werden. Er war, ohne daran zu denken, obenhin, eigensinnig, ausschweifend, ein großer Spieler; er hatte angenehme Manieren, eine zuvorkommende Sprache, ein aufgewecktes Gemüth, und eine sehr schöne Gestalt, ohne daran zu denken, welches doch sonst was seltenes ist. Diese Gestalt diente seinen guten Eigenschaften statt des Firnisses, und seinen Fehlern zur Decke. Dorant, so wie ich ihn abbilde, machte, daß man Antheil an ihm nahm: er wurde geliebt, und hatte Liebeshändl. Dieser Lebensart wurde er bald überdrüßig, und wählete dafür eine andere, bey welcher er sich noch übler befand. Er hieng sich an drey bis vier Jünglinge, welche auf eine Zeitlang auf seine Unkosten sich zu ihm hielten, und ihn auf die Koffeehäuser schleppeten, woselbst er sein ganzes Vermögen durchbrachte, ohne daran zu denken.

Darauf sah er, daß die Verbindungen, welche man eingeht, ohne daran zu denken auch auf die nämliche Weise wieder zerfallen. Seine Freunde, welche ihm so tapfer angehangen, verliessen ihn, als er nichts mehr hatte.

Er war verlassen, und ohne Vermögen, in einer Welt, wo man keine Vergnügungen hat, als die man sich erkaufet.

Er sollte heurathen, ein Amt bekommen, und sich berühmt machen. Dorant dachte nicht eher hieran, bis er außer Stand war, darzu zu gelangen. Er konnte sein Elend vor den Augen derer nicht ertragen, die Zeugen von seinem Wohlstande gewesen waren.

Er gieng zu seiner Muhme zurück in den Schoos der Entfernung von dem Uebel, das er in der menschlichen Gesellschaft erfahren hatte, und wollte sich trösten.

Ein betrübtes Gesicht, eine traurige Anrede, schlechte Kleider verkündigten der Eliante das widrige Schicksal ihres Vätters. Sie überhob ihn der Erzählung seines Unrechts, sprach mit ihm auf eine zärtliche Weise, und fragte bloß, ob er Schulden gemacht hätte. Dorant gestund, daß sich dieselben auf zehn tausend Thaler beliefen. Ihre Vergehungen, antwortete sie ihm, haben keine andere Ursache, als ihr leichtsinniges Gemüth. Sie sind zu verzeyhen, weil

das Herz keinen Antheil daran hat. Ich will die zehn tausend Thaler bezahlen, und sie wieder in ihren glücklichen Zustand versetzen; allein versprechen sie mir, hinfort nichts zu thun ohne daran zu denken; er versprach solches, ohne daran zu denken.

In dem Schloße befand sich ein junges Frauenzimmer, eine ziemlich weitläuftige Anverwandtinn der Eliante. Belise, so hieß dieselbe, hatte die Gesichtsfarbe der Jugend, einen wohlgebauten Leib, eine muntere Mine, einen lebhaften Witz, ein aufgewecktes Gemüth. So viel brauchte man nicht zu haben, daß Dorant sein gegebenes Wort zurücke nahm. Er verliebte sich in die Belise, ohne daran zu denken. (Denkt man wohl daran, wenn man liebt?) Eliante billigte die Liebe. Belise liebte ihn wieder: beyde thaten es gleichfalls, ohne daran zu denken.

Die zwey Verliebten verweilten nicht, einander zu heurathen. Eliante gab ihnen so viel, daß sie gemächlich, jedoch ohne Pracht leben konnten. Sie begaben sich nach Paris, und hier mußte Dorant erkennen, daß er geheura-

thet hatte, ohne daran zu denken. Bisher hatte er nur die Annehmlichkeiten seiner Frau gesehen, und war den keine der Ausschweifungen, welcher zu Paris allzu merklich hervor sprossete, nicht gewahr geworden. Belise zeigte von Tage zu Tage eine stärkere Lust zum Spiel, zum Putze, und zu tausend nichtswürdigen Dingen. Dorant hörte auf zu lieben, und wollte sich von ihr scheiden, weil er nicht mehr liebte.

Es war ihm bloß unter der Bedingung erlaubt, mit Belisen zu brechen, wenn er ihre Schulden bezahlen, und ihr einen guten Gehalt geben wollte. Er ließ alle Glaubiger seiner Frau zu sich kommen. Der Kaufmann der neuen Moden übergab ihm einen Aufsatz von vierzig tausend Franken, die Näherinn von dreyßig tausend, der Seidenhändler von achtzig tausend, der Jubelier von hundert tausend, u. s. w. Er wollte lieber seine Frau behalten, als bezahlen. Nun ließ Belise erst den Zügel schießen. Dieser Schritt, den Dorant gethan hatte, demüthigte ihn in ihren Augen. Sie wurde gegen ihn eigensinnig, und mit Fleiß tyrannisch. Sie trieb ihre Schmähungen bis auf

die

die Ausdrücke der niedrigsten Verachtung. Dorant, der endlich dieser Begegnung müde ward, begab sich zu seiner Muhme, welche Theil an seinem Unglücke nahm, und sich bittere Vorwürfe machte, daß sie mit Schuld daran war.

Belise starb bald darauf an einem bösartigen Fieber, wozu das übermäßige Wachen Anlaß gegeben hatte. Dorant erfuhr zu gleicher Zeit, daß die Schulden seiner Frau vor ihrem Tode von einem Amtmanne, ihrer Freunde einem, waren bezahlt worden. Hierdurch würde er glücklich, ohne daran zu denken; ja er dachte auch nicht weiter daran, sich sein Glück zu Nutze zu machen.

Er kam oft zu einem Frauenzimmer von ohngefähr fünfzig Jahren, welche vieles Vermögen, und dabey eine noch ziemlich angenehme Gestalt hatte, wiewohl sie niemals schön gewesen war. Ihr Witz, und ihre Gemüthsart gefielen dem Dorant. Er heurathete sie, ohne an ihr Alter zu denken. Er gieng mit ihr als ein rechtschaffener Mann um. Doch konnte er bald merken, daß er zum andernmale geheurathet hatte, ohne daran zu denken.

Dieser Zwang währete nicht lange, er hatte das Glück seine Frau gleichfalls zu verlieren. Sie verließ ihm ein schönes Vermögen, welches ihm aber vorenthalten wurde. Er klagte; seine Richter sprachen das Urtheil, ohne daran zu denken, und er verlor bey der rechtmäßigsten Hoffnung zu gewinnen.

Dorant kam zum drittenmale wieder zu der erhabenen Eliante, die ihn in seiner Kindheit, in seinen Ausschweifungen und in seinem Unglücke geliebt hatte. In der Gesellschaft dieser gesetzten Frau wollte er sich wegen der Treulosigkeit seiner Freunde, der Ausschweifungen seiner ersten, und der Grobheit seiner zweyten Frau, und wegen des Verlustes seines Processes trösten: Eliante aber lag in den letzten Zügen, als er ankam; ein zärtlicher Seufzer für ihren Vätter gieng unmittelbar vor ihrem letzten her. Sie starb in Dorants Armen, und verließ ihn als ihren Universalerben.

Dorant dachte selten; allein er empfand immer. Sein Schmerz war dem Verluste gleich, welchen er hatte. Als die ersten Thränengüsse vorüber waren, dachte er auf die Einrichtung

des

des Restes seiner Tage. Mit Recht der Welt überdrüßig wollte er auf seinem Gute leben; daselbst aber hatte er kein bequemes Haus. Man zeigte ihm einen Riß, welcher ihm gefiel. Er verwandte, ohne daran zu denken, das Capital seines Guts auf die Erbauung des Schlosses. Nachgehends überließ er das Gut nebst dem Schlosse dem Baumeister, solches zu bezahlen, und zog mit einem geringen Gehalte in eine kleine Stadt. Der Unterschied zwischen ihm und der Gesellschaft, welche er an diesem Orte haben konnte, machte, daß er einen Geschmack an der Einsamkeit bekam; der Geschmack an der Einsamkeit brachte ihn zum Nachdenken. Er wurde ein Philosoph, und dachte seine ganzen übrigen Tage hindurch an die Zeit, welche er verloren; an das Vermögen, welches er verschwendet; an die Gelegenheiten zu seinem Glücke, die er, ohne daran zu denken, vorbey gelassen hatte.

Abendzeitvertreib.

Die

Die vier Stufen des menschlichen Alters.

Der Knabe.

Sehet diesen hoffnungsvollen, freundlichen Knaben. Seine Bildung ist wie die Bildung eines Engels. Die himmlische Liebe hat ihn selbst mit ihrer schöpfrischen Hande gestaltet. Seine Stirn ist so schön wie ein Frühlingstag; seine Augen sind so blau wie der Himmel, und auf seinen lächelnden Wangen glühen die Rosen. Fröhlichkeit schlägt in seinen Adern, und Anmuth sitzet auf dem Coral seiner Lippen. Sein Gemüth ist so rein, wie der Aether, und seine Triebe so unschuldig, wie der

Tau=

Tauben. Er gehorchet der Stimme seiner Aeltern, wie ein zartes Lamm seiner Mutter folget, und achtet mit Begierde auf ihre Winke, wie die jungen Schwalben auf die Speise, so ihnen ihre Alten zubringen.

Am frühen Morgen opfert er seinem Erhalter Seufzer der Dankbarkeit, und zu Abend dringet sein frommes Stammeln durch die Wolken; auch wann er im Dunkeln erwachet, so wird seine Ruhe nicht durch die schreckende Schatten der Nacht gestöret; denn GOtt ist bey ihm, der ihn behütet, und wohlthätige Cherubs streuen über sein Antlitz Schlummer und Segen. Er verehret den Mund, der seine Jugend lehret, und die Gebothe des HErrn erquicken seine Seele, wie der Thau die schmachtende Erde. Wann er seinen Vater ansieht, so überwallet sein Herz vor Freuden, und sein zärtlicher Zuruf ist die Wonne seiner Tage. Die liebesvollen Blicke seiner Mutter erwärmen sein Innerstes, wie die Sonne die erstorbene Pflanzen; und ihre Küsse sind ihm ein Balsam des Lebens. Jetzt nimmt er zu an Jahren und Verstand, an Gnade und Weisheit. Er lernet fremde Sprachen mit Aufmerksamkeit, und Lust und Fleiß zeigen

ihm die Bahn zu den Künsten. Rechnen und Schreiben ist sein Zeitvertreib, und er ergötzet sich an lehrreichen Fabeln. So fließen seine Stunden ohne Unlust still dahin, wie ein Bach, an der Seite seiner Aeltern; und jetzt ist dieser Knabe ein Jüngling.

Der Jüngling.

Hier steht er, die Freude und der Trost seiner Aeltern, der tugendhafte Jüngling. Seine Lust ist in den Wegen GOttes zu wandeln, und Tag und Nacht sein Gesetz zu betrachten. Sein Gebeth steiget am Morgen wie ein Rauchopfer empor, und das Aufheben seiner Hände ist wie ein Abendopfer. Er erforschet die Wunder der Natur, er findet den Schöpfer so groß in der Raupe, als in der flammenden Sonne.

Die Griechen und Römer öffnen ihm ihre Schätze der Weisheit. Sein Auge erkennt sie; denn Vernunft und Wahrheit leiten dasselbige. Er zerstöret nicht die Aschenkrüge schlafender

Völ-

Völker, und suchet keine Alterthümer in den einsamen Gräbern. Sein Geist schwingt sich wie ein Adler in die Höhe, und überläßt diese finstere Wissenschaft den Maulwürfen, die die Erde durchwühlen. Die Rechtsgelehrtheit zeiget sich ihm in einer angenehmen Gestalt, und die Dichtkunst der Alten bildet seinen Geschmack. Er erstaunet über dem Schicksaal so vieler mächtigen Königreiche der Welt, und bey der nächtlichen Lampe liest er die Geschichten seines Vaterlands. Er kennet die Gränzen der entferntesten Länder, und übet sich bey müßigen Stunden Felder und Thäler zu messen, oder auf den hellgrauen Grund des aufgespannten Papiers akademische Figuren mit Adern und Muskeln zu zeichnen. Oft wird sein Ohr durch den harmonischen Schall der Musik entzücket, und oft geht er mit tugendliebenden Freunden auf die grünen Auen, oder er fährt mit ihnen auf der fischreichen See. Seine Sittsamkeit riechet so wohl wie die niedrigen Violen, und seine frühe Vorsicht so stark wie die Nelken. Seine Kleider verrathen keinen Schulgelehrten, und sein Hut keinen Stutzer. Jetzt macht er sich auf, ferne Reiche und Städte zu besehen. Sein Vater giebt ihm den Segen auf den

Weg, und seine Mutter tausend gebrochene Seufzer für seine Erhaltung. Seine Schwestern schenken ihm Thränen auf die Reise, und seine Brüder küßen ihn und weinen. Jetzt ist er sich allein übergeben; aber die himmlische Tugend ist die Wolkensäule, die ihm des Tags vorgehet, und die göttliche Weisheit ist zu Nacht eine Fackel auf seinen Wegen. Er prüfet alles, und behält das Beste. Er läßt sich von keinen Verheissungen verführen; denn sein heiliger Glaube bedecket sein Herz wie ein Schild. Die Mäßigkeit ist sein Arzt, und die Gesundheit ist seine theurste Gefährtinn. Er fliehet vor der Wollust wie von dem offnen Rachen eines Löwen, und die Tische, auf welchen Karten und Würfel auf das Verderben der Fremden lauern, sind in seinen Augen ein Gräuel. Er besuchet die lehrreiche Schaubühne. Das Tanzen und Fechten hält er für unschuldig, und nach der Kunst zu reiten für anständig; aber auf dem Baal ist seine Keuschheit so wohl verwahret wie ein Sigelring an seinem Finger. Seinen Bruder, der ihn beleidigt, tödtet er nicht, weil er den Degen zu führen weis. Er gebrauchet die Pferde nicht

stolz

stolz in den Städten herum zu fahren, sondern seine entlegene Freunde zu besuchen.

Die goldenen Ketten, womit der sclavische Pöbel pranget, sind in seinen Augen Fesseln des Elends: nur Freyheit und Tugend rühren sein Gemüth. Er wiegt auf der Wage der scharfdenkenden Ueberlegung die Klugheit der Afterpolitik gegen den Gesinnungen edler Patrioten. Wie leicht findet er nicht den falschen Witz der ersten, wie grausam die Kunst den Nacken des Volks unter das mühsame Joch zu gewöhnen; wie edel den Endzweck der andern, ihre Brüder zu beglücken, und Einigkeit und Ruhe unter den Bürgern zu erhalten. Jetzt kömmt er wiederum nach Hause, wie eine Biene aus einem wohlriechenden Garten, mit Schätzen der Weisheit beladen, er eilet den Umarmungen seines getreuen Vaters und seiner zärtlichen Mutter entgegen, und weinet lauter Thränen der Freude an ihrem Halse. Seine Brüder und Schwestern bewillkommen ihn mit Küssen der Freundschaft und Liebe, und er erzählet ihnen bey nächtlichen Stunden von seiner Reise. Eine sittsame Tochter seines Nachbars, bey deren die sänftern Tugenden mit

dem Geitze der blühenden Jugend und der lächelnden Anmuth verknüpft waren, gefällt ihm so wohl wie Rachel dem Jakob. Sein Vater erhält das Ja Wort für ihn. Jetzt lieben sie einander, und sagen es sich einander, und versprechen sich ewige Treu; nun führet der Bräutigam seine geliebteste Braut vor den weihenden Priester; und jetzt ist unser Jüngling ein Mann.

Der Mann.

Wie glücklich ist der Mann, dessen jugendliche Stunden die Hand der Unschuld gesponnen, mit dessen Locken keine Dirne gespielet, und dessen Puls von dem schäumenden Weine, und von den starken Getränken noch keine stürmende Stösse empfunden. Die ganze Zeit seines Ehestandes ist wie ein Tag des goldenen Alters, und sein Lager ist immer mit Rosen bestreuet. Aus seinen Lenden entspringen Kinder der Gesundheit, sie nähren sich an den Brüsten ihrer Mutter, sie stehen um den Tisch herum wie Oelzweige, und hangen an dem

dem Halse ihrer Gebährerinn wie Trauben an den Reben. Ihre Auferziehung ist die gemeinschaftliche Sorge ihrer Aeltern, und ihr Wachsthum im Guten das Vergnügen ihres Herzens. Die Sparsamkeit ordnet ihre Haushaltung und die Arbeit würzet ihre Speisen, aber sie besolden mit Freuden die Lehrmeister, die ihren Kindern zeigen, was nützlich und ehrbar ist, und das Geld, so sie ausgeben, selbige auf die Pfade der Gottesfurcht, der Weisheit und Tugend zu führen, mangeln sie nicht. Wann die donnernde Stimme der Posaune erschallet, und die Sterblichen vor den Richterstuhl ruft, und jetzt der Erlöser über den Staub der Verwesenen tritt, so erheben diese Aeltern sich fröhlich aus dem Grabe empor, und zeigen die Kinder, die ihnen die Vorsehung geschenket, und empfangen die Belohnung der Treue. So lebt dieser Mann als ein Vater, und außer dem Hause als ein patriotischer Bürger. Er verehret die Obrigkeit, so GOtt ihm gesetzet, und schwöret seine Eide mit Freuden. Die Wohlfarth seines Stands ist ein Labsal seiner Seele, und der nagende Neid hat sein Herz noch niemal offen gefunden. Er verwaltet sein Amt gewissenhaft, und seine Hand hat noch

niemal das Recht auf der Goldwage gewogen. Er ist ein Vorsprecher der Wittwen, und lindert den Jammer der Waisen. Der Gedrängte findet Schutz bey ihm, und den Nothleidenden versagt er seine Hilfe nicht. Sein Ohr wird nicht müde von der Stimme der Klagenden, und die das Recht anrufen, finden ihn Nachmittag niemal schlafend. Seine Thüre öffnet sich bey anbrechendem Morgen und zu Nacht weiset er keinen Menschen hinweg. Seine Einkünften werden durch keine Geschenke vermehret, dann der Segen des HErrn verbiethet dem Mangel seiner Wohnung zu nahen. Unerschrockenheit ist sein Mantel, und Gerechtigkeit ist die Zierde seines Haupts. Die Thaten seiner Voraltern sind sein Spiegel, und die Rathschlüsse der Weisen seine ernsthafte Betrachtung. Wann er durch die Gassen gehet, so ist die Leutseligkeit zu seiner Rechten, und die Ehrbarkeit weichet nicht von seiner Seite. Wann ihn die jungen Knaben sehen, so grüssen sie ihn mit Ehrfurcht, und die alten Männer wünschen ihm langes Leben. Er verbannet die verderbliche Hoffart, und suchet die Nahrungsmittel in wohlfeilen Preisen zu erhalten. Er versorget die eifrigen Prediger, und beschenket die Lernen-

nenden mit nützlichen Büchern. Er vertheidigt die Vorrechte der Handwerker, und belohnet den arbeitsamen Fleiß seiner Mitbürger. Er unterstützet die Kriegsschulen, und verbessert die Wälle um die Mauren der Stadt. Er bittet auf seinen Knien den Höchsten um Ruhe und Frieden im Lande; wann aber die Obrigkeit gezwungen wird das Panier des Kriegs aufzupflanzen, für den Glauben zu streiten, oder ihre Bundsgenossen zu beschützen, oder ihre Gränzen vor dem Einbruch der Feinde zu bewahren, so umgürtet er sich mit Muth und bewaffnet sich mit Standhaftigkeit: er erzittert vor keiner Gefahr, und die Pfeile des Todes schrecken ihn nicht. Er wiedmet sein Leben dem Vaterlande und sein Blut der Freyheit zum Opfer, aber GOtt schlägt die Feinde zu Boden: sie fallen wie die Aehren unter der Sichel, und die Luft ertönet von dem frolockenden Jubel der Sieger. Der Held kömmt wieder zurück mit Ruhm und Ehre bekrönet, er drängt sich durch die lobpreisenden Schaaren hindurch, von seiner Frau und Kindern begleitet, und wirft sich in die Arme seines betagten Vaters und seiner alten geliebtesten Mutter: die glückseligen Aeltern küssen die Stirne

ihres Sohns, segnen ihn noch und sterben beynahe vor Freuden. O herrliche, o würdige Belohnung der Frömmigkeit, der Tugend, des Alters!

Lange Reihen von Jahren geniesset die Stadt die Früchte des Friedens. Der patriotische Mann lebet sein Leben fort zum Dienste der Bürger, und jetzt pranget sein Haupt mit weißen Haaren, dem Schmuck des ehrwürdigen Alters.

Der Greis.

Schön ist die Sonne, die sich im Herbst im Westen verlieret, schöner der Abend des Lebens eines frommen patriotischen Greisen. Er ruhet von seiner Arbeit, von den Geschäften, die seine Kräfte verzehret, und belustigt sich einig in GOtt. In der Stille seiner Einsamkeit überleget er seinen Wandel, und sein Gewissen spricht ihn frey. Zu Nachts stellen sich seine Thaten seinen Augen vor, und er empfindet die inwendige Versicherung, daß alle im Buche des

Le=

Lebens aufgezeichnet stehen. Er ergötzet sich, seine Söhne Weisheit zu lehren, und den Kindern im dritten und vierten Geschlechte die Wege GOttes zu zeigen; ihre unschuldigen Freuden belustigen ihn und das fröhliche Lallen der Unmündigen erquicket seine Seele. So fließen die Stunden des Tags unvermerkt über sein Haupt hin, und der Abendstern siehet ihn in seinem Gebethe verharren, und mit Inbrunst des Herzens seinen Schöpfer für die Erhaltung des Vaterlands anflehen. Jetzt eilet er der Ewigkeit mit starken Schritten entgegen. Seine Stunde ist ausgelaufen, und sein Leben ist einer Lampe gleich, die zum Nutzen der Menschen geleuchtet, und jetzt sanft auslöschet. Diese Zeitung ist ihm eine Bottschaft des Friedens, schon lange hat er auf diesen seligen Wechsel gewartet: sein letztes Lager ist eine Schule der Gottseligkeit, und die Engel bewundern mit einem heiligen Erstaunen das Ende dieses Sterbenden. Schon schmecket er die himmlische Wohne, schon brechen durch die Falten seines Antlitzes Züge der Verklärung hindurch. Seine getreue, betrübte Gefährtinn sitzet bey seinem Bette, und zerfließt in Thränen. Liebreich drücket er ihr noch zum Abschied die Hand, noch sagt er mit leiser, gebrochener

Stimme, bald, bald werde ich dich wiederum im bessern Leben umfangen, weine nicht meine Geliebte, und warte getröst auf deinen Erlöser; dann legt er noch seine segnenden Hände auf die Häupter seiner Söhne und Töchter, und ihrer Kinder und Kindskinder, und schließt die sanftgebrochenen Augen, und stirbt und schaut jetzt vom Angesicht das Angesicht GOttes.

Die ganze Stadt empfindet diesen Verlust. Der Stand beklaget einen gewissenhaften Patrioten, die Kirche einen wohlthätigen Christen; und der Sohn einen sorgfältigen Vater. Seine Mitbürger folgen traurig seiner Leiche, und ihre Thränen sind seine treffliche Lobrede. Sein Name ruhet in ihren Herzen, und die späteste Nachwelt wird sein Gedächtniß feyern.

Werkmüller.

Der

Der Weltlauf.

Wo sind die holden Zeiten!
Da der Ton der frohen Seiten,
Durch die grünen Wälder drang,
Und des Phäbus Schönheit sang.
Anmuth, Feuer und Vergnügen,
Führten den belebten Kiel;
Daß er auch in scharfen Zügen,
Dennoch manchen wohl gefiel.

Gaben, Wissenschaft, Verdienste,
Sind nun leere Hirngespinnste,
Wem jetzt nicht des Glückes Hand
Goldne Gaben zugewandt;
Diese sind der Schickung Meister;
Diese zeigen jene Bahn,
Wo der Auswurf kleinster Geister
Ein Orakel werden kann.

Schlaft nur, schlaft ihr guten Alten!
Die die Tugend werth gehalten,
Wenn sie gleich im Dunkeln saß,
Und gesparte Brocken aß;
Eure Sitten sind vergraben,
Eure Sätze gelten nicht;
Gold und Schein sind Tugendgaben,
Diese heißen Recht und Licht.

Tryphon kam mit finstern Sinnen,
Brod und Kleidung zu gewinnen;
Und erwarb im Schlaf und Dunst,
Eines Großen hohe Gunst;
Jetzo schnaubt er in dem Rathe,
Und regiert mit starker Hand;
Seine Klugheit zeigt dem Staate,
Was noch Keines Witz erfand.

Damon, der von Schaf und Ziegen
Einen hohen Grad erstiegen,
Kennt nunmehr die kleinste Pflicht
Und auch seine Herkunft nicht.
Willst du dir nicht selber schaden,
Wenn dich sein Geschwätze plagt;
Denke, daß man stäts, Ihr Gnaden,
Nicht mehr aber Damon sagt.

Was für ein verächtlichs Rühren,
Würde Democrit verspühren;
Käme sein geschärfter Blick,
Aus der dunklen Gruft zurück;
Aber ausgezierte Lügen,
Falschheit, flatterhafter Sinn,
Und ein künstliches Betrügen,
Jagten ihn bald wieder hin.

Iris, ohne Pracht und Dünkel,
Sitzet dort im kleinen Winkel,
Den der Ordnung Wahl geziert,
Und Vernunft und Witz regiert;
Ihre Schönheit braucht kein färben,
Ihre Tugend keinen Ruhm;
Doch sie muß als Jungfer sterben;
Freunde! fragt mich nicht: Warum?

Kröpfe, Bückel, Beulen, Pflaster,
Runzeln, Wahnwitz, Grobheit, Laster,
Sind, wenn sie das Gold bedeckt,
Vor der ganzen Welt versteckt.
Wer die gelben Götter zählet,
Ist von allen Mängeln rein;
Tryphon, dem nur dieses fehlet,
Kann nicht liebenswürdig seyn.

Doch wo bin ich, welch Beginnen
Reitzet die verführten Sinnen?
Wahrheit flieh! dein rauher Ton
Trägt nur Schimpf und Streich davon.
Clamor, Doris, Borcas, Phryne,
Fordern mich vors Strafgericht;
Und ich seh die Trauerbühne
Wo mein Urtheilstab zerbricht.

Lieber, in dem Finstren sitzen,
Und am Elendsseile schwitzen,
Seine Zeit dem Kummer weyhn,
Als ein Schall der Wahrheit seyn;
Edle Wahrheit! laß mich schweigen,
Weil die Welt dein Antlitz scheut;
Darf ich ihr dein Bild nicht zeigen,
Bleibt dir doch mein Herz geweyht.

Die

Die Biene.

Es flog mit ſummenden Flügeln
Nach den purpurenen Hügeln,
Die Kleons fruchtbare Naſe geheckt,
Die Krone der fleißigen Bienen.
Sie fand ihn mit denkenden Mienen
In zwanzig abſtracten Begriffen verſteckt.

Von ſeiner roſtigen Brille
Sah ſie in lauſchender Stille
Auf den Kupfergebirgen umher.
Hier ſah ſie des ämſigen Alten
Gebadete Stirne ſich falten
Als wenn er ein wälzender Syſiphus wär.

Die Biene hupft vor Vergnügen
Und hält ſchon alles vor Lügen
Was ſie von unſerer Faulheit gehört.
Sie ſpricht zu ihm: darf ich es wagen
Dich Kenner der Weisheit zu fragen
Worinnen dich jetzo mein Fürwitz geſtört.

Was

Was sind für wichtige Sachen
Die dich so aufmerksam machen?
Erwägest du, was ein Sterbücher sey?
Studierst du zur Ehre des Landes?
Zum Nutzen des häuslichen Standes?
Bedenkst du den Hauptzweck der Tugend dabey?

Wie! sprach der König der Weisen,
Kann etwas wichtigers heißen?
(Allein du Mücke hast keinen Verstand)
Sonst wollt ich nach wenigen Tagen
Das Viereck des Zirkels dir sagen
Das vor mir kein menschlicher Tiefsinn erfand.

Er greift die Cartesianer
Und fünfzig andere aner
In Deutschland, Frankreich, und Spanien an.
Er zeiget in bündigen Schlüssen
Wie wenig sie insgesamt wissen
Und was er hingegen für Wunder gethan.

An scientifischen Thoren
Sind die Verweise verloren:
So sprach die Biene, und weiter kein Wort.
Sie stach ihn erzörnt in die Nase,
Erhob sich und flog ihre Straße;
Er aber beweiset noch immerdar fort.

Der Mohr und der Weiße.

Ein Mohr und Weißer zankten sich,
Der Weiße sprach zu dem Beugalen:
Wär ich wie du, ich ließe mich
Zeit meines Lebens niemals malen.

Besieh dein Pechgesichte nur,
Und sage mir, du schwarzes Wesen,
Ob dich die spielende Natur
Nicht uns zum Scheusal auserlesen?

Gut sprach der Mohr, hat dann ihr Fleiß
Sich deiner besser angenommen?
Unausgebratner Naseweis
Du bist noch ziemlich unvollkommen.

Die Welt, in der wir Menschen sind
Gleicht einem ungeheurem Baume,
Darauf bist du mein liebes Kind
Die noch nicht reich gewordne Pflaume.

Sie zankten sich noch lange Zeit
Und weil sich keiner geben wollte,
Beschlossen sie, daß ihren Streit
Ein kluger Richter schlichten sollte.

Als nun der Weiße Recht behielt,
Da sprach das schwarze Kind der Mohren:
Du siegst, ich habe hier verspielt,
In Tunis hättest du verloren.

Leßing.

München,
Gedruckt bey Johann Friedrich Ott, Churfürstl. akademischen Buchdrucker.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Zweyter Jahrgang.
Neuntes Monatstück.
Im Brachmonat 1766.

München
zu finden im akademischen Bücherverlag.

Die Zukunft.



Gedanken drängen die Gedanken
Aus ihres Raumes engen
Schranken
In die entfernte Zukunft
hin.
O Schicksal! Jahre, Tag
und Stunden,
Wie schnell seyd ihr mir sonst verschwunden!
Wo flieht ihr in der Zukunft hin?

Die Gottheit führte meine Jugend
Selbst auf den heilgen Weg der Tugend
Und stralte mir mit ihrem Licht.

Sie ließ mich in dem Lauf der Jahren
Der Weisheit stilles Glück erfahren,
Und zeigte mir ein helles Licht.

Doch, Weisheit, wer kann dich ergründen?
Wer wird von dir den Anfang finden?
Und wer mißt noch die ferne Zeit?
Wer darf ins Buch der Tage blicken?
Wen wird sein künftig Loos beglücken,
Daß er es kennt, wie diese Zeit?

Nur du, Allwissender! kannst sehen,
Was noch in Seelen wird geschehen,
Was war, was ist, und was noch kömmt:
Dein Wort nimmt Zepter, schenket Kronen,
Und weis die Tugend zu belohnen,
Wenn sie gleich schüchtern thränend kömmt.

Du, Schicksal! kürzest Legionen,
Die unsre Welt noch heut bewohnen,
Den Faden ihres Lebens ab.
Der Tod befiehlt mit gleichem Rechte
Dem größten Fürsten, wie dem Knechte;
Er kürzet beyder Leben ab.

Dort wird ein Prinz zum Heil gebohren;
Im Augenblick ist er verloren,
Ihm giebt der Morgenstern sein Grab.

Das Volk bringt thränende Gebether;
Umsonst. Dort lebt ein Uebelthäter,
Und findt zur Quaal ein spätes Grab.

O GOtt! wer mißt wohl deine Größe?
Ich fühle dich, doch meine Blöße
Ist stark, weil mir Verstand gebricht.
Mein Geist kann nicht in Ewigkeiten,
In Meere voll Vollkommenheiten
Sehn, weil ihm höhre Kraft gebricht.

Wer weis, vielleicht in diesen Stunden
Ist auch für mich die Zeit verschwunden,
Die mir zum Daseyn war bestimmt.
Vielleicht werd ich in jene Tiefe,
Wo mich ein GOtt zum Daseyn riefe,
Des Chaos Theil zu seyn bestimmt.

Vielleicht muß meine Seele wandern *
Aus einem Körper in den andern,
Geschaffen zur Vollkommenheit.
Vielleicht eil ich in neue Welten,
Wo Weise mehr als Thoren gelten,
Und finde dort Vollkommenheit.

* Diese heydnischen Zweifel stehen nur hier, um im nachkommenden aus der Offenbarung widerlegt zu werden.

Vielleicht, von Lethens Trank berauschet,
Hab ich mit tausenden vertauschet
Den Körper, der mich jetzt umgiebt.
Und ach! nun werd ich ganz zerstäuben:
Nun soll von mir nichts übrig bleiben,
Wenn mich des Todes Nacht umgiebt.

Und sollt mein Geist sich einst erheben,
Und stolz den Körper überleben;
Werd ich denn noch wie jetzo seyn?
Werd ich noch ohne Sinnen denken?
Wird mich ein flüchtger Leib umschränken,
Und geistig und unsterblich seyn?

Ich schweige: nie wird mir es glücken,
In die Geheimnisse zu blicken,
Die nur der Gottheit Vorrecht sind.
So wie ein Adler seine Schwingen
Erhebt, den Stralen nah zu dringen,
Und sinkt, weil sie zu blendend sind:

So steigt mein Stolz in jene Sphäre,
Als wenn er Göttern ähnlich wäre,
Und fällt schnell in die Nacht zurück.
Hier, wo sich die Unwissenheiten,
Wie Nebel in dem Herbst, ausbreiten,
Stürz ich in Finsterniß zurück.

Wo Meere voller Weisheit fließen,
Sind mir nur Tropfen zu genießen
Von dem Allwissenden geschenkt.
Wo tausend Sonnenlichter glänzen,
Sind mir, zu sehen, meine Gränzen
Nur kaum für einen Stral geschenkt.

Kein Sterblicher kann durch euch dringen,
Ihr Tiefen: und euch zu besingen
Muß eines Seraphs Zunge seyn.
Hier sind der Menschen größte Meister
Erschrocken, wie die kleinsten Geister,
Wenn sie gedacht entseelt zu seyn.

Doch, Ewiger! mit mir zufrieden,
Und mit dem Loos, das du beschieden,
Bieth ich der fernen Zukunft Trutz.
Du schufst die Welt, um zu beglücken:
O sanfter Trost, mich zu entzücken!
In deinen Armen bieth ich Trutz.

Kein Zweifel soll mich mehr bekümmern;
Ich seh noch nebst der Welten trümmern
Auch diese Sphäre untergehn.
Mein Geist, o Gottheit! ist zu prächtig,
Und deiner Güte Hand zu mächtig,
Als daß er könnte mit vergehn.

Und welch ein Licht durchstralt mein Herze?
Schnell weicht der Zweifel mit dem Schmerze.
Ich seh der Offenbarung Buch.
O Glück! ich soll einst auferstehen,
Und so, wie jetzt, doch prächtger gehen
Ins selge Reich, nach diesem Buch.

Hier kann ich alle Züge lesen,
Das, was ich bin, was ich gewesen,
Doch nur nach endlichem Verstand.
Die Weisheit giebt, nach meiner Sphäre
Im Denken, ihre heilge Lehre,
Und schrieb für endlichen Verstand.

Auch daß ich in der Zukunft lebe,
Und halb mein Ich vom Staub erhebe,
Hat er mir selber offenbart.
Ja daß ich in erhöhtern Schranken,
Erfüllt mit göttlichern Gedanken,
Dann prange, ist mir offenbart.

Doch ob ich bald, wenn ich erbleiche,
Den höchsten Grad des Glücks erreiche,
Und nicht auf Staffeln nach und nach:
Und ob sich nicht die Seligkeiten,
So wie bey uns Vollkommenheiten,
Dereinst verbreiten nach und nach:

Dieß sind uns Räthsel, und wir finden,
So sehr wir uns, sie zu ergründen,
Bemühn, doch nichts als Finsterniß.
Drum leg ich mich zu deinen Füßen,
Bis du mir wirst die Thür aufschließen
Zur Weisheit nach der Finsterniß.

Die Furcht vor Grab und Tod entfliehet,
Weil mir ein neues Leben blühet
In deinem Schooß, o Ewigkeit!
Stürm, Krankheit, nur in meine Glieder!
Getrost! mein GOtt giebt mir sie wieder
Beym Anbruch jener Ewigkeit.

Wenn Donner in den Wolken brüllen,
Mit Angst der Frevler Herz erfüllen,
So steh ich froh, auf GOtt gestützt.
Wenn brausend von des Meeres Wellen
Die Fluthen zu den Himmeln schwellen,
So steh ich froh, auf GOtt gestützt.

Noch seh ich ihn, wer kann es fassen?
Den GOttmensch, an dem Kreutz erblassen.
So ist für mich der Tod besiegt.
Die Macht vom tiefen Schwefelsumphe
Hat er, mein Heiland, im Triumphe,
Für mich und mein Geschlecht besiegt.

Der Heiland, der für mich gestorben,
Hat mir die stolze Macht erworben,
Daß sich mein Geist mit ihm erhebt.
Als er des Todes Angst empfunden;
Da hab ich mit ihm überwunden,
Daß sich mein Geist mit ihm erhebt.

Mit Lächeln hoff ich auf dein Kommen,
O Tod! durch dich wird mir benommen
Die schwere Last der Menschlichkeit.
Wie werd ich dann, voll Siegeszeichen,
Dich Götterherrlichkeit erreichen,
Weit ober dir, o Menschlichkeit.

Madame Merkin.

Erklärung der natürlichen Ursache des Erdbebens.

Wenn bey Ungewittern der Donner, welcher prasselt, und der Blitz, der leuchtend herabschießet, ein Schrecken einzuflößen vermögend sind; wie viel mehr muß denn das Erdbeben schrecklich scheinen? Der Blitz kann nur eine kleine Anzahl von Menschen oder Gebäuden niederschlagen; es gehen auch noch vor ihm gewiße und sehr merkliche Zeichen vorher, die uns vor der Gefahr warnen, und uns gemeiniglich die Zeit gönnen, uns vor seinen Wirkungen in Sicherheit zu setzen: allein das Erdbeben läßt sich in einem Augenblicke, da man es am wenigsten vermuthet, spüren,

ren. Es verändert den Lauf der Flüsse, verheeret die Felder, kehret die Städte um, und begräbt viele tausend Menschen, die vor diesen Zufällen weder Hülf noch Zuflucht finden. Eben dadurch beweiset uns der Urheber der Natur unwidersprechlich, nicht nur, daß unsere Güter und unser Leben in seinen Händen sind, und es in seinem Willen steht, uns in einem Augenblicke alles dessen zu berauben, sondern auch, daß die Erdkugel, die wir bewohnen, in wenigen Stunden umgekehrt, und in einen Haufen zerscheitert werden kann, um wieder das Bild des alten Chaos, wovon uns die Dichter so prächtige Beschreibungen geben, vorzustellen. Besteht die Welt seit sechs tausend Jahren in dem Stande der Vollkommenheit, worinnen sie erschaffen ist: so folgt nothwendig, daß eine eben so weise als gütige Vorsehung die krampfichten Bewegungen, wodurch dieser Haufe bis in seinem innersten Grunde zerrüttet werden kann, regieren müsse.

Diejenigen, welche sich nicht um die Erkenntniß der Naturlehre bemühet haben, bilden sich ein, daß es schwer ist, die Ursache des Erdbebens zu bestimmen. Ist man aber nur

ein

ein wenig mit dieser Wissenschaft bekannt, so weiß man, daß die Höhlungen von Schwefel und Harz, welche in dem Innersten unsrer Erdkugel eingeschlossen sind, unaufhörlich zu Ausdünstungen, die durch die Bewegung davon losgemacht werden, Stof geben. Wenn diese zum Brennen geschickte Theilchen in einer unterirdischen Höhle, die weit genug ist, daß die Luft darinne spielen kann, sich in hinlänglicher Menge zusammen treffen: so stossen sie unordentlich und häftig aufeinander, und bringen erst einige Funken, hernach eine allgemeine Entzündung zuwege; diese aber vermehret alsdenn die Federkraft der Luft um ein beträchtliches, und nöthiget sie, alle ihre Gewalt zu brauchen. Indem nun dieses Element einen freyen Ausgang suchet: so erschüttert es die Mauern seines Gefängnisses, welches das eigentliche Erdbeben verursachet, und bricht durch die Spalten und Risse, die eine Folge der ersten Erschütterung sind, und allezeit an der Stelle, wo die Luft den geringsten Widerstand findet, entstehen, heraus. Da aber die Spitze von den Bergen der schwächste Theil derselben ist, wenn sie inwendig hohl sind, weil die abgebrochnen Stücke, die sich von außen beständig von dem Gipfel

absöndern, auf die Seiten fallen, und diese befestigen, so dampfet das unterirdische Feuer gemeiniglich durch die Spitze der erhabenen Oerter aus; und das ist der Ursprung der feuerspeyenden Berge.

Die Erfindung der Mienen oder Sprenggruben ist eine Nachahmung dieses erschrecklichen Spieles der Natur: und das Schießpulver wird aus ähnlichen Materien mit denen, deren sie sich hier bedienet, zusammen gesetzt. Mehr ist nicht nöthig, die mechanische Einrichtung, wodurch das Erdbeben entsteht, überhaupt zu begreifen. Allein unsere Absicht ist hier, eine umständlichere und genauere Erklärung von diesen fürchterlichen Erscheinungen zu geben.

Man muß sich die Erdkugel als wie von unendlich vielen Gängen oder Kanälen durchbohrt vorstellen, welche man mit den zurückführenden Adern und den Schlagadern, die durch den ganzen Umfang des menschlichen Körpers vertheilt sind, vergleichen kann. Einige von diesen Kanälen gehen selbst unter dem Grunde des Meeres hindurch; denn man kann den abwech-

wechselnden Ausbruch des Aetna und Vesuvius nicht anders erklären, als wenn man unter diesen feuerspeyenden Bergen eine Gemeinschaft durch einen hohlen Gang unter dem mittelländischen Meere annimmt.

Unter den Gängen, welche durch die Erde laufen, sind einige bestimmt, den Kreislauf des Wassers, wodurch sie befeuchtet wird, zu unterhalten: die andern dienen zu Behältnissen und Luftröhren für die schwefelichten und harzichten Dünste, welche durch ihre Entzündung das Feuer in dem Mittelpuncte, wovon die innere Bewegung der Theile unserer Erdkugel entstehet, nähren.

Der Lehrbegrif von dem allgemeinen Kreislaufe der Wässer, welche die Erde netzen, führet uns auf die gegründete Vermuthung, daß die Meere, die ihre Oberfläche bedecken, mit den tiefsten Abgründen Gemeinschaft haben, und bis auf die Wurzeln der Berge gehen. Man kann sogar annehmen, daß die beständige Bewegung der Luft, woher die Winde entspringen, die Gewässer zwinge, in die tiefsten Höhlen unter der Erde zu treten; wozu das Feuer

in

in dem Mittelpuncte, das von der Luft unterhalten wird, gleichfalls dasseinige beyträgt. Diese Grundsätze können durch gewiße Erfahrungen bewiesen werden.

Der Wolga führet dem caspischen Meere eine so große Menge Wasser zu, daß es die ganze Erdkugel in einem Jahre überschwemmen würde, wenn sich in dem Grunde dieses Meeres kein Ablauf fände. Der P. Kircher meynt, daß dieser Ablauf unter dem Berge Caucasus fortgehet, und mit dem schwarzen Meere Gemeinschaft hat, so, daß Georgien und Mingrelien eine Art von einer Brücke über denselben ausmachen.

Eben das muß man von dem persischen Meerbusen sagen, der dem caspischen Meere zu einem Behalter dienet, und in dem Becken desselben die Gewässer, welche die Winde daraus in das schwarze Meer getrieben haben, wieder ersetzet. Eine ähnliche Gemeinschaft muß zwischen dem rothen und dem mittelländischen Meere seyn.

Die unsichtbare Verbindung unter diesen Meeren wird uns nicht so wunderbar scheinen,

wenn

wenn wir die Beyspiele von eben der Art, welche uns die Erdbeschreibung im Kleinen an die Hand giebt, überlegen. Man versichert, daß der Niger nur von dem Nil, der sich unter der ungeheuren Kette von den Bergen in Nubien einen Weg geöffnet hat, ein Ausfluß ist, und also der Nil, unter dem Namen des Nigers, von Nubien aus seinen Lauf gegen Abend fortsetzet, und in das atlantische Meer fällt. Man ist heut zu Tage überzeugt, daß in dem Berge Taurus eine ungeheure und tiefe Höhle ist, die den Tigerstrom aufnimmt, und ihm an der entgegen stehenden Seite einen Ausfluß giebt: an eben der Seite geht dieser Fluß, nachdem er durch den See Thospites gekommen ist, von neuem zwölf Meilen lang unter der Erde fort, und bricht darauf wieder hervor, um sich bey Babilon in den Euphrat zu ergießen.

Auch ohne aus Europa zu gehen, weiß man, daß die Guadiana, welche Spanien von Portugall absöndert, zwey und dreyßig Meilen lang unter der Erde fortläuft. Die Rhone stürzet sich, nachdem sie durch den Genfersee geflossen ist, in einen Abgrund, wo sie eine halbe Meile über unsichtbar bleibt. Der Fluß

Mole, in der Provinz Surrey in England, verbirgt sich bey Bayhill auf eine beträchtliche Weite. Bey Walworth, in der Grafschaft Durham, findet man Brunnen, die nach den Erfahrungen, welche man an den Orten selbst bekommen hat, durch einen unterirdischen Kanal, in der Länge von zwo Meilen, mit dem Flusse Lees Gemeinschaft haben.

Daß sich auf gleiche Weise in der Erde Höhlen voller Dünste, die der Entzündung nahe sind, oder die sogar in einem beständigen Brande stehen, finden, das erlauben uns die verschiedenen feuerspeyenden Berge, die wirklich sind, und noch alle Tage entstehen, nicht in Zweifel zu ziehen. Man siehet, daß aus derselben Flammen, Asche, Rauch, Steine, Mineralien, Metallsteine, und bisweilen Ströme von Harz heraus kommen. Es ist kein beträchtlicher Theil der Welt, der keine solche Feuermündungen habe. Plutarch sagte zwar, daß Gallien davon befreyet wäre: allein nach seiner Zeit hat man in diesem Reiche oft Erdbeben gespüret. Und aus denen Gebirgen von Auvergne und Faucigny ist Feuer ausgebrochen. Die Staaten von Neapel und Sicilien sind in dem

Stücke

Stücke einer beständigen Gefahr unterworfen. Perou ist nicht weniger dergleichen Zufällen ausgesetzt. Man wird in ...nger Zeit die Zerrüttung, die es vor wenigen Jahren durch ein Erdbeben ausgestanden hat, nicht vergessen. Dasselbe ließ sich in den Meeren weit hinein, längst der Küsten auf sechshundert Meilen gegen Süden, und auf fünfzehnhundert Meilen gegen Norden spüren: ein Umstand, den man von dem berühmten Herrn Godin, einem der Mitglieder von der Akademie, welche von dem Könige ausgeschickt waren, einen Grad der Mittagslinie unter der Linie zu messen, erfahren hat. Man zählet bis auf fünfzehn speyende Berge in der langen Kette von den Gebirgen in Amerika, welche Cordilliere des Andes genannt wird. Unter diesen ist einer der den Namen des Wasservulkans führet, weil er eine Menge von Bächen auswirft. Ein anderer, welcher der Feuervulkan heißt, speyet so helle Flammen aus, daß man bey diesem Lichte des Nachts in einer Entfernung von dreyen Meilen einen Brief lesen kann. Es ist nicht möglich, die Verwüstungen, welche diese feuerspeyende Berge an verschiedenen Orten, und zu verschiedenen Zeiten verursacht haben, zu schätzen. Allein es ist offenbar, daß

so wunderliche Zerrüttungen ungeheure Höhlen machen, welche Flüsse und Berge verschlingen können. Es finden auch die Handwerksleute, welche in diesen Landen in den Bergwerken arbeiten, bey jedem Schritte Höhlungen, so, daß diejenigen, welche die Oberfläche der Erde betreten, sich niemals schmeicheln dörfen, auf einem durchgehends festen Boden zu gehen.

Wenn unsre Augen durch die mehr oder weniger dicken Rinden, welche uns diese tiefen Abgründe verdecken, dringen könnten, so würden wir sonder Zweifel vor der Gefahr, die wir ohne Unterlaß laufen, mit den Trümmern von unsern Gebäuden hinab gestürzt zu werden, erzittern. Seneka hatte die Sache, wovon wir handeln, überlegt: er erkennet, daß allenthalben unter unsern Füßen tiefe Gruben sind, die uns zu Gräbern dienen könnten.

Der Stof zu dem unterirdischen Feuer hat eine Stärke, die wir wegen der verschiedenen Theile, woraus er bestehet, als Schwefel, Salpeter, Salmiak, Harz, Arsenik, Metallgeist von Gold, Kupfer, Eisen und so weiter, und wegen so vieler andern Umstände, die wir

nicht

nicht kennen, und vielleicht niemals kennen wer=
den, nicht zu berechnen im Stande sind.

Man muß also der Menge und Beschaf=
fenheit dieser zur Entzündung geschickten Theil=
chen in Absicht auf die grösere oder geringere
Festigkeit und Dicke der Erdrinde, welche sie
umgiebt, die mehr oder weniger gewaltigen Aus=
brüche und Erdbeben zuschreiben, die sich spü=
ren lassen, und indem sie an der einen Seite
viele Meilen Lands zu Grunde richten, an der
andern Berge und neue Inseln, wie man weiß,
daß es an verschiedenen Orten geschehen ist,
hervorbringen.

In Absicht auf die Weite, worinne sich
ein Erdbeben merken läßt, sagt der Herr Bayle:
„ Man kann gedenken, daß die Erschütterung,
„ welche die Erde bekömmt, so bald die unter=
„ irdischen Dünste losbrennen, nicht allzeit
„ ein Erdbeben verursache, das sich so weit
„ ausbreiten könne, als man es bisweilen ge=
„ sehen hat. Es ist in der That sehr wahr=
„ scheinlich, daß diejenigen, die sich auf eine
„ große Weite spüren lassen, ihren Ursprung
„ von der Wirksamkeit des Feuers haben, wel=

„ ches, indem es sich durch die unterirdischen
„ Risse schleicht, von der Höhle, die sich zu=
„ erst entzündet hat, in eine andere Höhle
„ fährt, und daselbst ein neues losbrennen ver=
„ ursacht, so, wie viele Mienen, die durch ei=
„ nen Pulverlauf mit einander Gemeinschaft
„ haben, fast zu gleicher Zeit Feuer fangen,
„ so bald nur eine davon angezündet ist. Gleich=
„ wohl ist es eben so wenig ohne alle Wahr=
„ scheinlichkeit, daß solche heftige Erdbeben,
„ welche sich über große Striche Landes erstre=
„ cken, die Wirkung von einem einzigen Los=
„ brennen seyn mögen. „

Magazin der Natur, Kunst und Wissen= schaften.

Das

Das Dorf, ein Gedicht.

Betäubet vom Gewühl der Stadt, des Lärmens müde,
Flücht ich aufs selge Land. — Empfang mich, werther Friede!
Die Einfalt, der ich oft mich in die Arme warf,
Hat, was der Dichter wünscht, und was der Mensch bedarf;
Der Demuth wahre Pracht, dem Mäßigen die Fülle,
Vergnügen für das Herz, und für die Weisheit Stille.

Heil dir, du kleines Dorf! — zwar schlechte Hütten nur
Beschatten hie und da die angenehme Flur,
Von altem Moose grau, mit Rebenlaub umwunden,
In Büschen halb versteckt, still, wie die Abendstunden,
Einfältig, wie die Treu, von Menschen leer, allein,
Vergessen von der Welt, — wie ich gewünscht zu seyn.
Zwar steiget hier kein Thurm, begaft von blödem Volke,
Verwegen Himmel an, und trägt die dunkle Wolke;
Kein marmorner Palast, von dem am hohen Tag
Auf langen Gassen noch der kalte Schatten lag,
Sieht über andre hin, und zeiget auf Cornieſen,
Umsonst! der Nachbarschaft zu klein gehaune Rieſen.
Kein strebender Alcid trägt hier ein Thor, und faßt
Mit nervenvollem Arm des Bogens schwere Last;
Allein,

Allein, gewährte mir der Himmel eine Bitte,
Wie froh vergäß ich ihn, und wählte jene Hütte!

In jener Dunkelheit, von Bäumen eingehüllt,
Dort, wo der Anger sanft zum kleinen Hügel schwillt,
Am spiegelklaren Bach, in dem des Ufers Höhen
Die über ihren Hang gelehnte Eiche sehen,
Beschaut sie hier das Feld, und dort den schönen Bach;
Die Wände schlechter Thon, bemooftes Stroh ihr Dach,
Vom nachbarlichen Grund durch Weiden abgeschieden,
Vergnügen innerhalb, und rings umher der Frieden.
Nur unterbricht das Lied der süssen Nachtigall,
Und von der Weide her ein froher Wiederhall,
Der West, den, wenn er laut durch rege Büsche spielet,
In jedem Blatt beseelt, die ganze Eiche fühlet,
Der Schwalbe froh Geschwätz vom Moos bewachsnen Dach,
Der dunkel murmelnde vorbey gegoßne Bach,

Und bald des Hirten Lied, und bald des Vieh=
Gebrülle,
(O ländliche Musik!) die angenehme Stille!
Ein schlankes Immergrün, geleitet von der
Hand
Des Landmanns, schlinget sich beschattend um
die Wand,
Bebt um die Fenster her, und kühlt die heissen
Lüfte,
Und vor der Schwelle haucht das Veilchen süße
Düfte.

O unverdorbene, o reitzende Natur,
Der Ort, der dich nicht hat, bedarf der Kün=
ste nur!
Auch die Zufriedenheit, haßt, so wie du, Ge=
pränge,
Wählt für den Schimmer Ruh, und Stille
für Gedränge.
Der Philomele gleich, die, durch Gewühl ver=
jagt,
Die stillen Büsche sucht, und öden Fluren klagt,
Entweicht sie dem Geräusch um prangende Ge=
bäude,
Wo außen Schimmer herscht, und innen Lärm
für Freude.

Der

Der niedern Geldsucht feind, und eitler Ruhmbegier,
Geht sie der Einfalt nach, und findet Ruh bey ihr;
Besucht, dem Landmann gleich, die Schatten seiner Wälder,
Bepflügt mit ihm sein Land, und mäht mit ihm die Felder;
Theilt Arbeit und Genuß, wie Lust und Ungemach,
Vergießet Schweiß mit ihm, und schläft bey ihm am Bach.

Der abgedankte Knecht der Schwelgerey,
der reiche
Unglückliche, erschöpft, des weiten Palasts Leiche,
Der jetzt den siechen Leib, im Alter seine Last,
Auf Stützen mühsam schleppt, und seine Jugend haßt,
Mag satt am vollen Tisch, und freudenleer bey Freude,
Und durstig unterm Wein, und schlummerlos auf Seide,
Im ungenießbaren, verwünschten Ueberfluß,
Ein immer lüsterner, und eckler Tantalus,

Der

Der Sonne ungesehn, in seinem Schatz begraben,
Mit allem überhäuft, vergeblich alles haben!
Bey jenem kehrt Genuß bey frommer Armuth ein,
Und Reichthum ohne Gold, und Freuden ohne Wein.

O dreymal glückliche Bewohner solcher Hütten!
Was läßt der Himmel euch verwünschen oder bitten?
Was oft dem König fehlt, was Städter setzten sehn,
Die süße Freyheit, Erd und Himmel sind hier schön.
Es lacht rings um euch her die Freude aus den Wäldern,
Die Ruh vom kühlen Bach, der Segen von den Feldern:
An Wonne unerschöpft, an tausend Schätzen reich,
Ist Frühling, Sommer, Herbst, ist ganz das Jahr für euch!
Zum Lohn für eure Müh, zur Lust bey der Beschwerde,
Schmückt und bereichert sich die mütterliche Erde.

Der Hunger, den kein Koch, der Schlummer,
den kein Geld,
Gesundheit, die kein Arzt, und Ruh, die keine
Welt,
Die Ruhe ohne Neid, die selbst nicht Kronen
geben,
Das unschätzbare Gut, das Glück, das wahre
Leben,
Die alle giebet euch eur Stand, und Fleiß:
er schafft,
Verdienet, würzt eur Mahl, und giebt ihm
seine Kraft.

Wenn noch geschwellt vom Schnee, den
heitre Sonnen schmelzen,
Durchs Thal die Bäche sich, so voll, wie
Flüsse, wälzen,
Bevor, vom öftern Hauch des Ostes einge-
zwängt,
Der ungebohrne Flor die schwangre Knospe
sprengt,
Treibt, wenn die Sonne kömmt, wenn rund
umher die Höhen
Und Büsche, weiß vom Reif, durch dünne Ne-
bel sehen,

Im

Im kalten Morgenwind der Landmann seine
Schaar:
Schweiß rinnt von seiner Stirn, und Eis hängt
ihm am Haar. —
Die Sonne gehet auf; die Nebel sinken nieder,
Der Hügel steigt hervor, die Welt erscheint
ihm wieder.
Bald aber läßt ihr Stral den Schooß der
starren Flur,
Und weckt die Zeugungskraft der wirksamen
Natur:
Dann schwillt der Acker auf, dann wickeln Büsch
und Wälder
Die jungen Schatten aus, und Grün bedeckt
die Felder:
Bis, tief im schönen Jahr, der heisse Süd=
wind keicht,
Das Blatt sich tiefer färbt, die volle Aehre
bleicht;
Und dann ist weit umher — welch eine Augen=
weide!
Wohin der Blick nur fällt, nur Himmel und
Getreide,
Und Hecken sehn daraus, wie Inseln aus dem
Meer,
Und Weste jagen drauf die Wellen vor sich her.

O angenehme Müh, wenn Aehren, die
hier wallen,
Nach eines Jahres Schweiß, vor seiner Sichel
fallen!
Und wenn der nahe Herbst, der seiner Last er-
sinkt,
Den Schnitter von der Flur in reiche Gärten
winkt,
Wo unter süßer Frucht der Obstbaum nieder-
hänget,
Und der gehäufte Saft die reife Traube drenget!

So folgt hier Müh auf Müh; jedoch be-
lohnte Mühe,
Vom Lenz zum Winter fort, belohnte süße
Mühe!
Die Sonne gehe auf, sie senke sich ins Meer,
Nie ist er Arbeitlos — und niemals Freuden-
leer.
Am Abend werden ihn der Seinigen Verlan-
gen,
Der Hunger an dem Tisch, der Schlaf auf
Streu empfangen.
Mit keinem Saft des Mohns erkünstelt er sich
Ruh,
Sie überschleicht ihn selbst, sein Auge fällt ihm zu:

Der balsamreiche Schlaf, ihn wieder zu verjün-
gen,
Regt säuselnd über ihm die schwanenweichen
Schwingen.
Kein schwarzes Bild der Nacht, das Kind der
Phantasey,
Empfangen von der Schuld, gesäuget von der
Reu;
Kein Traum, der Große quält, von Rechten,
die verachtet,
Von Ländern, die verpraßt, von Menschen, die
geschlachtet,
Von Wittwen, die gedrückt, Weh über Un-
recht schreyn,
Spricht bey den Dürftigen, in kleinen Hütten, ein.
Die Sorge, die sich leis ins Schloß der Fürsten
schleichet,
Und oft den Schlaf vom Aug' auch eines Ti-
tus scheuchet;
Was den verfallnen Geitz, und was die Ehr-
sucht quält,
Das Gold, worauf er liegt, der Orden, der
ihr fehlt,
Besorgniß, Hoffnungen, Gram, Neid, Ge-
wissenszweifel,
Der Hölle ganzes Heer, die innerlichen Teufel,
Mit

Mit jedem Sträflichen, durch ein gleich enges
Band,
Wie mit dem Frommen Ruh und Seligkeit,
verwandt,
Die alle führt mit sich, so bald die goldne Röthe
Am Horizont verblaßt, der Abend in die Städte.
Dort äffen sie im Schlaf die Thaten, die der
Tag
Gesehn, und nicht gesehn, — so gar Gedanken
nach.
Dort, im bewachten Saal, wo der gekrönte
Würger
Auf weichen Rosen liegt, weint der bedrängte
Bürger:
Und Gräber senden ihm, wenn Menschen um
ihn her
Stumm, oder Schmeichler sind, ernsthaftre
Prediger.
Auf Eidern wälzt sich dort, durch lange grause
Nächte,
Gefoltert von sich selbst, der große Unge-
rechte.
Angst stürmt in seiner Brust, um ihn verbrei-
tet sich
Die ernste Mitternacht, todt, schaurvoll, fürch-
terlich.

Da kennt er sich erst selbst, des Heiligen Verächter,
Der Waisen Plünderer, den Schänder keuscher Töchter,
Der durch Betrug und Raub sich Fluch und Schätze häuft,
Der Armen Schweiß verschwelgt, der Wittwen Thränen säuft;
Und was nur Frevler quält, belagert seine Schwelle:
Sein Pfühl ein Folterbett, sein Palast eine Hölle!
Er bebt, er windet sich, sein Herz fliegt, kalter Schweiß
Quillt aus der blassen Stirn. — Indessen schläft ein Greis,
Vom seligen Gefühl der Unschuld eingewieget,
Geruhig, ob er gleich auf bloßer Erde lieget,
Und sicher legt ein Hirt auf einen nackten Stein
Sein Haupt, und schläft im Thal sanft unter Bethen ein.

O beste Trösterinn, Unsträflichkeit der Sitten!
Wie wohl verwandelst du in Schlösser arme Hütten!

Wenn

Wenn in den Wasserkrug, der unsern Durst
erfrischt,
Sich keines Armen Schweiß, und keine Thräne
mischt;
Wenn für genugsam Brod, der Erd und GOt-
tes Gaben,
Die Erde und ihr GOtt, nur Dank und Pflege
haben;
Wenn wir, durch Stroh geschützt, für Regen,
Frost und Wind,
Und durch Leutseligkeit, für Menschen sicher sind;
Im guten Glück nicht stolz, im widrigen ge-
lassen,
Den Tod nicht weichlich scheun, noch feig das
Leben hassen! —
Und diese Trösterinn — wofern sie ein Revier,
Vor tausenden bewohnt — wo wohnt sie sonst,
als hier?
Hier im vergessnen Dorf, wo einer so viel
Gaben
Des Glücks, als andere, und alle wenig haben.

Nie sät hier Momus das, warum die ei-
ne Welt
Die andre öde macht, der Zwietracht Saamen,
Geld.

Kein Reichthum zeugt hier Stolz, kein Stolz erweckt zum Neide,
Kein Neid zum Menschenhaß, kein Haß zu böser Freude.
Er flößt den Seelen nicht im schwelgerischen Wein
Durst nach des andern Gold, und endlich Blutdurst ein.
Die Armuth, oft ein Schutz und Zaum der Tugendhaften,
Verwahrt das fromme Herz für starke Leidenschaften.
Des Landmanns reines Blut hält immer einen Lauf,
Erstarret nie vor Furcht, kocht nie vom Jachzorn auf.
Ihn pflegt nicht Müßiggang, er trinkt nicht aus den Brüsten
Der weichen Schwelgerey die heisse Brunst in Lüsten.
Der unschuldvolle Trieb, die reine Liebe nur
Beschäfftigt sein Gefühl, zur Ehre der Natur.
Kein Hymen schmiedet hier aus Golde seine Kette,
Und reißt die blasse Braut in ein verwünschtes Bette:

Kein

Kein Vater wuchert hier mit Töchtern, und das Band
Der Ehrsucht fesselt nie die ungegebne Hand.

Zwar ist das Land, wo nur der beste der Gewinnste
Ein Kranz von Aehren ist, kein Boden für die Künste.
Die Sonne, welche ihr belebendes Gesicht
Auf diese Felder kehrt, ist ihre Sonne nicht.
Im güldnen Stral des Hofs, gepflegt von stolzer Güte,
Und milder Eitelkeit, entfalten sie die Blüthe.
Hier steht kein Flaccus auf, erwecket vom Mäcen,
Und singt uns Tugenden — und malt uns Laster schön:
Hier schafft kein Phidias aus Felsen, oder Eichen
Den Zevs, der Blitze trägt — zum Untergang der Reichen;
Kein künstlicher Vitruv thürmt hier sein Schloß aus Stein
Von Paros auf — und prägt Bewundrern Hochmuth ein.

Doch, Armuth! wenn von dir die Künste sich entfernen,
So fehlt dir nur Gefahr, die Ueppigkeit zu lernen!
Dieß schwesterliche Chor füllt ein wohllüstig Land
Mit schönen Thorheiten, und königlichem Tand;

O Zeit der Redlichkeit und Einfalt, bessrer Sitten!
Als Helden pflügeten, die für die Freyheit stritten;
Als man für Brod und Ruh — des Lebens bestes Gut! —
Der Erde Schweiß bezahlt', und seinem Lande Blut;
Als Consuls ihre Hand, in ungestümen Tagen,
Am Pfluge härteten, und lernten, Frost ertragen;
Als — o! der güldnen Zeit, die Curier gebahr! —
Der Name, Ackermann, ein Ehrennamen war;

Als

Als Regulus, Valer und Cincinnatus trieben,
Was * Cato später hin, und Varro nur noch schrieben!
Wo bist du, beste Zeit! wo bist du? — blieb von dir
Der Erde noch ein Theil, so sind ich ihn nur hier!
In diesen Hütten nur, wo graue Männer sterben,
Und Stärke, Einfalt, Muth auf ihre Kinder erben;
Wo, rauher von Natur, die Erde minder blüht,
Und harte Jünglinge und starke Eichen zieht.
Die Stadt giebt ihre Ruh Gedungnen zu verfechten,
Ihr Wohl den Fremdlingen, und ihre Felder Knechten.

* Man verzeyhe diese kleine historische Unrichtigkeit. Vom Varro, der mehr theoretisch, als praktisch gelehrt vom Ackerbau schreibt, ist der Gedanke gleichwohl noch wahrer, als vom Cato, einem Mann, der allenthalben Hand angelegt zu haben scheinet.

Die Erde rächt den Schimpf; sie giebt für
schweres Korn
Dem Städter Spreu zurück, und trägt für
Aehren Dorn.
Wie würde doch, noch warm vom Drücken der
Themiren,
Die weiche Hand Adons das Schwerdt des
Krieges führen?
Wie wär er stark genug, den Pflug durchs
Land zu ziehn?
Ein Hauch, ein Thau, ein Stral der Sonne
tödtet ihn.
Und doch verachtet er den Landmann! — Froh,
gelassen,
Vergießt der Schweiß, und darbt: die Müs-
siggänger prassen.

Er darbt? — Im Ueberfluß, den seine
Händ erwarben,
Wofür er Schweiß vergießt, o Schicksal! muß
er darben?
Der Städter nennt es so. Ihm, der den Spruch
nicht faßt,
Reich seyn, heißt gnügsam seyn, ihm darbet,
wer nicht praßt.

Wie

Wie selig lebt indeß, von seiner Welt geschie-
den,
Vergnügt mit seinem Stand, mit der Natur
zufrieden,
Getränkt vom reinen Bach, genährt von seiner
Saat,
Der fromme Mann, der nichts begehrt, als
was er hat!
Er kennt die Güter nicht, die andre Länder
nähren,
Fühlt kein Bedürfniß mehr, und weiß nicht
zu begehren,
Läßt, was der Geitz umsonst, der Stolz zur
Straf erhält,
Den Crassen ihren Schatz, den Cäsarn ihre
Welt,
Und denkt im kühlen Busch, an Quellen heitrer
Wasser
Nicht an des Fürsten Schloß, nicht an den
Kelch der Prasser.
Sein frohes Leben fließt geschäfftig, Sorgen-
leer,
Wie über Veilchen hin die Quelle bebt, da-
her.

O mögte, mein Oreſt! auch mir das Schick=
ſal geben,
So ruhig unbekannt, ſo für mich ſelbſt zu le=
ben!
So einſam ungeſtört, — nur einen Freund um
mich,
Gefühlvoll, offen, treu, ganz mir geſchaffen —
Dich.

Joh. Jac. Duſch.

Der

Der bestrafte Ehrgeißige.

Mitten in einem Walde, einer Freystatt der Ruhe und des Friedens, lebte Philemon. Der nagende Verdruß, die Gewissensbisse, die traurige Sehnsucht hatten Achtung für seine einsame Wohnung: nur der Ehrgeitz allein hoffete sich eines Tages daselbst einzuschleichen.

Philemon, der von den Göttern begünstiget ward, brachte ihnen reine Opfer dar. Ein Lamm, ein Widder bezeugte wechselsweise die Erkenntlichkeit, welche er gegen ihre schätzenswürdige Güte hegte. Die Erde, die seiner Arbeit unterthan war, brachte überflüßig hervor, was er zu seinem Unterhalte nöthig hatte. Er meidete die Städte, und begab sich nur dahin, einige Früchte gegen Korn, das er zur Besäung seines Feldes gebrauchte, zu vertauschen.

Nach

Nach seinen Reisen nahm der Werth seiner Hütte in seinen Augen zu. Ebenholz, Gold und Helfenbein, Dinge, die bestimmt sind, die Paläste der Großen zu verschönern, zeigten ihre Pracht nicht an der Wohnung unsers Philosophen. Die Natur hatte alle Kosten zum Ausbutze derselben getragen, und sich ihrer Vertheidigung gewidmet.

Eine gedoppelte Schutzwehre von grünen Gebüschen entzog seinen einsamen Aufenthalt dem Gesichte der Reisenden. Ein klarer Bach brachte ihm mit einem Gemurmel den Zoll von seinem Wasser, und wand sich in vielen Krümmungen herum, welches seinen Aufenthalt an diesem schönen Orte verlängerte. Philemon trank von seinem Wasser, begoß seine Blumen damit, und verfolgte ihn in seinem irrenden Laufe mit den Augen aus einer Laube, wo er sich seinen Betrachtungen überließ.

Er lebte glücklich: keine betrügerischen Freunde, keine treulosen Geliebten, keine falschen Bedienten machten ihm Unruh. Sein Herz war bisher von allen Leidenschaften frey geblieben. Die Götter hatten seine Frömmigkeit mit die-

sen Gaben vergolten: allein sein Eifer fieng an nachzulassen. Von diesem Augenblicke an merkte er, daß er ein allzu einförmiges Leben führte: er beklagte sich über sein Schicksal.

Der Verdruß und die lange Weile plagten ihn: es ward den Begierden Thor und Thür geöffnet. Der Ehrgeitz drang endlich in diese einsame Wohnung, wozu er bisher keinen Zutritt zu finden vermögend gewesen. Da er im Besitze seines neuen Aufenthalts war, suchte er die leeren und ungeheuren Anschläge hervor, und führte sie als sein Gefolge in Philemons Hütte, der ihre grausamen Bemühungen bald empfand. Die Götter wurden zornig, und entfernten sich von ihm. Der Ehrgeitz spornte seine Begierden an, unterhielt seine Wünsche, und trieb ihn, die Götter zu bitten, daß sie ihm in seinen unbesonnenen Anschlägen, sein Glück zu machen, die er wider ihren Willen in seinem Kopfe geschmiedet hatte, günstig seyn möchten.

Philemon hatte die Opfer versäumet: jetzt fieng er sie mit größerm Eifer, als jemals, wieder an. Das auserlesenste von seinen Heerden färbte die Altäre mit seinem Blute.

Eines

Eines Tages bat er die Götter in der Thorheit seiner Gedanken, den Bach, der seine einsame Wohnung fürüber murmelte, in einen Strom, und den Kahn, den er ins Wasser stieß, in ein reich beladnes Schiff zu verwandeln. Ein Donnerschlag folgte auf sein Gebeth. Dieß nahm er für eine gute Vorbedeutung an. In der Versicherung, daß der Himmel sich seiner Bitte angenommen hätte, setzte er sich dreist in seinen Kahn, lief der Rache entgegen, und erwartete voller Sicherheit den Erfolg seiner Wünsche. Als der Augenblick heran nahete, da Philemon erhört werden sollte, überließ der Ehrgeitz seinen Schüler seinem Unglücke.

Alsbald lief der Bach gewaltig an: die Fluthen stürzten von den Gipfeln der benachbarten Berge herunter, und mischten mit demselben ihr schäumendes Wasser. Der neue Fluß brach durch, und riß die Ländereyen mit sich fort. Der Kahn, welcher durch ein Wunder in ein Schiff verwandelt war, wurde von dem Wasser gehoben und reissend fortgetrieben. So glückselig sich auch Philemon in diesem Augenblicke betrachtete; denn das Schiff, worauf er fuhr, war mit Schätzen erfüllt: so sahe er

doch

doch von weitem mit großem Leidwesen den Umsturz der lieben Hütte, worinn er länger als zwanzig Jahr gelebt, und seine Tage so ruhig zugebracht hatte.

Der Fluß stürzte sich ins Meer, und führte den Philemon auch mit sich dahin. Da er nun auf dem ungeheuern Meere aller Gefahr bloß gestellt war, und alles Land aus dem Gesichte verloren hatte, so kam er von seiner Trunkenheit wieder zu sich. Er besann sich, daß er vergessen hatte, die Götter zu bitten, daß sie sein Schiff glücklich in den Hafen führen möchten: allein es war nicht mehr Zeit. Er flehete die Götter, die sonst seine Beschützer gewesen waren, vergebens an: er hatte ihren Zorn verdient.

Das Meer fieng an zu toben; seine Wellen kochten auf: ein erschreckliches Ungewitter griff das Schiff von allen Seiten an. Eine wüthende Welle stieß es wider einen Felsen: das Schiff gieng von einander; das Meer verschlang es mit den Reichthümern, die darinn verwahret waren.

Phi-

Philemon ward nach einem langen Ringen wider dieß ungestüme Element an eine Küste geworfen, wo er von den Beschwerden ganz entkräftet, noch ehe er den Geist aufgab, bekannte, daß er den Tod, den er wegen seiner unbesonnenen Wünsche litte, wohl verdient hätte.

Man lasse den Göttern über sein Schicksal freye Gewalt: der Mensch ist ihnen lieber und werther, als leider, sich selbst. Man lasse die Klugheit zur Richtschnur seiner Wünsche dienen: sonst befürchte man, wie Philemon, das Opfer ihrer Verwegenheit zu werden.

Abendzeitvertreib.

Des

Des
Cato Antwort.

Auf welchem Pfad, o stolze Ehre,
Steigt man zu deinem Heiligthum?
Was ist es, das den wahren Ruhm
Des weisen Mannes Wunsch gewähre?
Ists eine Säule, deren Haupt
In stolzer Last die Wolken tragen,
Und die sichs selber kühn erlaubt,
Dem Himmel Lügen vorzusagen?
Hat der die Zeiten überlebt,
Den Dichter in das Ohr der spätesten Nachwelt
singen:
Wenn sich ein Lob, stolz auf des Reimes
Schwingen,
Weit über die Atriden hebt?
Wie? oder ändert sie, die Ehre, ihr Gewand?
Ist sie der Mode gut geworden,

Und thront auf einem breiten Band,
Und schimmert in dem Glanz der Orden?
Nein: sey nur tugendhaft, und liebe deine
Brüder!
Der Noth ein Schutz, dem Laster feind:
Beglück das Vaterland, verbessre seine Glie-
der,
Und bleib ein wahrer Menschenfreund!

Das ist der beste Weg, verewiget zu
seyn.
Der hat den wahren Ruhm viel fester im Be-
sitze,
Als selbst die höchste Cedernspitze,
Und als der größte Leichenstein;
Denn die Verdienste graben sich
Selbst in der Enkel Brust Altäre.
Der äußerliche Glanz der Ehre
Ist blendend zwar, doch schnell veränderlich.
Er kann den wahren Ruhm nicht mehren, nicht
verkürzen:
Allein der Tugend Ruhm klingt in der Enkel
Ohr,
Und steiget immer mehr empor,
Wenn Säulen des Sejans vor seinem Tode
stürzen.

Setz'

Setz' Newtons Asche zwar, zum Preis der tiefen Künste,
Setz Churchils Muth, und Wolfs Verdienste
Den Königen zur Seite bey;
Doch glaub, daß, ohne die Trophäen,
In jedes Britten Brust, als so viel Mausoläen,
Ihr Ruhm noch mehr verewigt sey.
Entfernt von blinder Eigenliebe,
Voll wahren Muths, voll edler Triebe,
Entziehet Cato sich der niedern Pöbelwelt:
In allen Pflichten unerschüttert,
Zeigt er in sich den Bürger und den Held,
Und macht, daß Cäsar selbst vor seiner Tugend zittert.
Soll diesen nicht sein Ruhm bis an die Sterne tragen?
Doch höret seinen Freund ihn fragen:
Freund, unsers Staates Schild!
Was hindert deine Ehrensäulen?
Weiß Rom der Tugend ächtem Bild
Kein ewig Denkmaal zu ertheilen?
Nein, besser ist es, sprach der Weise,
Daß mich der Enkel Mund, nicht Paros Marmor, preise,

Und daß die Nachwelt einstens fraget:
Warum hat diesem Mann Rom Statuen versaget?
Als wenn im Gegentheil der Wandrer spöttisch spricht:
Zwar seh ich Statuen, doch, warum, seh ich nicht.

Baronne von Leutrum.

Etwas

Etwas geographisches.

Erdebeschreibung von Utopien.

Dieses Land ist von zimlicher Größe, und hat just nicht mehr, noch weniger Einwohner, als es ernähren kann. Es hat in beständigem Frieden gelebt. Hier giebt es keine Advocaten, weil sie aus Mangel der Processen verhungern müßten. Unter dem Adel in diesem Lande ist Niemand im geringsten hochmüthig, wohl aber Jedermann ungemein freygebig. Die Lehrer der Religion, welche durchgehends heydnisch ist, sagen nichts, als was sie durch ihr eignes Beyspiel bestätigen: ja sie verfolgen sogar diejenigen nicht, welche in Nebensachen eines andern Sinnes, als sie, sind. Aerzte giebt es sehr wenig, und man braucht ihrer auch selten, weil hier Jedermann sehr mäßig lebt, weder an Speise, noch an Trank was anders, als was das Land giebt, genießt: der Edle und

Bürger ist damit vollkommen begnüget, ohne was aus fremden Ländern zu holen. Den Landesherrn lieben die Unterthanen, mit äußerster Frömmigkeit, und mehr als sich selbst. Niemand, der in der Gemeinschaft lebt, sucht Vorwände, von den allgemeinen und natürlichen Pflichten gegen diesen Herrn sich los zu machen: weil sich alle als gleiche Bürger, die des Landesherrn Schutz genießen, betrachten. Noch minder untersucht ein Unterthan die Giltigkeit seiner Befehle; denn sein Wink dienet Jedermann zur heiligen Richtschnur des vollkommensten Gehorsams. Die Gelehrten, deren es freylich nicht viele giebt, stehen sogar bey dem Pöbel, der sich niemals in Dinge, die er nicht versteht, einläßt, in ungemeinem Ansehen: und Niemand achtet sich gelehrt, der es nicht wirklich ist. Mit dem Verzeichnisse der Oerter wollen wir uns nicht aufhalten; denn der Leser wird die Beschreibung davon in allen Romanen finden, ob gleich Utopien nirgends genennet ist.

Aus einem kleinen Buche im Taschenformat.

Er-

Erster Versuch

eines

Patrioten,

Eine gebundene Uebersetzung des 9ten ovidianischen Briefs im 1sten Buche aus Pontus.

Quae mihi de rapto tua venit epistola Celso,
Protinus est lacrimis humida facta meis.
Quodque nefas dictu, fieri nec posse putavi,
Invitis oculis litera lecta tua est.

Nec quidquam ad nostras pervenit acerbius aures,
Ut fumus in Ponto, perveniatque, precor.
Ante meos oculos tanquam praesentis imago
Haeret, et extinctum vivere fingit amor.

Saepe refert animus lusus gravitate carentes:
Seria cum liquida saepe peracta fide.
Nulla tamen subeunt mihi tempora densius istis,
Quae vellem vitae summa fuisse meae:

Cum domus ingenti subito mea lapsa ruina
Concidit, in domini procubuitque caput.
Adfuit ille mihi, cum pars me magna reliquit,
Maxime, fortunae nec fuit ipse comes.

Illum

Dein Blatt, mein Freund, das mich den Tod des Celsus lehrte,
Ward, als ich es erbrach, von meinen Zähren naß:
Dein erstes, das, o Schand! mein finstrer Blick entehrte,
Und, was ich nie gedacht, mit Widerwillen las.
So lang mich Pontus kennt, drang kein so arg Gerüchte,
O dräng auch keines mehr! in mein betrofnes Ohr.
Als gegenwärtig schwebt sein Bild mir vor Gesichte:
Die Liebe malt mir ihn, schon todt, noch lebend vor:
Und zeigt mir, jetzt die Lust, die wir beym Spiel empfunden,
Jetzt das Bestreben, uns dem Ernstlichen zu weyhn:
Allein doch nichts so oft, als jene herben Stunden,
Die meinem Lebensziel die letzten darften seyn:
Die Stunden, da mein Haus durch gähen Sturm zerfallen,
Und, leider! seinem Herrn den Nacken schon zerstieß:
Die Stunden ächter Prob, daß er, beynah vor allen,
Mein Freund auch da noch war, als mich mein Glück verließ.

Illum ego non aliter flentem mea funera vidi,
Ponendus quam si frater in igne foret.
Haesit in amplexu, consolatusque jacentem
est:
Cumque meis lacrimis miscuit usque suas.

O quoties vitae custos invisus amarae
Continuit promptas in mea fata manus!
O quoties dixit, placabilis ira Deorum est.
Vive, nec ignosci tu tibi posse nega.

Vox tamen illa fuit celeberrima: respice, quantum
Debeat auxilii Maximus esse tibi.
Maximus incumbet; quaque est pietate rogabit,
Ne sit ad extremum Caesaris ira tenax:

Cumque suis fratris vires adhibebit, et omnem,
Quo levius doleas, experietur opem.
Haec mihi verba malae minuerunt taedia vitae,
Quae tu, ne fuerint, Maxime, vana, cave.

Huc

Ihn sah ich meinen Fall so fühlungsvoll beweinen,
Als hätte das Geschick des Bruders Tod verhengt:
Er hieng mir fest am Hals: er ließ mir Trost erscheinen:
Und seine Thräne war mit meiner stäts vermengt.
Wie oft hielt er, zum Schutz des mir so bittern Lebens,
Die schon gestreckte Hand von einem Selbstmord ab:
Und sagte: lebe, Freund! dein Kleinmuth ist vergebens;
Denn glaube, daß der Zorn der Götter Gränzen hab'.
Doch war sein größter Trost: Freund, wirst du nicht ermessen,
Was Maximus dir noch für Dienste leisten kann?
Sein Fürspruch, seine Treu wird deiner nie vergessen:
Des Elends baldig Ziel muß sich durch ihn dir nahn:
Er läßt nichts ungeprüft dir deinen Gram zu lindern,
Und paart zur eignen Kraft auch noch des Bruders Fleiß.
Mir mußt ein solcher Trost die bangen Sorgen mindern:
Sieh, Maximus, nur bald, wie wahr er sey, Beweis.

Wie

Huc quoque venturum mihi se jurare solebat;
Non nisi te longae jus sibi dante viae.
Nam tua non alio coluit penetralia ritu,
Terrarum dominos quam colis ipse Deos.

Crede mihi: multos habeas cum dignus amicos,
Non fuit e multis quolibet ille minor:
Si modo nec census, nec clarum nomen avorum,
Sed probitas magnos ingeniumque facit.

Jure igitur lacrimas Celso libamus ademto,
Cum viverem, vivo quas dedit ille mihi.
Carmina jure damus raros testantia mores,
Ut tua venturi nomina, Celse, legant.

Hoc est, quod possum geticis tibi mittere ab arvis:
Hoc solum est isthic, quod liquet esse meum.
Funera nec potui comitare, nec ungere corpus:
Aque tuis toto dividor orbe rogis.

Wie manchmal schwur er auch, so gar hieher zu
reisen,
Wär je durch deinen Wink die Reis ihm un-
verwehrt;
Denn dir war er gewohnt die Achtung zu erweisen,
Womit dein Eifer nur die hohen Götter ehrt.
Gebahr dir dein Verdienst ein zahlreich Heer der
Freunde,
So gieng ihm, glaub es mir, aus jenen keiner
vor:
Denn Tugend und Verstand führt uns aus der
Gemeinde
Des Pöbels: nicht das Gold, noch grauer Ahnen
Chor.
Wie billig schenk ich dann dir, todter Celsus,
Thränen,
Die du bey meiner Flucht mir Lebenden gewehrt:
Wie billig giebt mein Vers der Welt dein Thun zu
kennen;
Vor ihr verdient dein Nam den Lohn der Ewig-
keit.
Dieß ist es, was ich kann. Der fernen Lage halben
Verliert mein Will die Kraft. Die, leider! die
nur fehlt,
Mit dir zu Grab zu gehn, und deinen Leib zu salben;
Dein Aschetopf und ich sind nicht in einer Welt.

Dein

Qui potuit, quem tu pro numine vivus habebas,
Praestitit officium Maximus omne tibi.
Ille tibi exsequias, et magni funus honoris
Fecit, et in gelidos versit amoma sinus.

Diluit et lacrimis moerens unquenta profusis,
Ossaque vicina condita texit humo.
Qui, quoniam exstinctis, quae debet, praestat amicis,
Et nos exstinctis admumerare potest.

Dein Bruder, der es konnt', der Schutzgott deiner Jahre,
Hat allen Leichendienst für sich und mich gethan:
Er schloß dein blaßes Aug, er gieng mit dir zur Bahre,
Und stopfte deine Leich mit Kräuterpalsam an:

Mischt diesen voll Gefühl mit ungehemmten Zähren,
Und jene bringet er ins Grab zur stillen Ruh.
Geübt dann, schuldgen Dienst Verstorbnen zu zu gewähren,
Zählt er (er thuts mit Recht) auch mich den Todten zu.

C. A.

Betrachtung über den fruchtbaren Einfluß der Bemühungen der deutschen Gesellschaften in das deutsche Staatsrecht.

Die Errichtung gelehrter Gesellschaften in Deutschland ist ohne Zweifel für die ganze Gelehrsamkeit sehr vortheilhaft. Nicht nur das Schöne der Wissenschaften, nicht nur der Geschmack haben dadurch ihre Aufnahme erhalten: sondern auch selbst die höhern Wissenschaften, selbst das Gründliche und das Wesentliche in denenselben haben dabey vieles gewonnen. Meine Betrachtungen führen mich dermalen insonderheit auf die Lehre des deutschen Staatsrechts. Dieser erhabne Theil der Rechtsgelehrtheit, der vornehmlich erst in unserm Jahrhunderte aus seiner Dunkelheit, worinn er lange gelegen, hervorgezogen worden, würde

würde noch nicht in der ausgebildeten Gestalt erscheinen, wenn nicht die Vorbereitung in denjenigen Wissenschaften, von welchen er sein Licht erborget, durch die Bemühungen gelehrter Gesellschaften geschehen wäre.

Die deutschen Alterthümer und die Geschichte haben großen Einfluß in das deutsche Staatsrecht. Die Bearbeitung derselben hat erst in diesem das Licht angezündet. Und wie viel sind nicht erst die verborgenen Alterthümer und Geschichten der Deutschen durch den Fleiß gelehrter deutscher Gesellschaften aufgeklaret worden? Wie sind diese nicht immerfort noch bemüht, die verdeckten Schätze der deutschen Geschichtskunde aus ihren Tiefen hervorzusuchen?

So ferne auch insonderheit die Bearbeitung der deutschen Sprache ein Hauptgegenstand der gelehrten deutschen Gesellschaften ist; haben diese allerdings nicht geringe Verdienste um die deutsche Staatsrechtslehre, so wohl in ihrem theoretischen Inbegriff, als in der praktischen Ausübung selbst.

Wir sind glücklich über die finstern Zeiten hinaus, da man in deutschen Staatssachen nur

römisch, nur justinianisch zu denken und zu schreiben wußte. Die fruchtbaren Bemühungen um die deutsche Sprache haben auch die Staatsrechtslehrer erwecket, diese deutsche Wissenschaft in einem ihr anständigen einheimischen Kleide darzustellen.

Doch ist dieses nur ein äußerlicher Vorzug: es sind außer dem noch wichtigere Vortheile, welche von dem Fleiß in der deutschen Sprache auf die Cultur des deutschen Staatsrechts sich ausgebreitet haben. So viel die deutsche Sprache selbst, durch tiefe Erforschungen derselben von ihrem Ursprunge und Fortgange, durch Verbesserung der Etymologie und Kritik gewinnet; so viel dadurch das Verständniß der alten deutschen Gesetze und Urkunden aufgeheitert wird: so viel Licht und Glanz gehet insonderheit auf die Staatsrechtsgelehrsamkeit aus, welche ihre vornehmste Stütze in der diplomatischen Kenntniß hat.

Wenden wir unser Augenmerk auf die praktischen Arbeiten, welche in unsern Tagen aus den Händen geschickter Staatslehrer, und selbst aus den deutschen Staatskabineten hervorkom-

kommen: so fällt einem jeden ein neuer Glanz, ein besonderer Nachdruck, eine den Sachen anständige Erfahrenheit, eine würdige Feinheit, welche diese Schriften bekleidet, und der Wichtigkeit ihres Innhalts angemessen ist, sogleich in die Sinnen.

Die Lesung deutscher Schriften, sonderlich deutscher Staatsschriften des 15=und 16ten Jahrhunderts kann zwar, wie sie überhaupt zur rechten Kenntniß der deutschen Sprache sehr nützlich ist, die Aufmerksamkeit und das Vergnügen eines Verständigen ungemein unterhalten: da man in denselben, in ihrer Schreibart und Ausdrückungen das lebhafte Bild einer ungeschminkten deutschen Redlichkeit, eine edle Freymüthigkeit, einen gesetzten Geist, vielen Nachdruck, etwas recht eindringendes und kernhaftes entdecket. Doch herrschet darinn noch eine gewiße Rauhigkeit, welche den damaligen Zeiten eigen war.

Die nachfolgenden Zeiten haben nicht nur jenes Rohe und Unbearbeitete nicht ausgebessert, sondern vielmehr, mit Einführung eines ganz ekelhaften Gemenges fremder Sprachen, Wör-

ter und Redensarten, die deutsche Sprache in Gesetzen und Staatsschriften auf die unerträglichste Art verschlimmert, verunstaltet und fast gänzlich wieder verdrungen.

Erst den neuern Zeiten dieses Jahrhunderts ward die Ehre vorbehalten, jenem eingerissenen Uebelstande wieder abzuhelfen, die Schreibart in Staatssachen von dem Gewirre fremder Sprachen zu reinigen, den Geist und den Nachdruck, welcher gewiß unserer Muttersprache ganz besonders eigen ist, mit mehrerer Schönheit und Feinheit zu verbinden. Wir haben von dem verdienten Lünig eine Sammlung unter dem Titel: Labyrinth der Staats- und gelehrten Beredsamkeit. Es ist aber in der That ein Labyrinth.

Wenn wir hingegen in die neuern Staatsschriften hineingehen, die wir insonderheit von den wienerischen, berlinischen, dreßdnerischen, heßischen und braunschweigischen Höfen haben: so dünken wir uns auf einmal in einen blühenden Garten versetzt zu seyn, wo Geist und Leben uns einnehmen, Geschmack und Vergnügen uns sättigen.

Ge-

Gewiß, weder die grammatikalische gründliche Erkenntniß und Uebung der deutschen Sprache, noch die deutsche Beredtsamkeit sind nur ein Geschäfft der Schule. Nein, sie sind auch in den Kanzleyen und Staatskabineten nothwendig, nützlich und anständig. Gesetze, Kriegsmanifeste, Friedenstractaten und andre Verträge, Deductionen, Staatsreden, Kanzley-und Kabinetsschreiben erfordern eine gewiße Genauigkeit und Zierde der Schreibart, die ohne Kenntniß und Uebung der deutschen Sprachkunst und Beredtsamkeit nicht wohl zu erhalten ist.

Wo kann die Pünktlichkeit des Ausdrucks, der Geist und der Nachdruck, der Wohlstand und Glimpf, die Aufmerksamkeit, mit geschickten Ausdrücken eine verdrüßliche Nachricht einzukleiden nnd gehäßige Wahrheiten zu mildern, von mehrerer Wichtigkeit seyn, als in Staatsschreiben? Selbst eine genaue Beobachtung der Orthographie, oder Rechtschreibung, der Gebrauch und die Auswahl der Wörter nach ihrer wahren und eigenen Bedeutung, eine genaue Bestimmung und Vermeidung aller Zweydeutigkeiten, eine wohlgeordnete und deutliche Wortfügung, die Anwendung der Unterscheidungszei-

chen, woran oft gar viel zum rechten Verstand der Sache gelegen ist, erfordern um so mehr allen Fleiß in Schriften, welche von Kanzleyen und Staatskabineten ausgehen, je wichtiger diese in ihrem Innhalte sind. Es fehlet nicht an merkwürdigen Beyspielen, da die Außerachtlassung der erforderlichen Aufmerksamkeit auf diese angeführte Eigenschaften der Schreibart zu verdrüßlichen Irrungen und Ausbrüchen unter den Großen Ursache gegeben hat. Man kann hievon Herrn Friedrich Carls von Moser Versuch einer Staatsgrammatik nachlesen.

Man bemerket in den Schicksalen der Reiche der Welt, daß die Macht und das Ansehen derselben zugleich mit der Cultur der Sprache und der Beredtsamkeit zu- und abgenommen habe. Es war ein Staatsgriff der Römer, mit ihrer Macht zugleich ihre Sprache auszubreiten, und diese einzuführen, wo sie ihre siegreichen Fahnen gepflanzet hatten. *)

Und

*) Data est opera, sagt Augustinus L. XVIII. de Civit. Dei c. 7. ut civitas imperiosa (Roma) non solum iugum, verum etiam linguam suam domitis gentibus per pacem sociatis imperaret.

Und wenn es sonst den Deutschen zu einem Vorwurfe der Niederträchtigkeit und einer gewißen Dienstbarkeit gegen fremde Nationen gemacht wurde, daß sie von diesen ihre Sitten und Sprachen mit übertriebener Hochachtung annahmen, und ihre eigenen gering schätzten: so ist es nun in unsern Tagen ein Zeichen der auflebenden Freyheit und des blühenden Wachsthums des deutschen Staates, daß die Würde der deutschen Sprache mehr als jemals hervorgezogen wird.

Die deutschen Reichsgeschichten zeigen uns zwar schon in ältern Zeiten eine rühmlich genommene Aufmerksamkeit auf die Mutterspra-che, wenn nach einiger Meynung Kaiser Rudolph von Habsburg bereits den Gebrauch der deutschen Sprache in den Reichshandlungen, durch ein besonderes Reichsgesetz, anbefohlen und endlich in der kaiserlichen Wahlcapitulation Kaiser Carl der V. wie auch die folgenden Kaiser sich ausdrücklich verbunden haben, in Reichssachen sich keiner andern als der deutschen und lateinischen Sprache zu bedienen. Allein es blieben immer noch allzuviele Vorurtheile für frem-

de Sprachen, und man verwandte allzuwenig Fleiß auf die Ausbesserung der deutschen.

Erst, da in unsern Zeiten die Gelehrten unsere Sprache regelmäßiger gemacht, den ihr eigenen Werth und Reichthum besser an das Tageslicht gebracht, und in ihrem Putz und allen Vorzügen, worinn sie gewiß keiner andern Sprache nachgiebt, dargestellet haben, und da diese rühmliche Bemühungen hauptsächlich durch Errichtung deutscher Gesellschaften erwecket und belebet werden: nun erst, sage ich, kommen jene Reichsgesetze, welche unsere Muttersprache zu einer Sprache des deutschen Staats machen, in ihre Kraft und volle Wirksamkeit. Nun glänzet das Ansehen des mächtigen deutschen Staatskörpers in Ausbreitung seiner eigenen Sprache, welche sich in einer Gestalt zeiget, daß sie andern den Rang, den sie bisher behaupten wollten, streitig machet.

Die Bemühungen der deutschen Gesellschaften würden wohl im Stande seyn, unsere Sprache zur größten Vollkommenheit zu bringen und in denjenigen Vorzug zu setzen, daß sie auch im Staate selbst und in Staatsangelegenheiten die

Ei=

Eigenschaften einer ausgearbeiteten, verbesserten und vorzüglichen Sprache zeigte. Sie würden ihre Verdienste um die Wissenschaften ungemein erhöhen, und ihr Ansehen befestigen, wenn sie nicht nur für die Schule, sondern auch für den Staat arbeiteten. Die bisher nur kurz angebrachten Betrachtungen eröffnen ihnen ein weites Feld, ihre gelehrten Beschäfftigungen dem Staate nutzbar zu machen.

Das Wesen der deutschen Sprache zu untersuchen, selbst in die Untersuchung der Buchstaben, ihrer äußerlichen Figur und Bildung, ihrer Bedeutung und ihrer mannigfaltigen Veränderungen hineinzugehen, den Ursprung der Wörter zu forschen, ihre Bedeutungen zu entwickeln, die verschiedenen deutschen Mundarten zu erklären, die mit gutem Nutzen angefangenen deutschen Glossaria nach und nach in vollkommnern Stand zu setzen, die Schreibart der Welt von der Schreibart der Schule zu unterscheiden, die Sprache der Kabinete und Kanzleyen in eine methodische Lehrart zu bringen, eine pragmatisch männliche Beredtsamkeit zu üben, gute Muster der Sprachkunst der Staatsklugen zu sammeln, und die derselben eigene Schönheiten, welche

eben nicht in oratorischen Blümchen bestehen, recht kenntlich zu machen: dieß, dünket mich, wären Beschäfftigungen, welche des Fleißes einer deutschen Gesellschaft sehr würdig wären. Die Forschung der deutschen Alterthümer und Geschichten wäre damit immer untrennbar zu verknüpfen.

In dieser Laufbahn haben wir große Vorgänger. Die geschicktesten Staatslehrer haben sich um die deutsche Sprache verdient gemacht. Ein Goldast, Lindenberg, Hachenberg, Eccard, Leibnitz, Wachter, Hert, Hofmann, Gundling, Ludewig, Schilter, Mascov, Bünau, Glaffey, Estor, Haltaus, Moser haben gleiche Verdienste um unsere Sprache und um die Staatsrechtsgelehrtheit.

Und damit der Endzweck, die deutsche Sprache dem Staate recht nutzbar zu machen, und eine gleichförmige Regelmäßigkeit in derselben einzuführen, desto besser erreichet würde, wäre wohl der Wunsch nicht übertrieben, daß eine allgemeine deutsche Gesellschaft von des deutschen Reiches allerhöchstem Oberhaupte und den Ständen desselben gestiftet, und mit dem nöthigen Ansehen begabet würde.

Die

Die im vorigen Jahrhunderte bekannte fruchtbringende Gesellschaft hatte die Ehre, großer Fürsten Schutz zu genießen, und unter ihren Mitgliedern selbst viele fürstliche und gräfliche Personen zu zählen. Die gelehrten Gesellschaften unserer Zeiten verdienen solche Ehre der Großen mit mehrerem Rechte, und die Bemühungen, die deutsche Sprache dem Staate nutzbar zu machen, werden die Aufmerksamkeit und Achtung der Großen erwecken: so wie die Begünstigung dieser jene Bemühungen beleben könnte.

A. F. E. H. D. H.

Das

Das Buch der Verdienste.

In Persien hatte man ehemals die lobenswürdige Gewohnheit, daß gewiße Aufseher der Handlungen ihrer Mitbürger bestellet waren, die die besondern Verdienste derselben aufschreiben, und bey dem Ablaufe eines jeden Jahres öffentlich bekannt machen mußten. Es gieng damit beynahe eben so zu, als wenn bey uns die Listen der Gebohrnen und Gestorbnen, und derer, die ein hohes Alter erreichet, von den Kanzeln oder in den Zeitungen gemeldet werden, nur mit dem Unterschiede, daß ein jeder bemühet war, seine besten Handlungen so sichtbar, als möglich, zu machen. Die Aufseher wurden oft von gewißen Leuten überlaufen, die ihnen auf einem Zettel ihre Verdienste schriftlich einlieferten, oder auch wohl durch Geschenke ihre Rechtschaffenheit auf die Probe setzten. Allein sie waren zu ehrlich, und zu weitsehend,

als daß sie dem Scheine hätten trauen sollen. Sie giengen oft verkleidet und unerkannt in öffentliche oder geheime Zusammenkünfte, um ihrer Pflicht ein Genüge zu leisten. Sie lasen bey einer öffentlichen Versammlung einstens folgende Verdienste vor, und der Beyfall, den sie ihnen gaben, war ihre größte Belohnung.

Ein Dervis *) hat einem jungen Menschen, der in den lüderlichsten Gesellschaften, die feurigen Kräfte seiner Natur verschwendete, in dem Laufe seiner Laster zurück gehalten, und durch Thränen, durch eine sanfte und väterliche Beredtsamkeit solche Eindrücke in seinem Herze gebildet, daß er anjetzt die Freude seiner Familie geworden, und bald wegen seiner Talente und Besserung die Stütze seiner Geburtsstadt werden soll.

Mikolis entdeckte durch seine Naturforschungen eine Art von Erde, die anstatt des Holzes gebraucht wird, und den Armen des Landes die Hälfte ihres Elends erleichtern kann. Er schlug das Geschenk ab, welches man ihm wegen seiner Entdeckung anboth.

Nahe

*) So werden die persischen Priester genannt.

Nahe bey Hekatompolis fanden wir in dem Gebüsche einen Bettler, in tiefer Ehrfurcht bethen. Er bath für das Leben des Königes, der ihm doch niemals eine Wohlthat zu erzeigen Gelegenheit gehabt, und für die Besserung eines Kaufmanns, der ihn an eben dem Tage vor seiner Thüre abgewiesen.

Ein Arzt hatte sehr lange an der Verfertigung eines Mittels wider eine wüthende Kinderkrankheit gearbeitet. Endlich ist seine Mühe gelungen. Er machte seine Arzeney ohne Entgeld bekannt, und sein Mittel ist so wenig kostbar, daß es in allen Häusern angeschafft werden kann.

Als die Feuersbrunst den halben Theil dieser Hauptstadt verzehret hatte, gieng der Oberpriester mitten unter das winselnde Volk, und theilte alle seine Reichthümer unter die verunglückten Wittwen und Waisen aus. Durch ein so großes Beyspiel aufgemuntert, gaben Basiris und Ima, die zwey berühmten Handelsleute, einen Theil ihrer Reichthümer hin, um die in der Asche vergrabenen Häuser wieder aufzubauen.

Lykoris, die bekannte tugendhafte Wittwe, hat eine reiche Heurath ausgeschlagen, weil ihr Liebhaber von der Religion mit Verachtung und einem leichtsinnigen Unglauben gesprochen. Derjenige, sprach sie, kann kein guter Ehemann, und kein zärtlicher Vater seyn, der die Quelle verläßt, aus welcher die wahre Güte und Zärtlichkeit des Herzens geschöpft wird.

Dieß ist ein Auszug aus dem Buche der Verdienste. Das versammelte Volk klatschte den Helden desselben einen lauten Beyfall zu. Allein, es fanden sich auch sehr viele Unzufriedne, die es nicht begreifen konnten, woher man solche nichts bedeutende Kleinigkeiten mit solchem Geschreye des Beyfalls beehrte. Die Magi, oder die Gelehrten glaubten, durch ihre Entdeckungen in der Weltweisheit, durch ihre Nativitätstellungen, oder wenigstens durch eine Menge neuer Sittensprüche, weit mehr Beyfall zu verdienen. Die reichen Wucherer wunderten sich, daß man ihrer nicht gedacht hat, da sie in den letzten Jahren, durch die Kunst zu hungern und einzuscharren, weit reicher geworden, als sie es vorhin gewesen, und einer ihrer Mitbrüder, der sich mit dem größten Vergnügen

zu todt gehungert, um seinen wohllüstigen Erben reich zu machen, hätte wohl mehr als eine Lobrede verdienet. Die Stutzer und süßen Herrn rächten sich am besten: da man ihre Siege, und die Eroberungen ihrer Galanterie vergessen, so erzählten sie ihre Thaten selbst mit einer artigen Beredtsamkeit überall, wo sie sich sehen liessen. Die Aufseher giengen aus der Versammlung, und konnten sich des Lachens nicht enthalten über die Thorheit der Unzufriedenen.

Trescho.

München,
Gedruckt bey Johann Friedrich Ott, Churfürstl. akademischen Buchdrucker.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Zweyter Jahrgang.
Zehntes Monatstück.
Im Heumonat 1766.

München
zu finden im akademischen Bücherverlag.

10010383

Der
Ruhm GOttes.



Dich preiſet man in allen Landen,
Dich GOtt, allmächtig, liebreich, treu.
Wird der, der an dich glaubt, zu Schanden?
Nein! du ſtehſt ihm als Vater bey.

Die Himmel ſingen heilge Lieder
Von deiner Ehre, Ruhm und Macht.
Ein Tag erzählts dem andern wieder,
Und eine Nacht der andern Nacht.

Ach! sagts den Enden aller Welten,
Daß jeder sich zu ihm bekehrt,
Und daß ers sey, der durch sein Schelten
Einst diesen Bau der Welt zerstöhrt.

Er herrschet unter allen Heyden,
Und überall hat er sein Reich.
Such seine Macht, Mensch! auszubreiten,
Sprich: Was ist seiner Allmacht gleich?

Wahrhaftig sind des Höchsten Rechte,
Rein seine Treu, gewiß sein Ruf.
Wir sind sein Werk und seine Knechte,
Die er bloß durch ein Wort erschuf.

Des HErrn Gebothe sind zu preisen,
Sie sind erquickend und gerecht.
Die Albern machen sie zu Weisen
Und sie erinnern seinen Knecht.

Eilt, Völker, euern GOtt zu ehren,
Ach! er verbirgt sein Antlitz nicht.
Auf! fleht ihn an, er wird es hören,
Denn er erfüllt, was er verspricht.

Sein ist die Erde, Lüfte, Meere,
Sie sind zu seinem Dienst bereit
Und sie verkündgen seine Ehre.
Der HErr ist mächtig, stark im Streit.

Er donnert in der Himmel Höhen
So, daß man Blitz und Hagel sieht.
Wodurch kann dieses nun geschehen?
Bloß durch sein mächtiges Gebieth.

Die Erde heißet er bewegen.
Es müssen sich, wenn er gebeut,
Grundvesten großer Berge regen,
Und seine Macht erschallet weit.

Der HErr giebt Krieg, der HErr giebt Frieden,
Der HErr giebt Unglück, er giebt Glück,
Was er verlangt, das wird beschieden
In einem kurzen Augenblick.

Er herrscht im Himmel, in der Hölle,
Und was geschieht, das er nicht spricht?
Bey ihm ist die lebendge Quelle,
In seinem Licht sehn wir das Licht.

Voll ist die Erde seiner Güte,
Und ewig, ewig währt sein Rath.
Dankt mit erkenntlichem Gemüthe,
Ihm, der so große Wunder that.

Er, unser GOtt, will, daß wir leben,
Und heilet den, der zu ihm schreyt.
Eilt, Völker, ihm die Macht zu geben,
Preißt dankend seine Heiligkeit.

Vertrauet seinem heilgen Namen!
Er, euer Fels, Burg, Schirm und Schild.
Spricht nur ein einzig heilges Amen,
So ist schon euer Wunsch erfüllt.

Jugendlicher Versuch.

Auszug aus einem Briefe von dem Mergel.

Sie melden mir, mein Herr! daß Sie in Ihren Gegenden keinen Mergel haben, oder daß Sie ihn wenigstens nicht zu finden wissen, und wünschen von mir zu erfahren:

1. Welches die untrüglichen Zeichen sind, wordurch man ihn entdecken kann;

2. Wie tief er sich in der Erde befinde;

3. Welches die beste Art davon sey;

4. Wie man ihn gebrauchen muß, das Erdreich dadurch fett zu machen;

5. Wie lange jene Wirkung in den Feldern daure.

Ich glaube im Stande zu seyn, mein Herr, Ihrem Verlangen Genüge zu thun.

1. Die Zeichen an der Oberfläche des Erdbodens, woraus man urtheilen kann, ob der Mergel hält oder nicht, sind eben so ungewiß und so trüglich, als die Zeichen, woraus man schließen will, daß unter gewißen Arten von Erde, Gold, Silber, Kupfer, Steinkohlen verborgen liegen.

Diejenigen, welche die verschiedenen Arten von Mergel kennen, und eben so, wie ich, versichert sind, daß es ein erdmäßiges oder steinichtes Mark ist, das sich überhaupt fast allenthalben finden muß, werden von selbst wissen, daß man, wenn man den Erdboden mit einem solchen Bohrer, wie die Kohlengräber zu gebrauchen pflegen, untersucht, nicht viele Zeit nöthig hat, ihn zu entdecken, sonderlich an den Stellen, wo sich gewiße Zeichen, die ich in dem folgenden Artikel angebe, finden.

2. Der Mergel liegt niemals sehr tief in der Erde, und oft steckt er nur einige Zolle tief unter der äußersten Fläche. Man gebe in Pflü-

gen

gen auf die Oerter Achtung, wo der Pflug eine graue sandichte Erde, die der Podasche ähnlich ist, herauf treibt. Man bemerke auch die Oerter, wo sich eine thonichte, unfruchtbare, bläulichte und zugleich fette Erde findet: imgleichen noch die Stellen, wo man den Kalkstein und andere dergleichen Steine antrift. Man nehme diese Steine zwischen die Finger und versuche, ob sie sich zerreiben lassen, und etwas Fettes haben, und ob sie beynahe wie die Bleyerde, anzufühlen sind. Man werfe diese Steine in den Mist, oder in Mistwasser, und sehe zu, ob sie sich darinne auflösen, oder so weich werden, daß sie sich zerreiben lassen, wenn sie einige Zeit darinne gelegen haben. Man untersuche die verschiedenen Schichten von Erde, die man oft an den Seiten der Berge und Hügel entdecket, und es wird nicht schwer seyn, eine Mine von Mergel anzutreffen.

3. Es giebt Mergel von verschiedenen Arten: und er unterscheidet sich sowohl durch seine Farbe und sein Ansehen, als durch seine Natur und Eigenschaften. Alle Arten kommen darinn überein, daß sie sehr schwer sind: es muß ein sehr starker Mensch seyn, der einen

guten Korb voll davon tragen soll. Das bestärkt mich eben in den Gedanken, daß der Mergel ein erdmäßiges oder steinichtes Mark ist. Ich glaube, man könnte ihn füglich in drey Arten vertheilen und die eine den sandichten, die andere den thonichten, und die dritte den steinichten Mergel nennen. Wir haben bey uns verschiedene sehr alte Gruben von Mergel. Man zieht eine gewaltige Menge davon aus denselben, und sieht im Winter täglich hundert und mehr Schlitten ankommen, die ihn von allen Seiten herbringen, ohne daß die Gruben merklich abnehmen. In den meisten von diesen Gruben findet sich der Mergel fast gleich unter der Erde, die zum Ackerbau geschickt ist.

Die zweyte Art ist der thonichte Mergel. Er wird gemeiniglich nicht anders, als in hin und wieder zerstreueten Lagen gefunden, und ist blau oder gelb. Der blaue hat um vieles den Vorzug vor dem gelben, sowohl in der Güte, als in der Dauer. Den sandichten und steinigten Mergel gebraucht man alsobald zu den Feldern, wenn er aus der Grube kömmt: der thonichte aber muß wenigstens ein Jahr an der Luft liegen, ehe man ihn nutzen kann.

Die

Die dritte Art ist der steinichte Mergel. Die Gruben desselben enthalten Mergel seine, deren Unterschied von andern Steinen man nicht anders erkennen kann, als daß man sie befühlet, und ihre Schwere bemerkt. Es giebt Mergel von dieser Art, wovon man nicht mehr, als eine Ladung von vier bis fünf Wagen mit vier Pferden gebraucht, ein Morgen Landes zu bestellen: da man hingegen von den andern Orten, und sonderlich von dem thonmäßigen, wenigstens fünfzehn bis zwanzig Wagen nöthig hat.

4. Was den Gebrauch des Mergels bey dem Lande, das man düngen will, betrift, so verhält man sich dabey, wie man bey dem Miste zu thun pflegt. Unsere Ackersleute bedienen sich zu dem Ende etwa solcher Kasten, als diejenigen sind, worinne die Fuhrleute bey den Bergwerken die Metallsteine wegfahren, und sie wissen genau, wie viel Furchen und Haufen sie machen müssen, einen Morgen Landes zu beschicken, es mag nun mit sechs Wagen von steinichten Mergel, oder mit fünfzehn bis zwanzig von dem sandichten oder thonartigen geschehen. Der sandichte Mergel läßt sich überall in gleichem Maaße ausstreuen, und man pflügt ihn

alsobald in das Erdreich ein: den steinichten und thonartigen aber läßt man eine Zeit lang in Haufen liegen. Man gräbt den steinichten in die Erde ein, daß er schmelze, und den thonichten läßt man an der Luft liegen, damit er austrockne.

5. Alle Arten von Mergel, die ich jetzt beschrieben habe, bis auf den thonichten und gelben, dauern sehr lange, und das Erdreich, worein man sie bringt, empfindet die Wirkung und Kraft davon auf vier und zwanzig bis dreyßig Jahre.

Bisher, mein Herr, glaube ich Ihre Fragen beantwortet zu haben. Wenn also Jemand in Ihrem Lande das Glück haben sollte, eine Grube von Mergel zu entdecken, so könnte er sich rühmen, daß er einen großen Schatz gefunden hätte. Allein man würde sich sehr betrügen, wenn man ihn als einen Dünger ansehen wollte, der sich gleich gut für einen jeden Boden schickte. Man würde sich auch mehr Schaden dadurch thun, als Nutzen schaffen. Der Mergel ist an sich selbst kein Dünger: und wenn man gleich zwanzig Wagen voll Mer-

gel auf ein Stück Landes gebracht hat; so unterläßt man deßwegen doch nicht, es mit seiner ordentlichen Menge von Mist zu düngen, und verfährt in allem so, als wenn kein Mergel darauf gekommen wäre. Der Mergel thut nichts weiter, als daß er das Erdreich erwärmt, säubert, von seiner übermäßigen Säure befreyet und leichter macht. Daher schickt er sich eigentlich für kein anders Feld, als was kalt, feucht, und unsauber ist, und sich leicht mit Rasen und unnützen Kräutern bedeckt. In dieser Betrachtung thut der Mergel große Dienste. Ich kenne Länder, wo ein Morgen Feldes vor zwanzig Jahren um achtzig bis hundert französische Pfund- oder Livres verkauft ward, und die Ackersleute nicht einmal zu ihrem eignen Gebrauch Korn oder Stroh genug davon bekamen. Seit dem sie Mergel darauf geführt haben, haben sie so viel Korn und Stroh davon übrig, daß sie ihren Nachbaren verkaufen können, und der Preis des Morgens vom Acker ist auf vierhundert französische Pfunde gestiegen. Der Mergel kann auch dienen die Wiesen, welche viele Feuchtigkeit und Schärfe haben, zu verbessern. Allein Feldern und Wiesen, die einen heißen Boden haben, ist er sehr schädlich, und wenn

man

man ihn darauf brächte, würde man sie ganz verderben.

Ehe ich meinen Brief schließe, muß ich noch von einer besondern Art von Mergel, die von allen den beschriebenen Arten gänzlich unterschieden ist, ein Wort sagen. Man bringt ihn nicht in den Erdboden, wie die übrigen, sondern streuet ihn über die Hülsenfrüchte, als Bohnen, Wicken und andere. Hierzu wählt man eine feuchte Zeit, und wirft etwa so viel, als ein Kerl tragen kann, über einen Morgen Landes, wenn die Früchte ohngefähr einen Zoll hoch aufgeschossen sind. Dieser Mergel bewahrt die Hülsenfrüchte von dem Mehlthau. Er hat eine anziehende Kraft und macht das Erdreich mager, indem er die Fettigkeit und den Wachsthum der Frucht befördert. Die Blätter von den Bohnen bekommen dadurch eine ganz neue Gestalt, und sehen aus, als wenn sie mit einem Firniß oder mit Glase überzogen wären. Weder Erbsen noch Linsen muß man damit bestreuen, weil er diese erhärtert, und sie hernach niemals mürbe werden, wenn man sie kocht. Das Stroh von den Bohnen und Wicken, die man mit diesem Mergel bestreuet hat, ist den

jun-

jungen Pferden schädlich, und man muß sich wohl hüten, es ihnen vorzuwerfen. Man zerschlägt eben diesen Mergel mit eisernen Hämmern, und siebt ihn nachher durch. Wenn er ein Jahr lang in Mistwasser geweicht ist, so wird er so weich, daß er sich leicht zerreiben und zu Pulver zerstossen läßt. In einigen Gegenden ist er sehr häufig.

Magazin der Natur Kunst und Wissenschaften.

Erinnerung an die Leser unsrer Blätter.

Es ist keine Nation unter gesitteten Völkern, bey denen die schönen Wissenschaften blühen, die sich nicht Mühe gäbe, die Aufnahme ihrer Schaubühne zu befördern; denn nichts zu melden von England und Frankreich, die ihr Theater zur möglichsten Vollkommenheit gebracht zu haben scheinen, so liefert uns so gar Rußland, wo man vor Kurzem die Musen kaum den Namen nach kannte, feine Stücke von dieser Gattung der Dichtkunst. Selbst unser Teutschland ist ohne Unterlaß bemühet, uns nicht uur die besten Muster der ältern Griechen und Römer, so, wie der neuern Franzosen

sen und Engländer in reinen und wohl ausgedruckten Uebersetzungen, sondern auch der rührendsten Originale vorzulegen. Sollten wir den Lesern unsrer Blätter nicht ein Gefallen erweisen, wenn wir ihnen je zu weilen in unsern monatlichen Sammlungen nach dem Beyspiele auswärtiger dergleichen Sammlungen, zur mehrern Abwechselung, ein kleines dramatisches Stückchen mittheilten? Wir machen den ersten Versuch mit gegenwärtigem moralischen Schauspiele, welches ein Original ist: und versichern uns um so mehr einer guten Aufnahme, je würdiger es uns scheint, ein gültiger Zeuge zu seyn, daß der deutsche Geschmack keinem ausländischen nachzusetzen sey.

Philemon
und
Baucis,
ein Schauſpiel.
In Verſen
von einem Aufzuge.

Personen:

Jupiter und Merkur, als Wanderer.

Philemon und Baucis, ein altes armes Ehepaar.

Arer, ihr Sohn.

Narcissa, seine Braut.

Chor der Nachbarn und Nachbarinnen.

Der Schauplatz ist in der Hütte des Philemons. Auf der einen Seite des Eingangs sieht man seine Hausgötter von schlechtem Holze geschnitzt, und auf einem alten Tische steht ein thönerner mit Blumen bekränzter Aschenkrug.

Erster Auftritt.

Philemon, Baucis.

Philemon.

Sieh! wie der volle Mond am blauen Himmel stralt,
Und auf den glatten Bach sein Silberantlitz malt;
So spiegelte sich oft, von froher Lust entzücket,
Narcissa, wenn Aret mit Rosen sie geschmücket.

Baucis.

Philemon, welch ein Trost! o, welch ein stolzes Glück!
Mit jedem Abendroth, mit jedem Augenblick
Den Gränzen unsers Grams, dem Haven näher kommen,
Der unser lieblingspaar in seinen Schooß genommen.

Philemon.

Ja, Baucis, dieser Trost, nur der versüßt mein Leid;
O komm, o komm doch bald, du Tag der Fröhlichkeit!
Ihr Götter, laßt ihn nur auch uns zugleich ereilen!

Baucis.

Gewiß, mein Freund, er wird nicht lange mehr verweilen.
Ein Traum, der vom Olymp herabgesendet ward,
Hat in der letzten Nacht es mir geoffenbart.

Philemon.

Heil uns!

Baucis.

Ich hätte längst mein Glück mit dir getheilet;
Allein du warest schon ins ferne Holz geeilet,
Als mich der Schlaf verließ.

Philemon.

Wie hüpfet meine Brust!

Baucis.

Mein inneres Auge sah mit nie gefühlter Lust
Den Schatten unsers Sohns, hold, wie bey seinem Leben,

Mit seiner süßen Braut auf dieser Urne schweben.
Sie trugen beyde noch die weiße Todestracht,
Darinn man ihren Leib den Flammen darge=
bracht.
„ Der Gott der Götter will sich über euch er=
barmen;
„ Bereitet euch, uns bald von neuem zu um=
armen.
So rief Aretens Mund, so sprach Narcissens
Blick.
Schnell flog ich auf sie zu, doch alles wich zu=
rück
Und schauernd fuhr ich auf.

Philemon.

So wahr die Götter leben,
Sie selber haben dir dieß Traumbild eingegeben.
Sey mir gegrüßt, du Mond! Willkommen hol=
de Nacht!
Dein Wagen hat vieleicht den Tod uns mitge=
bracht:
Vieleicht, daß unser Arm euch heute noch um=
schließet,
Ihr Kinder, deren Staub jetzt unser Aug begießet.

Baucis.

Man klopft.

Phi=

Philemon, (indem er nach der Thüre geht.)
O, wär es doch der Führer aus der Welt!

Zweyter Auftritt.

Jupiter, Merkur, die Vorigen.

Jupiter.

Zween Pilger, welche Nacht und Hunger überfällt.
Begehren, armer Greis, bey dir auf wenig Stunden
Das Gastrecht, so sie hier in keinem Haus gefunden.

Philemon.

Mein Herz bedauret euch: kommt, Freunde, kommt herein.

Baucis.

Ihr sollt, so lang ihr wollt, uns recht willkommen seyn.

Philemon.

„ Zuvorderst grüßet hier die Götter meiner Hütten.

„ Sie sind zwar alle nur aus Lindenholz geschnitten;

„ Allein es floß uns nie mehr Segen vom Altar,

„ Als da selbst Jupiter von schlechtem Holze war;

„ Seit dem des Künstlers Hand sein Bild aus Gold gegossen,

„ So hat der große Zevs sein Ohr vor uns verschlossen. *)

Baucis, (die auf die Bank weiset.)

Hier, Freunde, setzet euch; ihr werdet müde seyn.

Jupiter.

Wie sehr, geliebtes Paar, nimmt euer Herz mich ein.

Merkur.

Seyd ihr es ganz allein, die ihr dieß Strohdach schmücket?

Hat euch des Himmels Gunst mit keinem Kind beglücket?

Bau-

*) Man sehe die La Fontanische Fabel dieses Inhalts.

Baucis.

Sein Segen hat uns zwar den besten Sohn beschert;
Doch ach! (Sie seufzt.)

Philemon.

Zu früh für uns ward er des Himmels werth.
Wie manche Thränen sind auf diesen Krug geflossen!
Hier, freunde, hier ist er und seine Braut verschlossen.

Baucis.

Indem Philemon euch den schweren Fall erzählt,
Der täglich unsre Brust mit neuen Martern quält,
Will ich für eure Kost und eure Ruhe sorgen.
(Sie gehet ab.)

Dritter Auftritt.

Jupiter, Merkur, Philemon.

Jupiter.

Der Rath der Götter ist stäts heilig, oft verborgen,
Und dieses Lebens Lauf ist eine Prüfungszeit.

Merkur.

Wohlan dann, guter Greis, erzähle nun dein Leid.

Philemon.

Vergebens hatten wir seit mehr als zwanzig Jahren,
Die unter frohem Schweiß uns leicht verflossen waren,
Den Vater des Olymps um Kinder angefleht;
Doch er verachtet stäts ein stürmisches Gebeth:
Wir fiengen endlich an sein Weigern zu verehren,
Und nun war Zevs bereit uns gnädig zu erhören.

Jupiter.

Nur Ehrfurcht, kein Befehl, regieret seine Huld,
Und alles, was er giebt, ist Gnade, keine Schuld.

Philemon.

Er gab uns einen Sohn, hold, wie Cupidens Jugend,
Und füllte seine Brust mit Zärtlichkeit und Tugend,
O Freunde! welch ein Ruhm, welch eine Seligkeit
Des Kindes Vater seyn, das sich der Tugend weiht!
Wie oftmals fand ich ihn in einem Winkel knien,
Und sah sein Angesicht in heilgen Thränen glühen;

Sie

Sie flossen nicht für ihn, für seiner Aeltern Paar,
Um Segen vom Olymp auf unser graues Haar.
Oft, wann wir mit dem Tag aus unserm Bette
stiegen,
So sahen wir schon Holz auf unserm Herde
liegen;
Bald fand ich, süß erstaunt, mein kleines Feld
gebaut;
Bald Baucis einen Korb mit frischen Farren-
kraut,
Für eine kleine Kuh, von der wir uns ernähren.

Merkur.

Die Götter müssen selbst ein solches Herz ver-
ehren.

Philemon.

Ach Freunde! dieses Herz war unser Königreich,
Und nur Narcissens Herz war ihm auf Erden
gleich;
Sie beyde fühlten auch schon in den ersten Jah-
ren,
Daß sie zween Hälften nur von einer Seele wa-
ren.
Dem reinen Opfer gleich, das jeder Zephyr
trennt,
Wenn es von neuem schnell in einer Flamme
brennt;

So

So sah ich beyder Blick sich einst im Tempel grüßen
Und den zertheilten Geist entzückt zusammen fließen.
Narcissa war der Schmuck von jener tiefen Flur,
So zärtlich, als Aret, so schön, wie die Natur;
Der Himmel ließ ihr früh die jungen Aeltern sterben,
Und sie nur ihren Staub und ihren Segen erben;
Doch lasen beyde schon mit einer frommen Lust
Den Namen unsers Sohns in ihrer Tochter Brust.
Fünf Sommer band sie nun die Macht der gleichen Triebe,
Der Tugend hoher Reiz, die sanfte Glut der Liebe;
Und als der erste May bereits dem holden Paar
Zur Feyer ihres Glücks von uns bezeichnet war. —
Ihr Götter, ach! vergebt die Thräne meinem Herzen!

Jupiter.

Mein Freund, sie fühlen selbst der Tugendhaften Schmerzen,
Und sie belohnen den, der ohne Murren weint.

Mer=

Merkur.

O sage, welch ein Tod das frommste Paar vereint?

Philemon.

Es trennte sie nur noch der Untergang der Sonne,
Nur noch ein süßer Traum, vom heitern Tag der Wonne.
Narcissa, die der Mond in unsrer Hütte fand,
Wo sie an Baucis Brust die Hochzeitkränze band,
Begab sich nun, entzückt von ihrem nahen Glücke,
An ihres Lieblings Arm ins bunte Thal zurücke.
Wir sahen ihnen noch mit stummer Wohllust nach,
Als schnell ein Thränenstrom aus unsern Augen brach;
Es waren, leider, schon geheimnißvolle Bothen
Von Martern ohne Zahl, die unsern Seelen drohten;
Ich drückte Baucis Hand, und Baucis meine Hand,
Und jedes unter uns verschwieg, was es empfand.
Allem jetzt sahen wir den Himmel sich umhüllen,
Und hörten rund um uns den hohlen Donner brüllen;

Doch

Doch aus der schwärzern Nacht, die auf dem Thale lag,
Fuhr schnell ein grauser Blitz, und, Götter, welch ein Schlag!
Wir, die wir mit dem Schlag, Aret! Narcissa! riefen,
Und zitternd Hand in Hand aus unsrer Hütte liefen,
Erreichen athemlos das schreckenvolle Thal
Und fanden — (Er hält schluchzend inne.)

Merkur.

Guter Greis, wie rührt mich deine Quaal!

Jupiter.

Mein reger Busen schwillt vom zärtlichsten Erbarmen.

Philemon.

Sie hielten beyde sich entselt noch in den Armen:
Wir sanken auf sie hin, hin in die Todesnacht,
Allein sie blieben todt; und wir, wir sind erwacht,
Um uns durch stäten Gram allmählich zu zerstören.

Merkur.

Ein solches edles Paar verdienet deine Zähren,

Jupiter.

Und das Elisium.

Vierter Auftritt.

Baucis, die Vorigen.

Baucis.

Nun, werthe Freunde, geht,
Ein warmes Kräuterbad, das in der Kammer steht,
Wird euren müden Fuß durch seine Kraft erquicken;
Indessen eilen wir den kleinen Tisch zu schmücken:
ein Mus von süßer Milch, ein frisches Obstgericht
Und weiches Gerstenbrod, mehr, Freunde, hab ich nicht.
Ich bath die Nachbarinn, mir etwas Wein zu borgen;
Allein sie wies mich ab. Vielleicht bekomm ich morgen.

Jupiter, (indem er mit dem Merkur abgehet.)

Der Himmel segne dich!

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Philemon, Baucis.

Baucis.

Sein Segen schmelzt mein Herz.

Philemon.

Ach, Baucis, ist es nicht ein wahrer herber Schmerz,
Aus eigner Dürftigkeit nicht alles geben können,
Was wir dem Hungrigen zu seinem Labsal gönnen?

Baucis.

Mein Freund, wir leben doch schon eine lange Zeit
In diesem kleinen Haus, und ich empfinde heut,
Nur heut zum erstenmal, daß wir nicht alles haben;

Philemon.

Hast du dann weiter nichts, die Reisenden zu laben?

Baucis.

Da wir drey Tage schon das junge Huhn vermißt,
So weist du, daß uns nur die Gans noch übrig ist,
So ich zum Hochzeitmahl den Kindern schlachten wollte,
Und nun dem guten Zevs zum Opfer weihen sollte.

Philemon.

Geh, Baucis, diese muß der Pilger Speise seyn;
Auch dadurch wirst du sie dem Zevs zum Opfer weihn,
Doch unsre kleine Kuh bringt nun in wenig Tagen,
Dann will ich ihm das Kalb in seinen Tempel tragen,

Baucis.

O! wahrlich du hast recht, wohlan ich folge dir,
Indeß erwarte du die frommen Gäste hier.

Sechster Auftritt.

Philemon, (alleine.)

Ihr, Götter! wißt es selbst, daß ich nie mehr begehret,
Als was uns eure Hand aus lauter Huld bescheret,
Sie reichte täglich uns den milden Bissen dar,
Der uns zur Sättigung auf Erden nöthig war;
Doch dörft ich kalter Greis in meinen letzten Tagen
Noch einen kühnen Wunsch für dieses Leben wagen,
Ich wünschte nicht das Glück noch einmal jung zu seyn,
Nicht die Unsterblichkeit: nein, gute Götter, nein!
Wie könnt ich stäts entfernt von meinen Kindern leben?
Und wer, als nur der Tod, wird mir sie wieder geben?
Ich wünschte mir, vergebt des Wunschs Verwegenheit,
Noch auf ein kurzes Jahr in dieser Sterblichkeit,

Die

Die Freude wohlzuthun, das Glück euch nachzuhandeln,
Die Macht, des Menschen Noth in Segen zu verwandeln.
O Wohllust, deren Bild mein ganzes Herz entzückt!
Wie selten hast du mich auf dieser Welt beglückt!
Doch ach! mit allem Recht hat Zevs mir sie verwehret,
Sie, welche Göttern nur und Weisen zugehöret.
O Tugend! dir allein —

Siebenter Auftritt.

Jupiter, Merkur, Philemon.

Jupiter.

Wie sehr sind wir erfreut,
Daß dieser Sammelplatz der Ungerechtigkeit
Noch solch ein edles Paar in seinem Schoos ernähret,
Das für die ganze Flur die Menschlichkeit verehret.

Philemon.

Ach, Freund! dein Lobspruch ist mir eine wahre Last.

Merkur.

Die Götter, die du selbst in uns erquicket hast,
Sie wollen dich, o Greis, mit Segen überhäufen.

Baucis, (hinter der Scene.)

Philemon, hilf mir doch die scheue Gans ergreifen.
(Philemon geht ab.)

Achter Auftritt.

Jupiter, Merkur.

Jupiter.

Die Ehre, die uns hier beym Hirten wiederfährt,
Ist mehr als Weihrauchsduft, als Hekatomben werth.

Seitdem die goldne Zeit aus dieser Welt verschwunden,
So habe ich es noch nie mit so viel Lust empfunden,
Wie sehr der Mensch von Staub sich meiner Größe nahn,
Und durch der Tugend Hand mein Werk verschönern kann.
O Tugend! auch ein Gott muß deine Macht verehren,
Da Sterbliche durch dich der Götter Glück vermehren.

Merkur.

Indem der Alte hier mit seinem Weibe sprach,
Empfand ich, wie mein Herz von sanfter Wehmuth brach,
Und eine Thräne floß mir langsam von den Wangen.

Jupiter.

Mit Thränen dieser Art kann selbst die Gottheit prangen.
Die Unschuld, die hier wohnt, entfernt von dieser Flur
Den Rachstral, welcher schon aus meiner Rechte fuhr,

Um unter Graus und Schutt die Frevler zu
begraben,
Die mir voll Härtigkeit ihr Haus verschlossen
haben;
Doch dieses heilge Paar verdient den schönsten
Lohn.

Merkur.

O Zevs! in dieser Welt belohnt es auch kein
Thron,
Es wird im Purpur selbst ein Trauerkleid er-
blicken,
Und mit dem Diadem der Kinder Urne schmücken.

Jupiter.

Die Tugend, deren Glanz ein niedres Dach ver-
steckt,
Verdient ein Wunderwerk, das sie der Welt ent-
deckt;
Ich will dem armen Paar noch mehr als Thro-
nen geben;
(Er ergreift den Aschenkrug und schüttet
ihn in die Luft.)
Aret! Narcissa! kömmt zurück in dieses Leben.

Neunter Auftritt.

Jupiter, Merkur, Aret, Narcissa.

(welche beyde eine Weile unbeweglich stehen, und nach und nach zu sich selbst kommen.)

Aret.

Wo bin ich?

Narcissa.

Welch ein Traum!

Aret.

Ihr Götter, saget mir!

Narcissa.

Wen hör ich? ach, Aret! Geliebter, bist du hier?

Aret.

O, Himmel! holde Braut, o, laß mich dich umfassen!

Jupiter, (indem er den Merkur mit sich wegführt.)

Komm, Sohn, wir wollen sie sich selber überlassen.

Zehnter Auftritt.

Aret, Narcissa.

Narcissa.

Wie eng ist meinem Geist, wie trüb ist nun sein Blick,
Ihn lockte nur Aret ins finstre Haus zurück.

Aret, (indem er sich umsiehet.)

Was seh ich? hat die Nacht auf ihrem braunen Wagen,
Hat meiner Aeltern Arm uns aus dem Hayn getragen;
Doch warum haben sie sich dann vor uns versteckt,
Da kaum ihr lauter Ruf uns wieder aufgeweckt.

Narcissa.

Allein wer hat uns dann das Brautkleid angezogen?
Wer hat den Hochzeitkranz um unser Haupt gebogen?
Ists Hymens heilger Scherz? wars unsrer Mutter Hand?

Aret.

Aret.

Ein düsteres Gewölk umgiebt mir den Verstand:
(Er blickt nach dem Fenster.)
O Wunder! der Olymp ist nicht mehr schwarz verhüllet;
Dianens holder Blick hat den Orkan gestillet,
Auf dessen Fittigen der Vater der Natur
In grauser Majestät bey uns vorüber fuhr;
Noch seh ich seinen Glanz den dunkeln Hayn erfüllen,
Noch hör ich seinen Zorn in sieben Donnern brüllen;
Auch weis ich, daß ich starr im Schutz der Eiche stand,
Und wie dein kalter Arm um meinen Arm sich wand,
Als ich so schnell, so sanft, wie von Cupidens Bogen
Einst jener goldne Pfeil in meine Brust geflogen,
Ein heimliches Geschoß auf meinem Haupt empfand,
Und dann dich nicht mehr sah, und dann dich wieder fand.
Allein, ihr Götter! wo? Wie kann ich ihn erzählen,
Den Traum, zu dem mir jetzt selbst die Gedanken fehlen?

Narcissa.

Ich staune! Hat dich auch der schöne Traum berückt,
Der meinen freyen Geist in jene Welt entzückt?
Als plötzlich die Natur vor meinem Blick verschwunden,
So hab ich mich im Schoos der ewgen Nacht gefunden,
Die tief im hohlen Bauch des Tänarus regiert,
Der sich ins wüste Thal der Unterwelt verliert.
Des Todes kalter Graus durchströmte meine Seele;
So faßt er Psychen einst in dieser schwarzen Höhle,
Als Venus, von der Wuth der Eifersucht entbrannt,
Sie nach dem finstern Reich des Plutons abgesandt.

Aret.

O Himmel!

Narcissa.

Endlich wagt mein Mund, Aret zu lallen,
Und staunend hört mein Ohr, Narcissa, wiederhallen.

Ich

Ich tappe nach dem Schall, der deiner Stimme
gleicht,
Als deinen offnen Arm mein offner Arm erreicht.
Und —

Aret.

Großer Jupiter! was hat mein Ohr ge=
höret?
Ists nicht ein neuer Traum, der meinen Sinn
bethöret?
Auch mich hat Morpheus Hand in jene Kluft
entrückt,
Wo ich dich, noch erstaunt, an meine Brust
gedrückt;
Als schnell ein leichter Glanz die schwarze Nacht
erhellet,
Und uns das holde Bild Merkurs vor Augen
stellet,
Der voller Freundlichkeit die sanften Worte sprach:
Ihr Kinder, fasset euch, und folgt mir freudig
nach.
Wir wallten hinter ihm auf engen düstern Pfa=
den
Bis zu des Acherons morastigen Gestaden;
Hier stiegen wir getrost in Charons leichten
Kahn,
Und dieser wilde Greis sah uns halb lächlend an.

Sein

Sein Ruder spaltet schnell die zähen schwarzen Wellen,
Und kaum betreten wir den kahlen Strand der Höllen,
So werden wir zugleich vor Plutons Thron geführt,
Den ein gezähmtes Paar beschuppter Drachen ziert.
Ein fressend Feuer stralt aus dieses Gottes Mine,
Und Strenge herrscht im Blick der hohen Proserpine.
Auf tiefern Stühlen sitzt das höllische Gericht,
So jedem Sterblichen sein letztes Urtheil spricht.
Der weise Minos las das Tagbuch unsrer Jugend,
Und gab uns voller Huld das Zeugniß früher Tugend.
Geht, sprach er: liebt euch nun in einer bessern Welt;
Die Götter öffnen euch das Elisäer Feld —

Narcissa.

O Wunder! mein Verstand wird niemals dich erreichen,
Ists möglich, kann ein Traum so sehr dem andern gleichen?

Beym

Beym großen Zevs, Aret, es kann nicht anders
seyn,
Er goß mit eigner Hand ihn unsern Seelen ein.

Eilfter Auftritt.

Baucis, die Vorigen.

Baucis, (im hereintreten.)

Vergebt mir; Freunde! daß —

Aret, (der ihr mit offnen Armen ent-
gegen läuft.)

O Mutter!

Narcissa.

Welch ein Glücke!

Baucis.

Was seh ich? Götter! — Ach! —
(Sie sinkt ohnmächtig in Arets Arme.)

Aret.

Hilf ewiges Geschicke!
Narcissa hilf, sie stirbt!

Nare-

Narcissa.

Ihr Laren steht uns bey!

Zwölfter Auftritt.

Aret, Narcissa, Baucis, Philemon.

Philemon.

Was hört mein schwaches Ohr hier für ein Angstgeschrey?

Aret.

Mein Vater!

Philemon.

Himmel! (Er weicht hinter sich.)

Narcissa.

Wie? du bebst vor uns zurücke?

Philemon.

Ihr Mächte des Cocyts, was zeigt ihr meinem Blicke?

Aret.

Aret.

Ach! unsre Mutter stirbt, mein Vater, und du fliehst?

Philemon. (Er tritt etwas näher und legt die Hände auf die Brust.)
Ihr theure Schatten, ach! — (Weinend.)
seyd tausendmal gegrüße!

Narcissa.

Wie? Wer?

Baucis, (die sich erholt.)
Wo bin ich?

Aret.

Hier, an deiner Kinder Herzen.

Philemon.

Ihr Götter! könnt ihr dann so grausam mit uns scherzen?

Aret.

Welch Räthsel!

Baucis, (indem sie Aret und Narcissen wechselsweis ansieht.)
Ist es nicht ein zweytes Nachtgesicht?

Aret.

Geliebte, kennet ihr dann eure Kinder nicht?

Philemon, (der Arets Wangen streichet.)

Nein, nein, sie sind nicht bloß aus dünner Luft gewebet.

Baucis, (welche die Hand auf Narcissens Brust leget.)

Ich fühle, daß mir hier ein Herz entgegen bebet.

Philemon.

Hat Jovens Allmachtswort euch wieder gufers weckt?

Aret.

O! nun erräth mein Herz den Zweifel, der euch schreckt,
Da wir im Buchenhayn in heilger Ohnmacht lagen,
So hat uns euer Arm für todt hieher getragen;
Und darum zieret uns das weiße Brautgewand
Und dieser Blumenkranz, den heut Narcissa band.

Philemon.

Was? heute — wie? für todt — O Zevs was muß ich hören!

Soll

Soll jeder Augenblick dann mein Erstaunen
mehren?
So wißt ihr selber nicht das Schicksal, das euch
traf?
Doch wer besinnet sich im finstern Todesschlaf?
Wohlan dann, so vernehmt, daß schon vor drey-
ßig Tagen
Ein schwerer Donnerkeil euch in dem Hayn er-
schlagen;
Daß wir den Abend noch auf euren Staub ge-
weint,
Und unsre schwache Hand in diesen Krug vereint.

Aret.

Was sagst du?

Narcissa.

Himmel!

Philemon, (der indessen den Aschen-
krug ergriffen, und leer gefunden.)

Wie? wo ist er hingekommen?
Ihr Götter; nun ist mir mein Zweifel ganz be-
nommen;
Ihr habt ein gnädig Ohr nach unserm Gram
gelenkt,
Und diese Kinder uns zum zweytenmal geschenkt:
O! seyd für diese Huld in Ewigkeit gepriesen.

Baucis.

Ists möglich, habt ihr uns so großes Heil erwiesen,
Ihr Väter des Olymps? Ach daß mein froher Geist
Mit diesem Thränenstrom nicht ganz in Lob zerfleußt!

Aret.

Ein heilger Schauer fuhr durch alle meine Glieder.

Narcissa.

Ein zweyter Donner schoß in meine Brust hernieder.

Aret.

Verhängniß! dich erforscht mein blödes Denken nicht.
So war dann unser Glück kein leeres Wahngesicht?

Narcissa.

Ists möglich, kann die Zeit so schnell von hinnen eilen,
Die wir auf dieser Welt in lange Jahre theilen?

Der

Der ganze Mondeslauf, den ihr dem Schmerz geweiht,
War nur ein Augenblick im Kreis der Ewigkeit.

Aret.

O ihr! an deren Brust wie sie von neuem schmecken,
Geliebte, wenn wir euch die Seligkeit entdecken,
Die von der Götter Thron auf unsern Geist geströmt,
Indessen daß ihr euch um unsern Tod gegrämt;
Wenn wir — allein wie kann mit Farben dieser Erden
Die Pracht Elisiens euch vorgemalet werden?

Philemon.

Mein Sohn, mein süßer Freund, wenn du mich je geliebt!

Baucis, (zur Narcissa.)

O, wenn dein Herz mir noch den Mutternamen giebt!

Aret.

Ach! Vater, unsre Flur und unsre bunten Weyden,
Sind gegen diesem Feld sonst nichts als kahle Heiden;
Es ist der Schönheit Sitz, der Tugend Vaterland.

Philemon.

Ihr Götter, öffnet uns den kindischen Verstand!

Aret.

Ein später Mittag stralt aus einer sanften Sonne;
Ihr Blick erfüllt den Geist mit einer heitern Wonne;
Die Rosen hauchen dort noch einen süßern Duft;
Dort schöpft die freye Brust des Aethers reinste Luft;
Dort winket Götterobst von schattenreichen Bäumen,
Und Nektar siehet man aus Demantfelsen schäumen.

Baucis.

Wie klopfet meine Brust? —

Philemon.

Ich bin ganz außer mir.

Aret.

Wir irrten lang erstaunt in diesem Lustrevier,
Und endlich konnten wir den Trieb nicht unterdrücken,
Von jener goldnen Frucht uns etwas abzupflücken;

Wir

Wir aßen noch entkückt auf einer Rasenbank,
Und schöpften mit der Hand den lautern Götter-
trank,
Da sah ich meine Braut von Lunens Glanz um-
stralet,
Und schöner, als man je Cytherens Bild ge-
malet,
Wie sie vor Priams Sohn auf Idens Flur
erschien.

Narcissa.

Auch ich sah neuen Reiz auf deiner Stirne blühn;
Ich sah der Gottheit Licht in deinen Blicken
prangen,
Und laß Unsterblichkeit auf deinen Purpurwan-
gen.

Baucis.

O Wunder! dich begreift der Mensch im Stau-
be nicht.

Aret.

Geblendet fielen wir auf unser Angesicht:
Zu schwach, der Götter Huld in Hymnen zu
verehren,
Ergoß sich unser Herz in stummen Freuden-
zähren;

Als eine Harmonie voll göttlicher Gewalt
Schnell durch der Echo Mund von allen Wipfeln
schallt,
Und unsern irren Fuß, der neue Kräfte spüret,
Nach einem Labyrinth von Myrthenbüschen
führet.
O Vater! hier allein, hier wohnt die Seligkeit,
Hier, wo der reine Geist sich ganz der Gott=
heit weiht.

Philemon.

Mein Auge füllet sich mit ehrfurchtsvollen
Zähren.

Baucis.

Soll mein entzücktes Herz noch größre Wun=
der hören?

Eret.

Hier steht auf einem Beet von weichen Perlen=
sand
Ein goldner Rauchaltar von Jovens eigner
Hand;
Er trägt kein Marmorbild, die braucht man nur
auf Erden,
Indem die Götter selbst hier täglich sichtbar wer=
den.

Mit

Mit Lorbeern um das Haupt kniet eine heilge Schaar
In glänzendem Gewand um dieſen Rauchaltar.
So hört kein ſterblich Ohr der Leyer Seyten klingen;
So hört kein ſterblich Ohr das Lob der Götter ſingen.
Ich ſelber, wie mich dünkt, ergriff ein Seytenſpiel,
Und ſang mit Phöbus Kunſt mein göttliches Gefühl.

Narciſſa.

Ja, ja, du ſangſt, Aret, ich hab es ſelbſt gehöret,
Und ſtaunend neben dir dieß Wunderwerk verehret,
Als meiner Aeltern Arm urplötzlich mich umſchloß,
Und neue Seligkeit in meinen Buſen goß;
Vergebens ſtreb ich ſie mit Worten nachzuahmen,
Selbſt in Eliſien empfängt ſie keinen Namen.

Philemon.

Mein Kind, wir faſſen dich; ihr lehret unſre Bruſt,
Nach namenloſen Schmerz, die namenloſe Luſt.

Baucis.

O ſeyd von uns gegrüßt, ihr feſtlichen Gefilde!
Ihr ſeyd Eliſien auch ſchon im Schattenbilde!
Doch, Kinder, fahret fort.

Aret.

In diesem Augenblick
Denk ich zum erstenmal an eure Welt zurück.
Mein Kind, o möchten wir, so sprach ich zu
Narcissen,
Auch meiner Aeltern Paar an unsre Herzen
schließen!
Ich sprachs: ein hoher Ruf, der uns mit Na-
men nennt,
Heißt, schneller als Apoll den blauen Luftkreis
trennt,
Uns, die wir noch nicht reif für jenen Boden
waren,
Ins alte Vaterland zu euch herüber fahren,
Wo wir uns unser Glück, zu dem nur ihr gefehlt,
Als einen kurzen Traum erstaunungsvoll erzählt.

Baucis.

So endigt, statt des Tods, ein Wunder unsre
Leiden?

Philemon.

O Vater des Geschicks, du Schöpfer unsrer
Freuden.
Womit verdienten wir so viel Barmherzigkeit,
Wir arme Sterbliche? —

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Jupiter und Merkur (in göttl. Pracht.)

Jupiter.

Durch eure Redlichkeit.

Die Vorigen miteinander,
(indem sie voll Bestürzung auf ihre Knie niederfallen.)

Ihr Götter!

Jupiter.

Fasset euch: erhebt euch von der Erden;
Wer in dem Herzen liest, verachtet die Geberden.

Merkur.

Erkenne, frommes Paar, den Zevs im fremden Gast,
Den du nebst seinem Sohn so froh bewirthet hast.

Philemon, (bebend.)

Was kann ich —

Jupiter.

Zittert nicht, die Unschuld darf
nicht zittern,
Erschien ich ihr auch gleich in donnernden Ge-
wittern.
Sie hat das stolze Recht mich lächelnd anzusehn,
Und mit der Götter Gott vertraulich umzugehn.
Noch einmal: Stehet auf. (Sie stehen auf.)

Philemon.

O Vater aller Güte!
Dein Machtwort gießet Muth ins bebende Ge-
müthe.

Baucis.

Ach! wer ist unter uns der hohen Ehre werth,
Die dieser Hütte heut vom Himmel wiederfährt?

Jupiter.

Ihr alle.

Aret.

Heil auf Heil!

Narcissa.

Entzücken auf Entzücken!

Mer-

Merkur.

Es ist der Götter Lust, die Menschen zu be=
glücken.

Jupiter.

Schon oft besuchten wir, bey stiller Mitternacht,
Das Dach des Redlichen in fremder Pilgers=
tracht,
Bald seinen Wassertrank mit Nektar zu ver=
mischen,
Bald ihm mit eigner Hand die Thränen abzu=
wischen.

Philemon.

O du, der Menschen Freund, du, der auch unsern
Gram
Mit allmachtvoller Hand von unsern Herzen
nahm!
Was kann des Armen Dank dir für ein Opfer
geben,
Das deiner würdig sey?

Jupiter.

Ein tugendhaftes Leben.

Merkur, (zu Aret und Narcissa.)

Ihr aber, zärtliches dem Tod entwinktes Paar,
Ihr, deren Führer ich im Reich der Schatten
war,

Sieht

Sieht euer Auge nicht mit Sehnsuchtsvollem
Blicke
Nach jenem Lustgefild Elisiens zurücke?

Aret.

Die sämtliche Natur ist Jovens Eigenthum;
Wo seine Gnade herrscht, ist das Elisium.

Jupiter.

Sie wird euch auch zugleich auf Morpheus Ro-
senschwingen
In das Elisium dereinst zurücke bringen.
Indessen schmecket hier das Glück der goldnen
Zeit.
Seyd eurer Aeltern Trost, seyd ihre Seligkeit,
Und helfet mir vereint in diesem Land der Sün-
den,
Der Tugend, die ihr liebt, ein neues Pflanzreich
gründen.
Jetzt ruft mich der Olymp in seinen Schoos
zurück;
Wohlan! was fehlt euch noch zu eures Alters
Glück?
Soll ich euch, frommes Paar, der Berge Gold
bescheren?
Soll euch die halbe Welt auf einem Thron ver-
ehren?

Der

Der Arme, der den Zevs in matten Pilger speißt,
Verdienet, daß ihn selbst das Chor des Himmels preißt.

Philemon.

Was soll ich Wurm im Staub zum Gott der Götter sagen?
Und o wie kann mein Herz so viele Huld ertragen!
Ist Jovens Wirth zu seyn nicht schon der höchste Ruhm?

Baucis, (indem sie auf das junge Paar weiset.)

Herr, hier ist unser Gold und unser Fürstenthum.

Philemon.

Indessen will sich doch für dieses kurze Leben
Ein heißer süßer Wunsch in meiner Brust erheben.

Jupiter.

Sprich!

Philemon.

Diese Hütte, Herr, darein du diese Nacht,
Die Wonne des Olymps mit dir herabgebracht;

O möchte sie dein Wort zu deinem Tempel weihen,
Und uns das große Glück des Priesterthums verleihen!
Dem starren Pilger thut alsdann mein schwacher Mund,
Die Wunder Jupiters in frohen Hymnen kund;
Dann soll des Altars Glut der Rinder Fett verzehren,
Dann soll ihr mildes Fleisch den Hungrigen ernähren;
Und endlich, wenn der Stahl aus meiner Rechte sinkt,
Wenn Baucis matter Blick der ernsten Parce winkt;
So laß sie, Herr, zugleich durch beyde Faden schneiden,
Und an des Altars Fuß uns froh von hinnen scheiden.

Jupiter.

Dein Wunsch, o guter Greis! ist deiner Tugend werth,
Und dringt in Jovens Brust. Wohlan, er sey erhört!

Unter

Unter Blitzen und Donnerschlägen eröffnet sich das Innere der Bühne, so einen prächtigen Tempel vorstellet, und zu gleicher Zeit werden zwo Wolken heruntergelassen, welche Jupitern und Merkurn empor heben.

Philemon.

(der nebst den übrigen aus der tiefsten Bestürzung zurück kömmt.)

Allmächtiger! —

Baucis.

Mein Herz durchschaurt ein heilig Grauen!

Aret.

Wo sind wir? —

Narcissa.

Großer Tag! was lässest du mich schauen?

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen.

Ein Chor von Nachbarn und Nachbarinnen, welche sich von beyden Seiten, durch den Donner herbeygelockt, auf die Bühne drängen, und im Augenblicke mit Furcht und Entsetzen zurück beben.

Jupiter.

Da staune, frevles Volk, erzittre vor dem Gast,
Dem du für eine Nacht dein Brod versaget hast.
Hier dieses Paar, dein Spott, hat mir sein Dach geweihet,
Und ihre Frömmigkeit hat euch vom Fluch befreyet.
Doch denket, Jupiter ist heilig und gerecht,
Sein Rachstral frißt zulezt ein sündiges Geschlecht;
Darum entsaget heut des Lasters wilden Trieben,
Und lernt in diesem Haus die schöne Tugend lieben.

Wohl-

Wohlan! begleitet nun mein holdes Lieblings-
paar
Im feyerlichen Chor, zum neuen Brautaltar;
Ihr Schicksal lehret euch die stolze Wahrheit
fassen,
Daß wir die Redlichkeit nicht unbelohnet lassen.

E N D E.

Allegorische Erzählung.

Ich bekam auf meinen Reisen Gelegenheit, mit einem Braminen bekannt zu werden. Dieser indianische Philosoph besaß unter andern Geheimnissen seiner Kunst eine Essenz, die, wenn man sich die Schläfe damit bestrich, die wunderbare Kraft hatte, daß die Seele einige Zeit aus dem Leibe und in Thiere wandern konnte. Er hatte mir schon oft davon gesagt, und den Hauptsatz seiner Philosophie, die Wanderung der Seelen, dadurch begreiflich zu machen gesuchet. Der er einsmals bey guter Laune war, so gab er mir etwas von seiner Wunderessenz, und ich bestrich mich damit beym Spatziergehen auf einer Wiese, wo allerley Vieh weidete. Ich erwählte meiner Seele zur Herberge auf eine kurze Zeit, eins von den nützlichen Thieren, die so friedlich und folgsam sind, daß sie sich den Menschen, und insgemein

den

den brutalesten Menschen unterwerfen, welche sie doch mit einem einzigen Stoße, mit einem einzigen Tritte erlegen könnten: kurz, meine Seele fuhr in einen Stier.

Wie sehr erstaunte ich nicht, da ich, nach Besitznehmung des Stiergehirnes, in den Stand kam, die Sprache der Stiere nicht allein zu verstehen, sondern auch zu reden, nachdem ich jederzeit geglaubt hatte, daß die Thiere aller Kraft des Denkens beraubet wären. Damals fiel mir ein, daß ich hier und da Menschen gekannt hatte, die nur wie ein Klumpen Fleisch aussahen, und bey denen ich doch zuweilen mehr gesunde Vernunft gefunden hatte, als bey mancher artigen Menschengestalt, unter schönen Perrücken und Kopfzeugen. Jedoch zur Sache; denn ich habe wohl wichtigere Dinge zu sagen.

So selten ich sonst unter Menschen gesprächig bin, so geschwind wurde ich jetzo begierig, ein Gespräch mit einem Stiere zu halten. Ich suchte mir einen aus, dessen Miene recht nach meinem Sinne war; und meine kleine Kenntniß der Gesichter betrog mich dießmal nicht:

denn ich bemerkte schon beym dritten Worte, daß es ein Philosoph war; aber kein Philosoph nach menschlicher Mode, die alles demonstrieren, wovon sie nicht das geringste einsehen, die alle moralischen Maximen vortreflich lehren, von welchen sie keine einzige recht auszuüben begehren, und die vornämlich den Pöbel verächtlich ansehen, (denn dieses gehöret hauptsächlich zum Wesen eines Philosophen). O nein! so hohen Verstand hat ein armes Vieh nicht. Mein Stier war ein Philosoph nach uralter Art: gelind, geduldig, bescheiden, vorsichtig, unbesorgt um alles, was ihn nicht angieng; der überall das Nützliche dem Schönen vorzog, und der alle seine Lehren in die Ausübuug brachte. Ein solcher Philosoph konnte wohl, ja er mußte beynahe ein Stier seyn.

Ich bewundere euch, ihr lieben Stiere, sagte ich; ihr seyd viel stärker als die Menschen; und dennoch unterwerfet ihr euch so willig ihrem Joche, und arbeitet zu ihrem Dienste. Je! warum sollten wir das nicht thun? sagte mein vierbeinigter Philosoph: die Arbeit ist kein Uebel; sie macht uns Lust zum Essen; sie erhält uns stark und gesund. Zudem sind auch die

Ga=

Sachen von beyden Seiten gleich: denn wie wir für die Menschen arbeiten, so arbeiten sie auch wieder für uns. Sie führen uns auf die beste Weide, und zur reinsten Tränke, sie bewahren uns vor reißenden Thieren, sie bauen uns Häuser, sie streuen uns weiche Lager, sie sammeln uns Stroh und Heu, auch Körner, auf die Zeit, wann es frieret. Gewiße Gänse beweisen sogar daraus, weil die Menschen sie so bedienen, daß die Mannthiere (wie sie euch nennen) bloß für sie geschaffen seyn sollen. Aber wir Stiere schnattern nicht wie die Gänse: unsere Vernunftschlüsse müssen gründlicher seyn. Sage mir also, ists nicht billig, daß wir den Menschen einen Theil ihrer Arbeit abnehmen, da sie sich so viel Mühe mit uns geben?

Du bist einfältig, du guter Stier, sagte ich. Denkest du dann, der Mensch thue das alles um euch zu dienen? Er ernähret euch, und mästet euch sogar, bloß um seiner selbst willen. Das glaube ich wohl, gab er zur Antwort: ein jedes Geschöpf denket am meisten auf sich, in allem, was es thut; aber dieses muß man nicht so genau nehmen. Wenn eine Sache einmal zu unserm Nutzen gereicht, warum wollte man sich

den Kopf zerbrechen, zu untersuchen, aus was für Absicht sie eigentlich geschieht? So machte man dem Undanke Thüre und Thor auf; und Dienste nnd Gegendienste würden bald ihren Werth verlieren, oder gar aufhören. Wir Stiere subtilisiren so nicht: die Dienste der Menschen sind uns angenehm, deßwegen dienen wir ihnen wieder; und dieses ohne Widerwillen, ja sogar mit Lust, die wenigen Faulen ausgenommen.

Indem wir so mit einander schwatzten, waren wir unvermerkt weit von der Heerde abgekommen. Plötzlich rannte unser Hirt auf uns los, und zerpeitschte uns, unter grausamen Flüchen, gar jämmerlich. Wie nun, Halbbruder? frag ich, was sagest du hierzu? wie schmackte das? Das ist ein wenig verdrießlich, sagte er ganz gelassen, aber wer kann es ändern? Kein Gutes ist ohne Böses, und keine Lust ohne Unlust. Die Fliegen und Wespen mache mir vielmal noch größere Schmerzen: sollte ich mich aber deßwegen so wüthend anstellen, wie unser Hirt? Nun! sagte ich: das heißt doch wahrhaftig großmüthig und geduldig; ihr habt auch ohne Zweifel oft genug Gelegenheit zu Ausübung

solcher Heldentugenden? Allerdings, war seine Antwort: dieser Mensch ist schrecklich jachzornig, und er wird vielmal böse, ohne alle Ursache, nicht anders als eure Kinder. Es jammert mich, wenn ich es sehe, und ich hoffe immer noch, ihn durch meine Gelassenheit auf vernünftigere Wege zu bringen: hilft es nichts, so thue ich doch das meinige, und desto schlimmer für ihn. Seine Lebensjahre wird er hierdurch schwerlich verlängern, und seine Zufriedenheit, davon ihr Menschen so viel Wesens machet, wird sichtbarlich unterbrochen, so lange er so grimmig ist. Ach! lieber Br — (fast hätte ich den Bruders Namen an ihm verschwendet, da ich ihn so reden hörte,) du lieber Halbbruder, sagte ich: das heißt doch philosophiren, und mit Beyspielen philosophiren! Je nun! sagte er: was nimmt dich aber hierbey so sehr wunder? Meynest du dann, daß das so was großes ist, wenn ihr zufrieden und gelassen seyd, so lange alles nach eurem Wunsche geht? habt ihr dann unter euren Tugenden nicht auch die Tugend der Geduld? Unter uns Stieren wird sie für eben so rühmlich als nothwendig gehalten; und was ihre Nützlichkeit anlanget, die erfahren wir alle Tage. Was hilft es, sich dem Uebel zu wi-

versetzen? Nichts als daß es uns weher thut. Ertrage ich es geduldig, so fühle ich es kaum. O ihr stolzen Menschen! ihr nennet unsere Geduld Dummheit; und doch erhebt sie uns in der That weit über euch. Da ihr euch so schrecklich über uns, eure Hausgenossen, erzörnet, so sage mir, was würde daraus entstehen, wenn wir nicht vernünftiger wären? Du siehst selber, daß ich mit dem armseligen Menschen vorhin bald hätte fertig werden wollen; und wenn ich nach einer eingebildeten Freyheit so lüstern wäre, so hätte ich nur dörfen in die weite Welt entlaufen, und in einem großen Walde meine Zuflucht suchen. Ich hätte meinem Herrn genug geschadet; aber ich hätte auch mir selber Schaden gethan. Es hätte mir Niemand mehr Futter zugetragen; ich wäre allen Wettern bloßgestellt gewesen, und die Menschen hätten mich hernach mit ihren knallenden Feuerröhren erleget, wie ich oft sehe, daß es den Hirschen und Rehen geschieht, und noch wohl kleinern Thieren, die ihnen alle nichts zu Leide thun. Vor allem solchen Ungemach bewahrt uns unsere Geduld, und daß wir ihr Toben nicht achten. Ich lobe euer großmüthiges Bezeigen, antwortete ich, und sonderlich, daß eure Großmuth so weit

geht,

geht, daß ihr euch von den Menschen tod schlagen und essen lasset. Ha ha! sagte der weise Stier, das habe ich vermuthet, daß uns die Menschen fressen: denn die Anstalten, die ich bisweilen gesehen, haben mich immer auf solche Gedanken gebracht, und daß sie uns nur deßwegen fett machen, um sich besser an uns zu laben. Aber auch dieses macht mir keinen Kummer: das allgemeine Schicksal der Thiere ist, daß sie sterben müssen. Kann mirs also nicht gleich viel seyn, ob mich ein Wolf, oder ein Tieger, oder ein Mensch umbringet; oder ob ich endlich mit so schrecklichen Zuckungen sterbe, wie ich einmal an meinem lieben Nachbar gesehen? Und ist es nicht auch eine Ehre für uns, wenn wir in eure Bäuche begraben werden? Wir sträuben uns zwar ein wenig, wenn unser Tod kömmt, das ist natürlich; aber eher machen wir uns nicht den mindesten Kummer darüber.

Du bist beredt, lieber Stier! sagte ich: und es wundert mich solches gar sehr, da ihr so wenig Gelegenheit habt, die Beredsamkeit auszuüben: denn mir deucht, daß ihr euch selten mit einander besprechet. Die Wahrheit zu sagen, die-

fer Umstand macht mir eben nicht Lust, immer in eurer Gesellschaft zu bleiben. Ich kann mir nichts angenehmers vorstellen, als sich mit seines Gleichen in Gesprächen zu unterhalten; und gewiß, du magst auch dawider einwenden was du willst, in diesem Stücke hat das menschliche Geschlecht einen großen Vorzug vor eurem.

Du armer Mensch! sagte der Stier, ich muß dir doch meine Geschichte ein wenig erzählen. Meine Seele belebte vor diesem auch einen Menschenkörper. Ich habe mich in der Welt umgesehen, auch mit verschiedenen Leuten Umgang gehabt: und da habe ich so viel reden gehöret, und so erbärmliches Zeug gehöret, daß mir noch jetzo die Ohren gällen, wenn ich daran gedenke. Ich bin froh, daß meine Seele in diesem Stierkörper fast stumm geworden ist. Jetzo bespreche ich mich in der Stille mit mir selber: ich betrachte die allmächtige Natur und ihre Wunder, und genieße des Guten, dazu sie mich fähig gemacht hat, so gut ich kann. Hier schwieg der gehörnte Philosoph auf einmal, und fieng an zu weiden; ich verließ ihn und eilte, daß ich wieder unter die Menschen kam.

Der
Affe, und die Katzen.

Zwo Katzen hatten Hungersvoll
Einst einen Käse weggestohlen.
Der Punkt, wie man ihn theilen soll,
Räth einen Rechtsspruch einzuholen;
Von wem? Man zankt sich heftig drum.
Vom Fuchs, vom Esel, oder Füllen?
Der ist zu klug, und der zu dumm;
Und dieß zu jung, den Zank zu stillen.

Jetzt fällt den streitenden Parteyen
Noch ein bequemer Richter ein.
Des Amtmanns Affe soll es seyn!
Er hört oft Advokaten schreyen,
Und sieht, daß, wer den Amtmann treibt,
Und seinen Gegner übertäubt,

Gemeiniglich der Sieger bleibt.
Er weis die Mittel zu entscheiden.
Im Corpus Juris blättert er
So oft, und öfter als sein Herr.
Kurz diesem Richter wird von beyden
Die Sache deutlich vorgestellt.

Er, stolz, daß man auf ihn verfällt,
Sucht, mit recht richtrischen Geberden
Den Katzen ehrfurchtswerth zu werden.
Hört, spricht er laut, und räuspert sich.
Nie wählt ihr billiger, als mich.
Ich seh den Grund von eurer Klage.
Gebt mir den Käs, und eine Wage.
Nun bricht er ihren Käs entzwey!
So muß man jeglicher Parthey
Genau ihr Recht genießen lassen.
Und ein gerechtes Urtheil fassen.
Die eine Seit' ist noch zu schwer
Der Richter beißt davon; doch mehr
Als erst der andern Hälfte fehlte.
Jetzt nagt er hier, bald wieder dort,
Ißt sich recht satt, und plaudert fort,
Indem er sich halb krank erzählte.

Nun

Nun sieht die klagende Parthey,
Wie wenig nur noch übrig sey!
Der Unmuth muß sie übereilen!
Herr Richter, hört nur auf zu theilen!
Verlangt ihr hungriges Geschrey.
Wohl, ruft der Affe weislich aus,
Vertraget euch, und geht nach Haus;
Und seyd mit meinem Spruch zufrieden:
Denn wißt, ich kenne das Gericht;
Der Amtmann hätt euch anders nicht,
Wenn ihr bey ihm geklagt, entschieden!

Aus de la Mottes.

Der Riese und der Zwerg.

Es traf auf seinem Gange
Ein Ries ein Zwerglein an,
Und sprach: ich suche lange,
So was für meinen Zahn.

Dieß ist ein seltner Bissen,
Der lust zum Trunk erweckt,
Und der auf mein Gewissen
Auch ohne Tunke schmeckt.

Herr! sagte hier der Kleine,
Ich bin in deiner Hand,
Was hilfts mir, wenn ich weine?
Wer thut dir Widerstand?

Doch eh ich armer Knabe
Dein Abendessen sey,
So stelle mir zur Gabe
Nur eine Bitte frey,

Und

Und schwör, sie zu erfüllen;
Er schwört, der Kleine spricht:
So höre meinen Willen:
Ich bitte, friß mich nicht.

Der Zwerg gieng schon zurücke
Und eilte durch das Land,
Als er an dem Genicke
Des Riesen Faust empfand.

Ach! schrye er, Wald und Wiese,
Ihr Zeugen meiner Noth,
Hier schwur mir dieser Riese,
Hier giebt er mir den Tod.

Der Ries, ein schlimmer Spötter,
Sprach: das bin ich gewohnt,
Der fürchtet keine Götter,
Der keines Menschen schont.

Die Nachbarn.

Ein Mann hatt' einen Baum, der goldne Früchte trug,
Sein Nachbar hieb aus Neid bey Nachte
Viel Aeste von dem Baum, allein er war nicht klug,
Weil er das Jahr darauf dreyfache Früchte brachte.

*** *** ***

So nützlich ist uns oft ein Feind,
Er dient, wenn er zu schaden meynt.

Lichtwehr.

München,
Gedruckt bey Johann Friedrich Ott, Churfürstl. akademischen Buchdrucker.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Zweyter Jahrgang.
Eilftes Monatstück.
Im Augustm. 1766.

München
zu finden im akademischen Bücherverlag.

Schriftmäßige Betrachtungen über einige Eigenschaften GOttes.

HErr, dessen Weisheit ewig ist!
HErr, der Du, aller Wesen Quelle,
Erhabner als der Himmel bist
Und tiefer als die tiefste Hölle!
Wer mißt den Donner Deiner Macht?
Du breitest aus die Mitternacht
Und zählst die Stern' als eine Heerde.
Dem Winde giebst Du sein Gewicht,
Dem Wasser Maaß, den Sonnen Licht,
Und Du nur hängst an nichts die Erde.

Der HErr ist GOtt. Licht ist Sein Kleid.
Er schilt: des Himmels Säulen zittern;
Sein Zorn verzehrt, Sein Blitz gebeut;
Er macht den Weg den Ungewittern.
Er hat den Himmel ausgespannt;
Aus Seinem Munde kömmt Verstand,
Und Weisheit ist Sein göttlich Hauchen.
Sein Odem zündet und belebt;
Er schaut die Erd' an, und sie bebt;
Er rührt die Berg' an, und sie rauchen.

Er spricht, so muß ein ganzes Heer
Sein ausgesandter Engel würgen.
Der Winde Mund erzehlts dem Meer,
Das Meer verkündigts den Gebirgen.
Es zittern Berg und Wald und Feld;
Es bebt die Feste dieser Welt:
Sie kennt der Allmacht schwere Rechte.
Ihr Schöpfer ist es, der sich zeigt;
Die Sonn' erschrickt; die Erde schweigt;
Es zagt das menschliche Geschlechte.

Das Schwert des HErrn ist voll vom Blut.
Zu Bozra hält der HErr ein Schlachten.
In Edom tilget Er die Brut
Der Rotten, die Sein Wort verachten.

Auch

Auch Zions Friedensengel weint,
Bis GOtt sich aufmacht und erscheint;
Und Saron ist wie ein Gefilde:
Man sieht den Libanon zerhaun,
In Basans Triften herrscht nur Graun
Und Carmels Aehre wächst dem Wilde.

Die Völker sind zu Kalk verbrannt,
Wo, HErr! Dein Feuer angegangen.
Man rafft Gefangene wie Sand:
Die Fürsten lecken Staub wie Schlangen.
Es wird der Schlösser wüster Rest
Der Strause Sitz, der Drachen Nest.
So wird die leere Stadt zerbrochen:
So wird das bange Land beraubt;
Des Frevlers Fluch fällt auf sein Haupt;
Der GOtt der Heere wird gerochen.

Man hört der Hügel Klaggeschrey;
Man hört gestäupter Städte Heulen;
Man sieht, wie Staub und leichte Spreu,
Der Starken Rosse sich vertheilen.
Der Heere Wolken sind zerstreut.
Es wird ein Sack der Fürsten Kleid.

Sein Odem macht ihr Reich zunichte.
Wie, wann ein Weib mit Angst gebiert,
So wird das Volk mit Furcht gerührt
Vor Seinem Arm und Strafgerichte.

Ein Löw, ein junger Löwe brüllt
Und schreckt mit aufgesperrtem Rachen,
Den bald der Klauen Beute füllt
Und Blut und Geifer triefend machen.
Der Hirten Menge schreyt ihn an,
Daß Berg und Thal es hören kann:
Doch darf ihn ihre Menge stören?
Sie scheucht ihn nicht: er würgt und schnaubt
Und kann mit dem, was er geraubt,
Zurück in Wald und Höhle kehren.

So sieht man Dich, Herr Sabaoth!
Mit starkem Grimm herniederfahren.
Der Feinde Drohen wird zu Spott
Und Schrecken überfällt die Schaaren.
Nun richtet die Gerechtigkeit.
Der HErr zieht selber in den Streit.

Er selber siegt auf Zions Höhen.
Die Hügel fühlen Sieg und Muth.
Wie könnte der Egypter Wuth
Dem Pfeil der Allmacht widerstehen?

Und was hat nicht dein Zorn gefällt,
Als Du so vieler Tausend Leben
Und deinen Herd und dein Gezelt
Den Feinden Salems übergeben;
Als Zion selbst in Schutt versank;
Als es den Kelch des Jammers trank,
In welchen sich dein Grimm ergossen;
Als Knechtschaft, Angst und Hungersnoth
Und Flamme, Pest und Schwert und Tod
Das ausgeführt, was Du beschlossen?

Verwüstung herrschet überall;
Geschrey und Klagen fliehn zum Himmel;
Es übertäubt den bangen Schall
Der Blutvergießer Mordgetümmel.
Ein Mann ersticht sein jammernd Weib,
Bricht und zerstückt den todten Leib
Verzweifelnd mit dem trunknen Schwerte.
Er frißt, was er geschlachtet hat.
Der Hunger trieb ihn zu der That,
Der Hunger, der sein Mark verzehrte.

Ein Vater reißt sein saugend Kind
Der blaßen Mutter aus den Händen.
Er mordet; beyder Blut verrinnt:
Ein Dolch muß beyder Leben enden.
Er knirscht, verflucht sich tausendmal
Und nagt sein eignes Fleisch vor Quaal
Und stürzt sich in des Tempels Feuer.
Dort würgt ein Jüngling seine Braut,
Die ihm ihr Pfleger anvertraut,
Mit ihrem eignen Hochzeitschleyer.

Hier thront der Mord, mit Blut besprützt,
Auf eiternden, zerfleischten Leichen;
Sein wildes Auge glüht und blitzt
Und giebt der schwarzen Freude Zeichen.
Hier ist sein gräßlicher Triumph;
Hier sieht und zählt er jeden Rumpf
Mit einem höllischen Ergetzen.
Hier hält er nach dem Metzeln Ruh:
Ein Jauchzen ruft den Geyern zu,
Die schnell sich auf die Aeser setzen.

Wer kann die Hand, wie Du, erhöhn?
Wer darf mit Dir, o Richter! rechten?
Wer wird den Kräften widerstehn,
Die Juda, so wie Assur, schwächten;
Dem Arm, der Könige zerschmeißt,
Die Bande Seines Volks zerreißt
Und die Gewaltigen zerschläget?
Dem HErrn, der nur die Stolzen beugt,
Den Frommen seine Wege zeigt
Und sie auf Adlersflügeln träget?

Allein, was ist der Mensch vor Dir,
Daß Du, o Herrscher! sein gedenkest?
Was ist dieß Land und was sind wir,
Die Du mit Wollust reichlich tränkest?
Es ist vor Dir der Welten Bau
So wie ein Tropf vom Morgenthau,
Du Meer der Wunder und der Wonne!
Es ist, in Ansehn Deines Lichts,
Die Sonne selbst ein Punct, ein Nichts:
Nur GOtt, der HErr, ist Schild und Sonne.

GOtt unsrer Väter und ihr Ruhm!
Held, Ueberwinder und Gebieter!
Du Heiliger im Heiligthum!
Erbarmer, Vater, Menschenhüter!

Was dort dein Mund zur Wittwe spricht,
Das mitleidvolle: Weine nicht,
Das sprichst Du noch, Du GOtt der Treue!
Und deinen Zorn entwafnet oft
Ein Seufzer deß, der auf Dich hofft,
Und eine Zähre wahrer Reue.

Das Gute kömmt aus deiner Hand.
Du krönst das Jahr mit deinem Segen.
Durch Dich befruchtet sich das Land,
Und dürre Furchen tränkt dein Regen.
Wie ist des Schöpfers Bild so schön!
Wie sieht man seine Wolken stehn
So fest wie ein gegoßner Spiegel!
Die Auen sind an Aehren reich.
Man jauchzet und besingt zugleich
Der Anger Reitz, die Lust der Hügel.

Der Himmel und die Erd' ist dein
Und alles lebt von deinen Gaben.
Du heissest Wüsten fruchtbar seyn
Und sättigst auch die jungen Raben.
Nichts setzet deinem Rath ein Ziel.
Du schenkst das zarteste Gefühl,

Der Größen Wissenschaft den Spinnen.
Du lehrst den Storch die Reisezeit.
Du giebst der Ameis' Emsigkeit,
Den Bienen Reich und Königinnen.

Wo findet sich der Weisheit Bahn?
Und wo ist des Verstandes Stäte?
Wer thut was Salomo gethan
Und sucht sie eifrig im Gebethe?
Ihr, deren Dünkel alles mißt,
Treft das kaum, was auf Erden ist:
Wer will des Höchsten Himmel kennen?
Wir sehn in seinem Licht das Licht.
Den hohen Augen glückt es nicht
Das Wesen von dem Schein zu trennen.

Es ist ein endlicher Verstand
Mit Wahn und Dunkelheit umfangen,
Eh er, o Wahrheit! Dich erkannt
Und ihm dein Leitstern aufgegangen.
Wie wirst Du doch so oft verfehlt,
Wann Ungewißheit lange wählt
Und endlich Dich zu finden glaubet!
Bis Dir der helle Sieg gelingt,
Der durch des Irrthums Blendwerk dringt
Und ihm Gewalt und Nebel raubet.

Wie, wenn ein Wandersmann verirrt;
Wann Nacht und Schatten alles decken;
Wann Furcht und Zweifel ihn verwirrt
Und die Erschrocknen andre schrecken:
O wie lacht dem das erste Licht,
Das aus den grauen Wolken bricht
Und uns den rothen Morgen zeiget!
Ein neuer Lustreitz schmückt die Welt:
Die Macht der Finsternisse fällt,
Und Glanz und Muth und Freude steiget.

Hagedorn.

Ein

Ein neues Lehrgebäude über den Brand an den Bäumen.

Aus D. Hills Versuchen in der natürlichen Geschichte und der Physik.

(The Universal Magazine, supplement to the X. Vol. p. 326.)

Die gemeine Meynung von dem Brande an den Bäumen ist, daß er von gewissem Ungeziefer, welches durch besondere Winde auf die Bäume gebracht werden soll, herrühre. Allein, dieß ist nicht nur eine sehr unnatürliche Entscheidung, die durch keine Beobachtungen oder Versuche unterstützt wird, sondern es führt uns auch gänzlich von einer Untersuchung ab, welche die ganze Sache nach dem Lehrbegriffe einer bessern Philosophie und nach einer Aehnlichkeit mit dem Uebrigen wegen der Natur erklärt haben möchte.

Wir

Wir wissen zuverläßig, daß sowohl die Thiere, als die Pflanzen und Bäume, so bald sie sich einer Abnahme nähern, auf einmal ein bequemes Nest und eine Nahrung für Insekten von mancherley Art werden, welche weder Wohnung noch Unterhalt in denselben finden konnten, so lange sie in einem gesunden Zustande waren. Eben so sehen wir auch, daß keines von den Thieren oder Gewächsen, so frey es in seinem gesunden Zustande von dem Ungeziefer seyn möchte, jemals entweder durch einen Zufall, oder durch unsere eigene Veranlassung, in den Zustand, welcher sich zu dem Unterhalt der Insekten schickt, gesetzt wird, ohne daß die Natur es augenblicklich mit vielen tausenden von diesen kleinen Geschöpfen bevölkert: ob wir gleich gar nicht errathen können, woher sie kommen. Man lege nur ein Stück von dem Körper irgend eines Thieres an die Luft; man zerstosse nur etwas von einer Pflanze oder einem Baume, oder bringe es sonst zur Fäulung; man weiche nur einen Saamen in Wasser ein, oder lege ein Blatt in den Thau: so wird der veränderte Zustand aller dieser Körper einer oder der andern Art von kleinen Thieren Nahrung verschaffen; und kaum sind die Körper in solchem Zustande,

so findet sich eine Menge von Thieren, die bloß davon ihren Unterhalt haben können, an denselben. So lange das Fleisch sich an dem Leibe des Thieres befand; so lange das Blatt, der Stengel oder Saame noch an der Pflanze in seinem Wachsthume war, und entweder von der Wurzel, oder von dem Umlaufe der Säfte Nahrung bekam, hatte keines von diesen Geschöpfen, die sich als ungebethene Gäste einfinden, Platz darauf. Wir wollen nach der Aehnlichkeit in der Erklärung fortgehen: denn es ist kein besserer Weg zu schließen, wenn die unmittelbaren Ursachen und Arten zu wirken uns verborgen sind. Gleichwie in dem Fleische, wenn es durch einen oder den andern Zufall an dem Thiere zur Fäulung kömmt, eben so gewiß Insekten entstehen werden, als wenn es von dem Thiere abgesondert ist, also haben wir nicht Ursache zu zweifeln, daß an dem Zweige ein veränderter Zustand der Säfte, die entweder in die Fäulniß gehen, oder sich der Fäulung nähern, eben so gut einen Aufenthalt und Nahrung für Ungeziefer zuwege bringen kann, indem der Zweig noch an dem Baume ist, als wenn er davon abgesondert worden.

Auf diese Grundsätze will ich das neue Lehrgebäude von dem sogenannten Brande an unsern Fruchtbäumen bauen. Ich glaube, daß man die Ursache davon übersehen und die Wirkung damit verwechselt, oder aus Irrthum dafür angenommen hat. Gemeiniglich wird die Menge von Insekten, die man an den Zweigen oder Blättern der vom Brande getroffenen Bäume findet, für die Ursache gehalten, daß der Zweig auf eine Zeit lang welk wird, und die Frucht verloren geht. Ich hingegen bin durch wiederholte Versuche überzeugt, daß sich das Ungeziefer erst sehen läßt, nachdem das Uebel schon entstanden ist.

Die Säfte der Thiere, der Pflanzen und Bäume, habe ich bemerket, sind in ihrem gesunden Zustande, und so lange sie in ihren eigentlichen Röhrchen einen ungehinderten Kreislauf haben, kein Futter, keine Nahrung für eine Menge von Insekten, denen sie zu einer angenehmen Speise werden, wenn sich der Zustand geändert hat. Das Ungeziefer sucht sie auch nicht, so lange sie in ihrem ordentlichen Zustande bleiben. Eine Stockung in den Säften, der Thiere sowohl, als der Gewächse und Bäume,

ist

ist der erste Weg zur Fäulung, und alles, was zu der einen Anlaß giebt, ist auch eine Veranlassung zu der andern.

Ich habe ferner bemerket, daß nicht eine gänzliche Fäulung nöthig ist, diese Säfte zu einem bequemen Futter für Insekte zu verkochen. Ein Zustand, der nur einer Fäulniß nahe ist, das ist eine Stockung, wird dazu schon hinreichend seyn. Es fehlt also an nichts weiter, als an einer zufälligen Ursache, sie mag nun von der Natur oder von der Kunst abhangen, wodurch in den Säften eines Baumes, oder eines einzelnen Zweiges von einem Baume, eine Stockung veranlasset wird. Alsdenn werden wir finden, daß sie geschickt sind, einer Menge von Tierchen, die vorher keinen Unterhalt von ihnen haben konnten, Nahrung zu geben: und wir haben schon vorher in vielen Beyspielen gesehen, daß ein Körper nicht so bald in den Stand gesetzt ist, diese Geschöpfe auf solche Art zu ernähren, als sie sich zu vielen tausenden darauf zeigen, ob wir gleich nicht wissen, wie, warum, oder woher.

Daß es eine Menge sowohl natürlicher, als durch Kunst verursachter Zufälle, gebe, wodurch

der ordentliche oder freye Umlauf der Säfte in Pflanzen und Bäumen gehindert werden kann, das ist eine sehr offenbare Sache. Auch ist nicht weniger gewiß, daß alles, was nur zum Theil oder auf eine Zeit lang eine solche Stockung verursachet, die Säfte in eine Beschaffenheit setzet, worinne sie dem Ungeziefer von einer besondern Art zum Futter dienen werden. Wir befinden, daß die weichlichsten Bäume, wenn sie gleich den vortheilhaftesten Stand haben, den Brand am häufigsten leiden. Es kömmt auch nicht von Insekten, die ein Ostwind mitgebracht hat, her, daß Bäume, welche gegen Osten stehen, von dem Uebel am häufigsten getroffen werden, oder, wenn das Unglück allgemein ist, es am ersten fühlen: sondern die Ursache liegt darinne, daß dieser Stand am wenigsten vortheilhaft ist, und die Bäume, die so stehen, unter einerley Umständen in anderer Betrachtung, die schwächesten sind.

Ein etwas härterer Winter, als wir gemeiniglich zu haben pflegen, wird allezeit viele von unsern Fruchtbäumen hinreißen, und diejenigen, welche darüber ausgehen, sind allemal

die

die weichlichsten. Wo der ganze Baum nicht verderbt wird, und nur einer oder mehrere von seinen Zweigen schwächer sind, als die übrigen: da gehen diese allein verloren, und die andern kommen davon. Was ein strenger Winter bey vielen oder bey ganzen Bäumen thun wird, das kann ein Frost, der einigemal außer der Zeit einfällt, bey einigen wenigen oder bey den schwächern Theilen von ihnen ausrichten. Die Art, wie der Frost einen Baum angreift, bestehet darinne, daß er in den Säften desselben eine Stockung verursachet. Es ist daher kein Wunder, daß im Frühlinge zu einer Zeit, da die Säfte in völliger Bewegung sind, ein weit geringerer und gelinderer Frost diesen Schaden thun wird, als im Winter, wenn der Lauf der Säfte matter ist, und die Säfte selbst weder so häufig, noch ihrer eignen Natur nach so flüßig sind.

Dieß sind die Beobachtungen und die Gründe, wodurch wir zu einer wahren Erkänntniß dieser Erscheinung, welche die Liebhaber seltener und unbekannter Wahrheiten so lange ver-

wirret und zum Irrthum geführet hat, zu gelangen hoffen mögen. Wenn ein Frost einfällt, da die Säfte vollkommen rege sind, so wird er eine Stockung in denselben erzeugen, die entweder den ganzen Baum oder nur einen Theil davon trift, und entweder beständig oder nur auf einige Zeit dauert. Hat der Frost nicht viel zu bedeuten: so übersteht ihn die Stärke des Baumes, mit Hülfe des Einflußes der bald darauf scheinenden Sonne. Ist der Frost stärker, so thut er mehr oder weniger Schaden, nachdem die Kraft des Baumes größer oder geringer ist. Wofern aber der Baum weichlich seyn sollte, kann er ganz verloren gehen, oder wenigstens durch und durch so viel Schaden nehmen, daß er die ganze folgende Jahreszeit über nichts trägt: und wofern er nicht ganz, sondern nur zum Theile schwach ist; wird der Zufall diesen Theil treffen. Er mag ihn treffen, wo er will: so entsteht eine fortdauernde Stockung der Säfte; das ist, die Säfte nähern sich ihrer Fäulung, und werden durch diese Veränderung in einen solchen Zustand gesetzt, daß sie Thieren, welche sonst von ihnen nicht hätten leben können, zur Nahrung dienen mögen. Die Natur bringt in ihrem gewöhnlichen, ihrem unverän-

der-

derten Laufe, zu einem solchen Baume eben diejenigen Thiere, welche dazu gemacht sind, von den verdorbenen Säften ihren Unterhalt zu nehmen. Der verletzte oder kranke Zustand eines Baumes, und diese Insekten, welche ihren Nutzen davon haben, werden zu gleicher Zeit entdeckt: und Leute, die nicht weiter zurück denken, erklären die Geschöpfe, welche durch den Unfall ihr Futter bekommen, für die Veranlassung des Uebels.

Wären diese Insekten, welche man allemal auf den vom Brande getroffenen Bäumen findet, wirklich der Anlaß zu dem Brande selbst: so würde es für Menschen unmöglich seyn, ihn durch kunstmäßige Mittel hervor zu bringen. Die Bewandtniß aber hat es nicht. Es ist möglich, nach Belieben einen Brand zu verursachen, indem man einen Baum oder einen Theil davon zum Ersterben bringt, oder sonst auf einige Art verletzet; Wenn nur die Jahreszeit dem Versuche zu statten kömmt, und das Ungeziefer wird sich eben so ordentlich und eben so häufig auf den durch Kunst verletzten Bäumen, als auf denen, die zufälliger Weise Schaden gelitten ha-

ben, finden lassen. Wie von zween Bäumen, wovon der eine stark, der andere schwach von Natur ist, der schwache den Brand zu einer Jahrszeit, da der starke davon kömmt, leiden wird: also wird auch von zween Bäumen, wovon der eine mit Fleiß geschwächt, der andere in seinem natürlichen und bessern Stande gelassen ist, der geschwächte von dem Brande angegriffen werden, indem der andere unversehrt bleibt; und viele tausende vom Ungeziefer werden auf dem einen zu finden seyn, da sich auf dem andern nicht ein einziges sehen läßt. Das habe ich auf wiederholte Versuche befunden. Wenn in einer ganzen Reihe von Bäumen um die Wurzel eines einzigen herum die Erde grösten Theils weggenommen wird, und die übrigen in ihrem natürlichen Zustande gelassen werden: so wird der einzige, wofern die Jahrszeit nur ein wenig rauhe ist, vom Brande gerührt werden; da zu gleicher Zeit alle die übrigen frey bleiben. Ja ich habe es möglich befunden, eben das an einem einzigen Zweige eines Baumes, der sonst gesund war, durch starkes Binden auszuwirken. Ich habe auf die Art veranlasset, daß sich Millionen von Insekten auf einem Zweige eines Morellenbaumes zu Chelsea finden ließen,

da

da alle übrigen Zweige ganz rein davon waren, und eben das haben verschiedene verständige Männer, die ich von einem jeden Theile des Versuchs Zeugen zu seyn gebethen hatte, mit mir wahrgenommen.

Es ist also aus dem allen klar, daß der Frost den Saft in den Fruchtbäumen zum Gerinnen bringt, und den Kreislauf desselben hindert, daß er diese Wirkung nach dem Maaße, wie der Baum stärker oder schwächer ist, ausübet, und daß ein Baum, der durch Kunst geschwächet ist, oder ein Theil eines Baumes, den man durch Binden verletzt hat, diese Wirkung zu eben den Zeiten, wenn der starke Baum, oder die unverletzten Theile von jenem, nichts dadurch leiden, empfinden wird. Es ist auch klar, daß der Schaden, den ein solcher Baum bekömmt, darinne besteht, daß der Lauf seiner Säfte gehemmet, und dieselben verdickt, oder zum Gerinnen gebracht werden: imgleichen, daß dieses Gerinnen der Säfte, oder die Hemmung ihres Laufes sie zu einer Fäulung zubereitet, und daß sie in dem Zustande eine Nahrung für Ungeziefer werden, welches unfehlbar allezeit

da ist, wenn sich ein solches Futter für sie findet. Auf die Art ist nun offenbar, daß die Insekten den Brand nicht veranlassen, ob sie gleich ihren Nutzen dabey suchen, und daß man sie eben so wenig beschuldigen kann die Fäulung der Säfte verursachet zu haben, als daß sie an der Fäulniß in den Säften irgend eines andern Thieres oder Gewächses, worinne man sie oder andere solche Thierchen antrift, Schuld seyn sollten.

Magazin der Nat. Kunst und Wissenschaften.

Der

Der sterbende Adam an seine Kinder und Nachkommenschaft.

Kinder! die Stunde des Tods eilt mit geflügelten Tritten:
GOttes Gerichte liegen auf ihr, wie Meere verbreitet:
Ach, die schreckliche Stunde, die Frucht der ersteren Sünde.
Heiß fühl ich sie in jedem der Glieder, wie Abel sie fühlte:
Abel, Abel mein Sohn: denn auch er war die Bahne gegangen.
Dort schon wollte mein Geist, mein Geist, der väterlich klagte,
Mit dem Leben des Liebsten der Söhne sein Leben verhauchen.
Abel gieng mir zuvor: er gieng im Gefühlde der Unschuld.

Aber ich war nicht würdig dem Frömmsten der Söhne zu folgen.
Er war Unschuld, ich bin ein Sünder: und war er ein Sünder,
Leider! so war ers durch mich. Jetzt folg ich dir, schlummernde Seele.
Heut, da ich morgens dem Schöpfer das neueste Opfer vollbrachte,
Bebte die Erde, die Ceder lauschte, und zitterte furchtbar.
Schnell stieg der Engel des Todes zu mir, mich schreckend, herunter.
Ihn sah ich nicht; denn mein Aug war dunkel: doch hört ich die Stimme,
Ach die Stimme des Todes, wie Donnerwetter erklingen:
„ Adam! heut eh die Sonne die Cederwälder hinabsteigt,
„ Wird dir die Erde zum Grabe, dein Schlummer zu ewigem Schlummer.
Theure Geliebte! du letzte und beste der Schöpfungen GOttes,
Eva! du weinest? und mit dir weinen auch Kinder voll Unschuld:
Kinder, die noch kaum das Tageslicht, dem ich entgehe, erblickten.

Ach,

Ach, die Arme! sie weinen, unwissend, was sie beweinen:
Doch auch sie selber werden einst fühlen, was Adam jetzt fühlet.
Weinet nicht um mich, fluchet mir; durch mich seyd ihr verloren.
Als der Baum der Erkänntniß zur Lust mir fürchterlich rauschte,
Damals lag Eden unter dem Fluch, den der Schöpfer gesprochen,
Ach, der schreckliche Fluch, auch der Kleinsten der Schöpfungen fühlbar.
Jedes Geschöpfe, bis auf die Würmer, floh in die Höhlen:
Und die Vögel der Luft bebten stumm auf der schwankenden Ceder:
Und es erbebte die Welt, Meere tobten, die Sonne ward dunkel.

Einzige Hoffnung, du Trost der Betrübten, du Leben der Todten,
Dich hab ich noch, sey du mir mein Gut, und lindre die Todsangst.
Oft wenn die Zähre der Buße aus meinem Auge hervor drang,

(Ot-

(GOttes und Edens Verlust war meinem Her-
zen zu fühlbar)
Tratst du zu mir, mein Aug war zu Boden, mein
Herz voll Zerknirschung:
Gleich durchströmte ein sanftes Entzücken die be-
benden Glieder.
Hoffnung, dich fühlt ich, schnell hob ich mein Auge
zum Vater und weinte:
„ Vater, o ewige Güte! erhöre den weinenden
Sünder,
„ Der durch gählingen Fall zu deinem Feinde
sich umschuff.

GOtt ward bewegt: ein himmlischer Jüng-
ling kam zu mir herunter.
Du, mein Geschlecht, erstaune darob, was der
Himmlische sagte:
„ Adam! GOtt ist Güte. Der Ewige wird
dir verzeihen,
„ Wenn deine Sünde durch theueres Bluten des
Bundes vertilgt ist.
„ GOttes ewiger Sohn hat sich selbst zum Opfer
erkiesen,
„ Dieser kömmt einst, wird Fleisch: und der ist
der große Versöhner.

„ Ihn

„ Ihn wird eine der Jungfern, die niemals durch
dich gesündigt,
„ Eine aus deinem Geschlechte, noch Jungfer
zur Erde gebähren.
„ Aber wie wenig ist dieß! erstaun ab der Liebe
des Heilands,
„ Der, dich vom Fluch zu befreyn, sogar sein
Leben dahin giebt:
„ Und dann als Sieger des Todes in Himmel
glorreich zurück zieht.
„ Adam, da werden die Porten der Himmeln
sich jauchzend eröffnen:
„ Und dein verlornes Geschlecht wird vor GOt-
tes Antlitz erscheinen.

Ewiger GOtt! du Urbild der Welten, wer
kann dich begreifen,
Oder die mindeste deiner Vollkommenheiten ge-
denken.
Wäre doch jetzt durch Adam der Welt Versöh-
ner gebohren,
So gieng ich heute mit Freuden zum Schöpfer:
und wollt er mir fluchen,
So sprach ich ihm: ich habe den Sohn Jeho-
vah gebohren.

Aber

Über die Huld, die der Schöpfer den spätern Kindern bestimmet,
Hat nicht Gränzen für mich; denn ich bin der Gnade nicht würdig. —

Kinder, ist schon die Sonne die Cederwälder hinunter?
Leider! ich seh sie nicht mehr: mein Auge wird dunkel wie Nächte:
Und der Tod stürmt vollends auf mich: so war dort mein Abel,
Da er am Opferaltare in seinem Blute gestreckt lag.
Hin war das Feuer der Augen, und Bläße entfärbte die Wangen:
Er war der Abel nicht mehr, der GOtt die Erstlinge brachte.

Eva! ich glaubte nicht ohne dich leben zu können: nun sterb ich!
Nun werd ich von dir getrennt: wie schmerzt mich die schröckliche Trennung.
Kann ich der heiligen Liebe, der Liebe voll Unschuld vergessen,

Und

Und des ersten Entzückens, das uns in Eden zusamm gab?
Nun geh ich von dir, ach! — — hätte ich dich noch im Leben verloren,
Hätte gleich GOtt eine andere Eva aus Rippen gebauet,
Sicher! sie würde verschmäht; denn mein Feuer wär mit dir erloschen:
Einsam hätt' ich in Wäldern den Namen Eva gerufen,
Und sie hätten mit mir den Namen Eva gerufen.
Doch dich fänd ich nicht mehr, Gemahlinn, als, leider! im Grabe;
Dort dann würd' ich in deiner Umarmung das Leben verhauchen. —
Schattichte Laube, wo wir uns öfter von Liebe besprachen,
Rauschender Strom, der du mein Erdreich schlängelnd durchwässerst,
Steh, und rausche nicht mehr Entzücken: Töne des Todes
Breiten sich über dich aus: die Töne des Euphrats und Tygris,
Wie sie tobten, als GOtt den Fluch über Adam gesprochen. —

Lebe,

Lebe, Geliebte, wir werden uns nicht mehr von
Liebe besprechen.

Erde, die meiner erwartet, nimm hin den
neuen Bewohner:
Aus dir ward ich, dir geb ich nnn wieder, was
du mir gegeben.

Ihr, o Söhne, und alle, die einst mein
Grabe vorbey gehn,
Fluchet mir nicht; denn auch ihr müßt einstens
sterben, wie Adam.
Ja, nun fühl ichs, die Sonne ist schon die Ce=
der herunter!
Lebet dann wohl! — Abel ruft mich — ich kom=
me — nun hab ich gelebet!

A. W. Rechtsgelehrter
in Ingolstadt.

Der

Der Bewunderer.

Es giebt Fehler, bey deren Verbesserung andre nicht sowohl mit uns zufrieden seyn würden, als sie nun sind, da wir dieselben beybehalten. Von dieser Art ist die Gewohnheit alles zu bewundern, welche dem Verfasser des folgenden Briefes sehr viele Gönner verschaffet.

M. H.

Es ist gewiß erstaunend, wenn man betrachtet, auf was Art sich manche Leute nähren, und wie sinnreich der Verstand des Menschen ist, dem Bauche Zehrung zu verschaffen. Was für eine Weisheit bestehet nicht darinn, wenn man, ohne ein Handwerk zu treiben, ohne eine Bedienung zu haben, ohne etwas zu können, dennoch sich bequem fortzuhelfen weis. Man sagt, eine Frau in Paris, die ein großes Vermögen verloren hatte, habe sich wieder aufgeholfen, in-

dem sie bey allen Herren, die viel Briefe erhielten, sich die Siegel davon ausgebethen, und daraus in großer Menge ein sehr gutes Siegellack zusammengeschmolzen, dessen Verkauf ihr viel eingebracht. Diese Erfindung ist unvergleichlich, und wenn ich nicht eine noch bessere wüßte, so würde ich wahrhaftig keine schönere und vortreflichere wählen, meine Nahrung zu finden, als diese. Aber ich weis nicht, welcher glückseligen Neigung ich es zu danken habe, daß ich mir jederzeit eine besondere Bemühung daraus gemacht, an allen Dingen lobenswürdige Eigenschaften zu entdecken, und welcher gute Geist mir eingegeben, diese Neigung auf das vollkommenste auszuarbeiten. Alle Sachen, alle Handlungen, alle Eigenschaften der Menschen scheinen mir, wenn ich sie etwas näher betrachte, eine Art von Stralen von sich zu schießen, welche, eben wie die neuern Weltweisen von den Stralen des Lichts lehren, von verschiedenen Farben zusammengesetzt sind. Wie die Stralen des Lichtes sich durch Hülfe eines dreyeckigten Glases in vielerley Farben theilen, so lassen sich die Stralen, die ich durch Hülfe des Verstandes an den menschlichen Eigenschaften erkenne, in löbliche und tadelhafte, in lächerliche und bewun-

wundernswürdige zerspalten, und ein jeder Stral davon scheinet mir aus diesen Eigenschaften, gleich als aus verschiedenen Farben zusammengesetzet zu seyn. Ich habe ein gewisses Werkzeug, welches an diesen Stralen die Dienste eines durchsichtigen Prisma thut, und diese Farben voneinander trennet, aber mit einer so wunderwürdigen Wirkung, daß es den Menschen, von deren Eigenschaften oder Handlungen die Frage ist, nur die löblichen und bewundernswürdigen Farben derselben zeiget, die tadelhaften und lächerlichen aber zerstreuet und unsichtbar macht. Dieses Werkzeug ist, die Wahrheit zu bekennen, so beschaffen, daß alle Menschen es haben können; gleichwohl aber nähret es mich besser, als jemals eine magische Laterne, oder ein anders Instrument, welches durch Hülfe der Stralen seinem Besitzer Geld verdienet, einen Menschen genähret hat. Dieses Werkzeug nämlich ist mein Verstand, welcher auf eine erstaunende Weise geübt ist, alles, was ihm vorkömmt, zu bewundern. Anfangs ist mir dieses Handwerk unerhört sauer geworden. Ich hatte nicht das Herz, die lobenswürdigen Stralen der Dinge, welche zuweilen ziemlich schwach waren, in einen Punkt zu versammeln, daß sie recht hell und recht präch-

tig in die Augen leuchteten. Ich glaubte, daß es genug wäre, wenn ich eine Sache noch allezeit mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit bewunderte. Aber ich sah gar bald, wie schlecht mir dieses von statten gieng. Ich war in einem Garten. Der Besitzer fragte mich, wie er mir gefiele? Ich glaubte meine Kunst recht wohl zu verstehen, und ich antwortete ihm, daß ich mich verwundern müßte, wie er es ohne Känntniß der Gärtnerey so weit gebracht hätte. Denn in der That, setzte ich hinzu, er ist ziemlich wohl angelegt. Dieses ziemlich hatte eine so üble Wirkung, daß es eben so viel gewesen wäre, wenn ich gesagt hätte, der Garten wäre schlecht. Gleichwohl kann ich Sie versichern, M. H., daß es in Betrachtung des Gartens gewiß denselben bewundern hieß, wenn man sagte, daß er ziemlich wohl angeleget wäre. Ein andrer fragte mich, wie ich seine Braut fände; ich sagte, sie schiene mir ganz artig, welches ebenfalls so viel war, als sie bewundern. Gleichwohl hat mir seitdem der erste niemals wieder von seinem Garten, noch der andre von seiner Braut geredet, bis da er schon vier Jahre mit ihr verheyrathet war. Ich merkte also, daß die Leute nicht mit weniger Bewunderung zufrieden sind,

sondern daß sie alles unvergleichlich, vortreflich, ausnehmend haben wollen, und ich habe nunmehr die Gabe, ihnen damit Genüge zu thun. Man hat seit vielen Jahren so viele Ausrufungen, welche aus der Verwunderung entstehen, von mir gehört, daß mich schon verschiedene gefragt, ob ich einer von den neuen Rednern wäre, deren berühmte und unschätzbare Beredsamkeit in lauter O! ausbricht, und zu deren Dienste die unvergleichlichsten und künstlichsten Buchdrucker unsrer Zeiten, viel mehrere Ausrufungszeichen in Bereitschaft halten müssen, als in vorigen Zeiten gebraucht worden. O unumstößlicher Beweis von der Aufnahme der Beredsamkeit, in unserm güldnen und glückseligen Alter! Zur gewissen Probe, daß ich in meiner Kunst weit gekommen sey, dienet, daß ich noch keinen Poeten mißvergnügt von mir gelassen, und daß noch kein junges Frauenzimmer gewesen, welches mir nicht über meine Bewunderungen ihrer Gestalt ihre Zufriedenheit bezeiget hätte, welche beyde Arten Leute doch sonst nicht so leicht in diesem Punkte zu vergnügen sind. Hierdurch habe ich Bekanntschaft mit einer guten Anzahl von Leuten bekommen, welche ihr edles Gemüth gegen meine Bewunderungen nicht unempfindlich seyn

läßt. Ich esse und trinke bey dem, dessen Wein und Speisen ich außerordentlich finde. Ich kleide mich auf Unkosten desjenigen, dessen Kleider ich für die prächtigsten von der Welt ansehe, und ich wohne in demjenigen Hause, dessen gute Baukunst ich bis zum Himmel erhebe. Sie werden sagen, daß ich ein Schmeichler bin; Aber, M. H., ich erwarte von ihrer Billigkeit, daß sie mich mit diesem Namen verschonen werden. Die Eigenschaft eines Schmeichlers ist, demjenigen, dem man schmeichelt, viele Leute verhaßt zu machen; aber ich rede von niemanden Böses. Ich bewundre bey einem Menschen nicht allein ihn, sondern alle seine Bedienten, von seinem Cammerdiener an bis auf seinen Hausknecht. Es ist kein Stuhl und kein Tisch, bey dessen Anblick ich nicht eine erstaunende Miene mache, und ich trotze demjenigen, der die Welt besser und schöner finden soll, als ich. Daß ich an sie schreibe, M. H., daran ist sonst nichts Ursache, als weil mir einige Personen abgegangen, denen ich sonst ihre löblichen und unschätzbaren Eigenschaften erkennen helfen. Hat etwann jemand an Sie geschrieben, der mein Instrument brauchen möchte, die lobenswürdigen Stra-

len

len an sich wahrzunehmen, so bitte ich, mich ihm zu empfehlen. Nur nehme ich den unvergleichlichen und sinnreichen Herrn von Goldfeder aus, dessen Absicht wohl seyn möchte, Bewunderung mit Bewunderung zu vergelten; denn dieses würde eben so viel seyn, als ein Sinngedicht mit einem Sinngedichte zu bezahlen. Ich bin mit der allerausserordentlichsten Verehrung für ihre Verdienste

M. H.

Dero

unveränderlichster Bewunderer

Joachim Wunder.

Liebe zum Privatleben, eine Ode.

Ihr Großen locket mich, vom Pompe ungeblendet,
Umsonst aus meiner Einsamkeit.
Um güldne Sclaverey, die freye Menschen schändet,
Vertausch ich nicht Zufriedenheit.

Bethörte Sterbliche, rennt nicht so weite Wege
Nach Glück, dem allgemeinen Ziel.
Schränkt die Begierden ein: lauft kühn der Tugend Stege:
Und hoffet nie vom Menschen viel.

Es fesseln euch genug aus Noth geschlungne Bande;
Vermehrt der Schmerzen Quelle nicht.
Beglückt, wer die vom Stolz, und nicht von seinem Stande
Gemachten Ketten keck zerbricht.

Ein

Ein feiler Schmeichler mag den großen Weihrauch streuen,
Vor ihrem Stolz gebeugt in Staub;
Nie wird doch meinen Mund ihr falsches Lob entweyhen:
Nie wird mein freyer Sinn ihr Raub.

Wohl thöricht sucht der Mensch in marmornen Palästen
Sein Glück: verführt von falschem Schein
Verkauft er wahres Wohl, um sich mit Rauch zu mästen,
Und sucht den Hof, um Sclav zu seyn.

Ein Weiser aber wird den Nacken niemals beugen
Ins niedre Joch der Sclaverey.
Aus Schmeicheley wird er vor keinem Herrn sich neigen,
Sich selbst sein Herr, in Ketten frey.

Nicht Gold, noch Ruhm und Ehr wird ihn zur Treue leiten:
Blos Tugend führt, und stützet ihn.
Geht er, begehrt nach Hof, wird sie ihn hin begleiten:
Kehrt er nach Haus, folgt sie dahin.

Bey heitrer Luft wird er den Sturm von weitem sehen:
Umhüllt ihn Nacht, er scheut sie nicht.
Selbst überm Haupt hört er den raschen Donner gehen,
Mit immer gleichem Angesicht.

Dann wird, mann über ihn die wilden Wetter toben,
An ihm der Tugend Macht erkennt:
Er steht, ein Fels im Sturm, weit über das erhoben,
Was hoher Pöbel Unglück nennt.

Die wahre Größe, die stäts seine Seel beflammet,
Die stützet ihn, auch, wenn er fällt:
Er lebt, sich immer gleich, wenn ihn der Hof verdammet;
Der Hof ist ihm, wie alle Welt.

Mit Sieg geschmückt, wird bald die Unschuld triumphiren
Zum Ruhm deß, der die Welt regiert:
Der faßt sie bey der Hand, um sie ans Licht zu führen,
Der aus der Nacht Auroren führt.

So

So wird ein reiner Strom, den wilde Regenbäche
Im Lauf getrübt, bald wieder klar:
Ein neuer Spiegel schwimmt auf seiner schönern Fläche,
Und stellt den heitern Himmel dar.

Fragst du auch noch, gerührt von diesem Bilde,
Ob jeder Zug der Wahrheit glich:
So sieh Aristen an! dieß Muster nur erfüllte,
Und führte jeden Pensselstrich.

Bezaubern mich, durch Tugenden und sanftes Wesen
Die Großen, wie Arist die Welt:
Vertausch ich heut die Freyheit, die ich mir erlesen,
Um Knechtschaft, die den Hof entstellt.

Nach Ehren geitz ich nicht, die blöde Augen blenden,
Nach diesem Meer der Bitterkeit.
Mein Leben will ich eh, fern von Palästen, enden,
In Freyheit und Vergessenheit.

Dem Wankelmuth des Glücks will ich dort mu-
thig trutzen;
Im dunkeln sind ich Sicherheit.
Der Welt will ich, befreyt von Furcht und
Hoffnung nutzen,
Still, ruhig, arm, und unbeneidt.

Apoll besucht mich dann, begleitet von den Mu-
sen,
Und gießet mir Begeistrung ein.
Reitzvolle Göttinnen! für euch entbrennt mein
Busen:
Euch will ich stündlich Weihrauch streun.

L. C. S.

Solon, eine allegorische Geschichte.

Solon verfiel eines Tages auf die närrische Grille, vollkommen weise zu seyn. Es sind wenig Menschen, denen diese Thorheit nicht bisweilen in den Kopf gestiegen wäre. Um sehr weise, und folglich auch sehr glücklich zu seyn, sagte Solon bey sich selbst, braucht man nur, keine Leidenschaften zu haben, und wie man weis, so ist nichts leichter. Vors erste will ich nie ein Frauenzimmer lieben; denn wenn ich eine Schönheit sehe, so werd ich zu mir selbst sagen: Diese Wangen werden dereinst bleich und runzlich, diese Augen roth und eingefallen, dieser Kopf kahl oder doch grau seyn. Ich darf sie also nur jetzt so ansehen, wie ich sie alsdenn sehen würde, und versichert! dieser Kopf soll mir den meinigen nicht verrücken.

Zweytens will ich beständig nüchtern seyn. Gute Mahlzeiten, köstliche Weine und verführ-

führerische Gesellschaften werden mich wohl reizen, aber vergebens; denn ich werde mir sogleich die Folgen der Ausschweifungen, ein wüstes Haupt, einen beschwerten Magen, und den Verlust der Vernunft, Gesundheit und Zeit vorstellen. Nun werde ich nichts mehr genießen, als was die Nothdurft erfordert. Meine Gesundheit wird beständig gleich, und meine Begriffe werden immer rein und helle seyn. Alles dieses ist so leichte zu erlangen, daß man sich daraus nicht einmal ein Verdienst machen kann.

Endlich, sagte Solon, muß ich auch ein wenig an mein Glücke denken. Meine Wünsche sind mäßig. Mein Vermögen ist, bey dem Obereinnehmer der Finanzen von Carthagena, sehr wohl angebracht. Ich habe soviel, daß ich von niemanden abhangen darf; und dieses ist die größte von allen Glückseligkeiten. Ich werde niemals in die grausame Nothwendigkeit gerathen, den Großen Cour zu machen. Ich werde niemand beneiden, und keiner wird mich beneiden. Auch dieses ist leicht.

Ich habe Freunde, fuhr er fort, und ich werde sie erhalten. Denn weil sie mir nichts

streitig zu machen haben, so werde ich nie über sie, noch sie über mich verdrießlich seyn. Auch das hat nicht die geringste Schwierigkeit.

Als Solon dergestalt seinen kleinen Weisheitsplan im Zimmer entworfen hatte, steckte er den Kopf zum Fenster hinaus, und erblickte zwey Frauenzimmer, die unter den Ahornbäumen bey seinem Hause auf und ab giengen. Die eine war alt, und schien auf nichts Acht zu haben. Die andre war jung, und hatte das Ansehn, als ob sie sehr beschäftigt wäre. Sie seufzte, sie weinte, und rang die Hände. Unser Weiser war gerührt, nicht durch die Schönheit der Dame (er war viel zu weit über dergleichen Schwachheiten erhaben) aber er war es wegen der Betrübniß, in welcher er sie sah. Er gieng hinunter, und redete die Carthagenerinn an, in keiner andren Absicht, als sie mit Weisheit zu trösten. Sie erzählte ihm, mit einem wehmüthigen Wesen, alles böse, das ihr von einem Onkel, den sie nicht hatte, zugefügt war, mit welchen Kunstgriffen er sie um ein Vermögen gebracht, das sie nie besessen, nebst allem, was sie noch von seinen Gewaltthätigkeiten zu befürchten hätte. Ihr scheinet mir ein so ver-

nünf-

künftiger Mann zu seyn, sagte sie, daß, wenn ihr meiner Bitte willfahren, zu mir kommen, und meine Sachen untersuchen wolltet, ich gewiß versichert wäre, ihr würdet mich aus der grausamen Verwirrung, in welcher ich mich befinde, herausziehen. Solon nahm keinen Anstand ihr zu folgen, um ihre Sachen weislich zu untersuchen, und ihr mit gutem Rathe beyzustehen.

Die bekümmerte Dame führte ihn in ein prächtiges Zimmer, und hieß ihn auf einen Sopha ihr gegenüber sitzen. Sie redete mit niedergeschlagenen Augen, denen zuweilen Thränen entwischten. Ihre Gespräche waren recht mitleydwürdig. Solon nahm dahero ihre Umstände so zu Herzen, daß er alle Augenblicke eine immer größere Begierde, einer so rechtschaffenen und unglücklichen Person zu dienen, empfand. Kurz: Solon ward zärtlich, und vergaß sich in seiner Unterredung; da indessen, wie man leicht denken kann, der Onkel ins Zimmer trat. Er war vom Haupte bis zun Füssen bewaffnet, und sein erstes Wort war, daß er, und zwar mit Recht, den weisen Rathgeber, und seine Nichte umbringen würde. Das andere,

dere, welches ihm entfuhr, war dieses, daß er vor viel Geld verzeihen könnte. Solon war genöthigt, alles hinzugeben, was er hatte. In diesen Umständen, wo man noch so wohlfeil davon kommen konnte, war man glücklich genug. Amerika war noch nicht entdecket, und das betrübte Frauenzimmer war bey weitem nicht so gefährlich, als heutiges Tages.

Der doppelt beschimpfte und verzweifelnde Solon gieng wieder in sein Haus. Hier fand er einen Zettel, in welchem ihn einer seiner vertrautesten Freunde einlud, mit ihm zu Mittage zu speisen. Wenn ich allein bleibe, sagte er, so werde ich meinen Geist mit nichts als dieser traurigen Begebenheit beschäftigen. Ich werde nichts essen und krank werden. Es ist besser, daß ich zu meinen besten Freunden gehe, und eine mäßige Mahlzeit genieße. In ihrer angenehmen Gesellschaft werde ich die Thorheit vergessen, welche ich diesen Morgen begangen habe. Er gieng hin. Man fand ihn nicht sehr aufgeräumt. Man nöthigte ihn zum Trinken um seine Traurigkeit zu vertreiben. Ein wenig Wein, den man mäßig nimmt, ist der Seele und dem Leibe heilsam. Dieses dachte auch der

weise Solon, und berauschte sich. Nach der Mahlzeit schlug man ihm ein Spiel vor. Ein ordentliches Spiel, unter Freunden, ist ein anständiger Zeitvertreib. Er spielt. Man gewinnt ihm seine ganze Börse ab, und noch viermal soviel darüber auf sein Wort. Ueber dem Spiel erhebt sich ein Zank. Man geräth in Eifer. Einer von seinen vertrauten Freunden wirft ihm einen Becher an den Kopf, und schmeißt ihm ein Auge aus. Betrunken, ohne Geld, und mit einem Auge weniger bringt man den weisen Solon nach Hause.

Er schläft ein wenig seinen Rausch aus, und nachdem sein Kopf etwas leichter geworden, schickt er seinen Bedienten zum Obereinnehmer der Finanzen, ihm Geld zu holen, um damit seine vertrautesten Freunde zu bezahlen. Man bringt ihm die Antwort, daß sein Schuldner denselben Morgen einen betrüglichen Banquerot gemacht hätte, der mehr als hundert Familien in Schrecken setzte. Ganz aufgebracht eilet Solon, mit einem Pflaster auf dem Auge, und einer Bittschrift in der Hande nach Hofe, um gegen diesem Banquerotirer die Gerechtigkeit des Königs anzuflehen. In einem großen

Saale traf er verschiedene Damen an. Eine davon, die ihn ein wenig kannte, sagte, indem sie ihn über die Achsel ansah: Pfui, wie garstig! Eine andere, die ihn etwas mehr kannte, sprach: Bon Soir, Monsieur Solon! in Wahrheit, Monsieur Solon: ich bin sehr erfreut, sie zu sehen. Apropos, Monsieur Solon, warum haben sie ein Aug verloren? und so gieng sie fort, ohne seine Antwort zu erwarten. Der Weise verbarg sich in einen Winkel, und erwartete den Augenblick, da er sich dem Monarchen zu Füssen werfen könnte. Dieser Augenblick kam. Er küßte dreymal die Erde, und überreichte seine Bittschrift. Seine allergnädigste Majestät empfiengen ihn auf das huldreichste, und gaben den Aufsatz an einen ihrer Satrapen, um ihnen Bericht daraus abzustatten. Der Satrape zog den Solon auf die Seite, und sagte zu ihm mit einer verächtlichen Miene, und einem bittern lauten Lachen: Ihr seyd mir wohl ein lustiger Einäugiger, daß ihr euch eher an den König, als an mich, wendet. Noch lustiger ist es, daß ihr wider einen ehrlichen Banquerotirer Gerechtigkeit fordert, den ich doch meines Schutzes würdige. Lasset diese Sache gut seyn, mein Freund, wenn ihr anderst

das Auge, das euch noch übrig ist, behalten wollet.

Solon, der am Morgen dem Frauenzimmer, der Völlerey, dem Spiel, dem Zank, und was mehr, als alles dieses, dem Hofe entsagt hatte, war noch vor dem Abende von einer Dame hintergangen und beraubt: er war voll gewesen, hatte gespielet, gezankt, sich ein Auge auswerfen lassen, und war bey Hofe, wo man ihn zum besten hatte.

Für Erstaunen ganz versteinert, und vom Schmerz durchbohrt, kehrt er wieder zurück, und fühlt den Tod am Herzen. Er will in sein Haus gehen, und hier findet er die Gerichtsdiener, welche dasselbe von Seiten seiner Gläubiger, ausleeren. Ohnmächtig sinkt er unter einem Ahornbaume nieder. Hier sah er die Dame, vom Morgen, wieder, die mit ihrem lieben Onkel herum spatzierte, und in ein häftiges Gelächter ausbrach, da sie den Solon mit seinem Pflaster sah. Die Nacht kam heran. Solon legte sich, an der Mauer seines Hauses, auf Stroh nieder. Es überfiel ihn ein Fieber:

bey dem Anfall desselben schlief er ein, und ein himmlischer Geist erschien ihm im Traume.

Es umgab ihn ein glänzendes Licht. Er selbst war leichter Schatten, der weder Füsse, noch Kopf hatte, und war mit nichts zu vergleichen. Wer bist du? sagte Solon. Dein Schutzgeist, antwortete der andere. Verschaffe mir also mein Aug, meine Gesundheit, meine Güter, und meine Weisheit wieder, sprach Solon: und hierauf erzählte er, auf welche Weise er alles dieses in einem Tage verloren hätte. Dieses sind Begebenheiten, sprach der Geist, welche sich in der Welt, die wir bewohnen, niemals zutragen. Und was für eine Welt bewohnt ihr dann? fragte der betrübte Mann. Mein Vaterland, antwortete jener, ist fünfhundert Millionen Meilen von der Sonne, auf einem kleinen Sterne, bey dem Sirius, den du dort siehest. Gewiß ein schönes Land, sagte Solon, wenn ihr keine Betrügerinnen habt, die einen Leichtgläubigen so spitzbübisch hintergehen, keine vertrauten Freunde, die ihm das Geld abgewinnen, und ein Aug ausschmeißen, keine Banquerotirer, die ihn um Hab und Gut bringen, keine

Satrapen, die ihn noch zum besten haben, indem sie ihm die Gerechtigkeit versagen. Nein, sagte der Sternbürger, keines von allen diesen. Wir werden nie vom Frauenzimmer betrogen, weil wir keines haben. Wir machen keine Ausschweifung bey der Tafel, weil wir nicht essen. Wir haben keine Banquerotirer, weil bey uns weder Gold noch Silber ist. Man kann uns kein Aug auswerfen, weil wir keinen Körper haben, gleich ihr habt. Die Satrapen können uns nicht ungerecht begegnen, weil bey uns alles gleich ist.

Gnädiger Herr, ohne Frau und ohne Essen, sagte Solon hierauf, womit vertreibt ihr euch denn die Zeit? Mit Wachen über die andren Welten, widersetzte der Genius, welche uns anvertraut sind: und ich komme, um dich zu trösten. Ach, sprach Solon, daß ihr nicht die vorige Nacht gekommen seyd! Ihr würdet mich von vielen Thorheiten abgehalten haben. Ich war bey Assan, deinem ältern Bruder, sagte das himmlische Wesen. Er hat mehr Ursache zu klagen, als du. Seine allergnädigste Majestät, der König von Indien, an dessen Hofe er

sich

sich aufzuhalten die Ehre hat, hat ihm für eine kleine Unbesonnenheit beyde Augen ausstechen lassen, und er liegt jetzo wirklich in einem tiefen Gefängnisse an Händen und Füssen geschlossen. Was nutzt es aber einen Schutzgeist in seiner Familie zu haben, sagte Solon, wenn der eine Bruder einäugig, und der andere gar blind wird: wenn der eine auf dem Stroh, und der andere im Gefängnisse liegen soll. Das, versetzte der Schutzgeist, daß er euch lehre, euch in euer Schicksal finden, und dann die Wege zu dessen Verbesserung, die meist nur von euch selbst abhanget, zeige. Zwar wirst du die Zeit deines Lebens einäugig bleiben: aber bey dem allen wirst du auch sehr glücklich seyn, wenn du niemals wieder den närrischen Anschlag fassen wirst, vollkommen weise zu seyn. Dieses ist also eine Sache, rief Solon seufzend, zu welcher man unmöglich gelangen kann? So unmöglich, antwortete ihm der andere, als vollkommen geschickt, vollkommen tapfer, vollkommen mächtig, und vollkommen glücklich zu seyn; denn die Vollkommenheit, ist einer andren Welt, als in der du wirklich lebest, vorbehalten. Ach, sagte Solon, so haben also gewisse Poeten, und gewisse Philosophen, sehr unrecht, wenn sie

sagen, daß alles gut sey. Sie haben sehr recht, sagte der Philosoph von oben, in Betrachtung der Ordnung des Ganzen zusammen genommen. Ach, sagte der arme Solon, hätte ich diese Lehre um einige Stunden eher begriffen, so hätte ich um ein Auge mehr im Kopfe, als ich gegenwärtig habe. Doch sie mag mir fürs übrige Bürge seyn.

Bienenstock.



Der

Der Sommer.

Der Frühling stirbt, die ersten Reitze fliehen,
Die Rose welkt, und Florens Schmuck verbleicht;
Es schmelzt die Flur, die trocknen Wiesen glüen,
Da Titans Stral den höchsten Grad erreicht.
Das Kornfeld reift bey wärmendem Gewitter,
Und lockt die Hand der arbeitsamen Schnitter.

Der Sommer kömmt, er kömmt mit ernsten Schritten,
Und männlich glänzt sein braunes Angesicht:
Das leichte Kleid von zarten Silberblüthen
Wird allgemach am starken Baum zernicht.
So fliehn den Mann im Mittag seiner Jahren
Der Jugend Glück, der Freuden süsse Schaaren.

Die Hitze steigt, und sammelt Schwefel-
dünste,
Die lang zuvor den sichern Dörfern dräun.
Ein kluger Greis befürchtet Feuersbrünste,
Und lehret uns die grauen Nebel scheun;
Er, dessen Fleiß sich auf Erfahrung gründet,
Hat schon im März die Witterung verkündet.

Der Berge Höh', in stätem Rauch ver-
hüllet,
Ernährt den Stoff, woraus der Donner reift,
Der bald erzürnt um hohle Klippen brüllet,
Und bald das Haupt verjährter Eichen schleift.
Die Erde bebt, erschrockne Wälder schallen,
Wenn in der Luft geschlängte Blitze knallen.

Den Sommer grüßt die Schaar von mun-
tern Gästen,
Die sich aufs Land mit schnöder Lust verfügt,
Wo sie sich, so wie in den Städten mästen,
Und ihren Trieb nur Schmaus und Tanz vergnügt.
Umsonst mag sie der späte Abend kühlen,
Sie werden nichts von seiner Anmuth fühlen.

Der

Der Eckel herrscht bey seltnen Leckerbissen,
Wenn nichts dem Mund der mürben Schlemmer fehlt;
Am Herzen nagt das folternde Gewissen,
Da Gram und Schmerz die siechen Glieder quält.
Flieh, Muse, flieh von diesen frechen Thoren!
An ihnen ist dein Unterricht verloren.

Komm! folge mir in angenehmre Matten,
Und sieh! da liegt der Landmann hingestreckt;
Den Mittag kühlt der Büsche leichter Schatten,
Wo ihm der Trunk nach Schweiß und Arbeit schmeckt.
Sein Glück hat ihm nur schwarzes Brod beschieden,
Doch lebt er wohl mit seinem Stand zufrieden.

Jetzt eilet er in die bestäubte Hütte,
Und raubt der Heerd' ihr lockenvolles Kleid:
Die Scheere klirrt bey jedem scharfen Schnitte,
Zu dem das Schaf den Rücken willig beut.
Es scheint erfreut dem Menschen so zu nützen,
Und ihn vor Frost und Blöße zu beschützen.

Kaum senkt die Sonn sich in des Löwens Zeichen,
Als er ins Feld mit seiner Sense kehrt.
Die mörderisch mit krummgezognen Streichen
So wie der Blitz, durch Gras und Blumen fährt.
Ein süsser Duft, der Geist und Herz erfrischet,
Steigt aus dem Heu von Kräutern untermischet.

Dort hört man schon die blanken Sicheln wetzen:
Zwar lechzt das Volk von heißer Glut versengt,
Doch muß den Schweiß der Aehren Gold ersetzen,
Und Ceres wird aus ihrem Reich verdrängt.
Der Schnitter jauchzt, und häufet volle Garben,
Ohn' deren Frucht die reichsten Städte darben.

Des Landes Schmuck, ein braunes Mädchen schneidet,
Und sammelt mehr, als selbst ihr Liebling ein,
Der ganz beschämt der Dirne Fleiß beneidet,
Und sich bemüht noch hurtiger zu seyn.
Die Liebe scheint ihm Flügel mitzutheilen,
Bis es ihm glückt sie schalkhaft zu ereilen. (*)

Wenn

Wenn Phöbus uns die letzten Stralen schicket,
Und süßer Schlaf die müden Schnitter hält;
Dann singen sie von stillem Reitz entzücket,
Und loben GOtt für das erhaltne Feld.
Sie preisen froh aus dankbarem Gemüthe
Des Schöpfers Huld und väterliche Güte.

Die Gegend schallt von sanft erhobnen Tönen,
Ihr zärtlich Lied schwingt sich den Sternen zu:
Die Nachtigall scheint jedes Wort zu krönen,
Und trillert mit in ungestörter Ruh.
Der Mond merkt selbst auf ihre Melodien,
Und winkt der Nacht am Himmel zu verziehen.

So-

(*) Fast auf gleiche Art schreibt auch P. Jakob Vanier aus der Gesellschaft JEsu in seinem Praedio rustico.

Aggreditur primos operum dux foemina sulcos
Atque Proco placitura suo, praecurrit anhelos
Agricolas; illam tacita dulcedine laetus
Spectat amans, gauderque sequi non posse re-
centem. *Lib.* 2.

Sobald nunmehr die Erndezeit verfließet,
Beruft das Volk ein nahes Kirchweyhfest,
Das schon von fern des Hirten Flöte grüsset,
Der in das Thal vom breiten Hügel bläst.
Kaum faßt das Dorf der Gäste lange Reyhen,
Die alle sich gemeinschaftlich erfreuen.

Nun setzt man sich zu wohlgewählten Speisen,
Und ziert den Tisch nach ländlichem Geschmack.
Die Jugend tanzt in festgeschloßnen Kreisen,
Und fröhlich knarrt ein frischer Dudelsack.
Der Sorgen Last, und was das Alter kränket,
Wird in das Glas mit heiterm Muth versenket.

Bald aber stört das festliche Vergnügen
Ein wilder Kopf, aus dem der Brantwein spricht:
Wie? schreyt er auf, wollt ihr mich so betrügen?
Die Zech ist falsch, ich zahl den Teufel nicht.
Gleich fliegt der Krug in das erschrockne Zimmer,
Ihm folgt das Glas, und springt in tausend Trümmer.

Das dicke Bier beraubt ihn seiner Sinnen,
Die man umsonst zurück zu bringen wagt,
Bis daß der Wirth den Frieden zu gewinnen,
Ihn mit Gewalt aus seiner Schenke jagt.
Die Nacht verstreicht, die Morgenröth erwachet,
Da noch der Baur bey vollen Stutzern lachet.

So enden sich des Sommers holde Tage,
Und rühren jetzt des Landmanns frohe Brust:
Der Arbeit Last, und oft erlittne Plage
Verkehret sich in hundertfache Lust.
Der Freuden Macht beseelt die schwachen Glieder,
Und stärket sie zu neuer Arbeit wieder.

Ludwig Fronhofer
Juris Studiosus.

Etwas

Etwas Neues aus den elysischen Feldern.

Man saget uns immer, daß es in den elysischen Feldern so ruhig hergehe; aber man betrüget uns auch immer. Erst neulich hatten die meisten Innwohner dieses Ortes Streitigkeiten miteinander. Sie kamen gar für den Pluto, wie ich gleich sagen werde. Wo man immer hinsah, stunden ein paar Philosophen, und zankten sich mit einem Poeten, dem sie allen möglichen Schimpf sagten. Bald hätte es gar Schläge gesetzt. Virgil und Aristoteles begegneten einander. Dieser grüßte aus Unachtsamkeit, oder vieleicht aus Bosheit den Virgil nicht, welcher ihm aber sogleich sagte: er hätte eben nicht viel Ursache so stolz zu thun, wenn er auch schon Philosoph und Poet zugleich wäre. Er könnte nicht wissen, ob er Virgil es nicht auch noch so weit bringen würde. Vieleicht wäre in kurzer Zeit zwischen Philosophen und Poeten

kein

kein Unterschied mehr. Ein gewisser Autor hätte schon philosophische Theses herausgegeben, an welchen man nichts mehr verstünde, als daß es Verse wären. Ja, fiel ihm Aristoteles in die Rede, ich weis es nur gar zu wohl, er hat mich vollends gar unverständlich gemacht, da mich Uebersetzungen schon so verstaltet haben. Aber diese Thesen werden euch Poeten den Handel nicht gewinnen; sie sind zu elend dazu. Virgil entgegen lobte sie, nicht daß sie gut wären, sondern weil er seinen Vortheil dabey fand. Sie stritten lang; und das so heftig, daß sie einander Schläge angebothen; denn Virgil, seit dem er die landshutischen scholastischen Verstheses gelesen hatte, war ein rechter Zänker geworden.

Ein alter Philosoph, der dieser Tagen mit Tode abgegangen, hatte sie mit sich in die elysischen Felder gebracht, und bey einer Versammlung abgelesen. Zoilus war auch zugegen, und machte sich schon mit seiner spöttischen Miene fertig, den Titel: Ergo Aristotelico-Thomisticum mit den 2 Chronostichen durchzulassen. Aber so bald es der Philosoph merkte, kam er ihm zuvor: Warte nur, sprach er, du wirst deinen Theil selbst schon bekommen. Man ließ ihn also die sechs Bogen nagelneue Versetheses

herabpredigen, und Niemand redete darein. Doch stießen einige die Köpfe zusammen, und man konnte es aus ihrem Murmeln leicht abnehmen, daß sie mit dem Autor nicht zufrieden wären. Aber gleich darauf giengen die Zänkereyen von allen Seiten an. Pluto merkte es, und ließ, die Ruhe wieder herzustellen, die Misvergnügten vor sich kommen. Jeder sollte seine Klage vorbringen. Allein als er von der Philosophie hörte, weil er Zeit seines Lebens kein Philosoph gewesen, konnte er nichts ausrichten. Zum Glücke brachte Charon eben einen verstorbenen Kritiker. Weil diese Leute überall zu Hause sind, machte ihn Pluto zum Richter, er aber gab einen Beysitzer ab. Wie ich diese Beschreibung des Gerichtes bekommen habe, das weis ich so eigentlich nicht. Ich denke, eben so, wie der Autor, der das Urtheil über Fontenellens Todtengespräche herausgegeben hat. Genug, hier folgt sie.

Zoilus, der sich aus allen, was in den Thesen auf ihn geredet worden, nicht viel machte, tratt doch zuerst herfür, und ehe er noch anfieng zu reden, versprach er heilig, daß er des Autors nicht spotten wollte; denn, sagte er, ich kann im Ernste sehr vieles tadeln. Es läßt in

der

der That lächerlich, daß der Autor wirklich in der Meynung steht, er sey ein Poet. Oder was mag ihn doch bewogen haben, daß er wohl in Versen seine Thesen ans Licht stellte? Er muß es selbst gestehen, daß er sich ohne diesen Zwang besser erklären könnte.

Hier sah man den Publius Optatianus Porphyrius einen elenden Versemacher aus dem vierten Jahrhunderte aus der Versammlung kommen. Wie sagte er, willst du es etwann gar nicht zugeben, daß er ein Poet ist? du hast ja doch seine Dedication gelesen, er vergleicht seine Verse selbst mit dem panchäischen Rauchwerke, sie müssen ja recht angenehm seyn.

Aber Zoilus war schon mit der Antwort fertig. Er ist eben so ein guter Poet, wie du warst, und wenn er es nicht selbst gesaget hätte, würde man es nicht einmal gewust haben. Höre nur einmal . . .

Der Richter gab ein Zeichen zum Schweigen, er könne sich mit diesen Streitigkeiten nicht abgeben, die zur Hauptsache nichts machten. Doch fiel er dem Zoilus bey und sprach dieses Urtheil: Derjenige soll sich hinfür für keinen Poeten ausgeben dürfen, der nichts als Verse machen könnte, und

noch darüber so unnatürliche Freyheiten gebrauchte, als *Regina rosari*, für *Rosarii*, *Blasi*, für *Blasii*, *quo manserat ante*, für *ubi manserat*, die man einem Knaben in der vierten Schule als Böcke durchstreichen würde, der in vier Versen viermal sagte, daß es viermal Sommer gewesen, damit er vier Verse mehr habe, der den Heiligen aufdringen wollte, sie sollten seine Arbeit gutheißen, die nicht einmal ein kluger Mensch lobet, der durchaus haben wollte, der heil. Blasius sollte diejenigen nicht mehr schreiben lassen, die wider ihn sind, weil er ein Patron für das Halswehe wäre ꝛc. ich mag nicht einmal alles herschreiben.

Newton kam hernach in die Mitte mit einem tiefsinnigen Gesichte, wie er beyläufig eines mochte gemacht haben, da er über die Einrichtung des Weltbaues nachdachte. Ich war, sprach er, jederzeit ein Feind von Streitigkeiten, wie alle Welt weis, und die Ruhe hielt ich für eine unumgänglich nothwendige Sache. Aber daß meine Erfindungen, sowohl als andrer Mathematiker nur leeres Blendwerk seyn sollten, das kann ich nicht auf mir liegen lassen.

lassen. Sind dann alle Leute, die mir, eine kleine Handvoll Alte ausgenommen, Ehrfurcht erweisen, und die mich nur den großen Newton nennen, sind, sage ich diese alle Krautköpfe? Hat der Autor mich gelesen, und wenn er mich gelesen, hat er mich verstanden, daß er so frech in die Welt hinaus schreibt: Nata recens (Matheſis) vacuo forsan splendore coruſcat? Alle billigten die Klage Newtons, und der Richter sagte, ihn zu befriedigen: es soll ins künftige Niemand über Männer schmähen dörfen, derer Bücher er nicht gelesen hätte, und auch nicht im Stande wäre, sie zu lesen.

Nur nicht zu voreilig, rief Virgil, was? soll der Autor eine mathematische Schrift nicht lesen können, da er doch die Grundsätze dieser Wissenschaft sowohl inne hat? Er weis, was eine Linie, ein Puncte, ein Winkel, ein Cirkel ist. Könnte was schöners seyn, als wenn er den Cirkel so beschreibt: Circulus est, ad quem ſua quævis linea tendit, plana ſimulque rotunda figura reſultat in illo? Wenn der zweyte Vers besser wäre, hätte ich nichts auszusetzen. Enklides, dem man alles haarklein beweisen muß, foderte dem Virgil die

Erklärung dieser Erklärung ab. Aber dieser wollte sich nichts darauf verstehen. Was bist du dann so frech, fuhr Euklides fort, und sagest, diese Definition wäre gut, wenn du selbst nicht weist, was ein Cirkel ist? Ich that es nur, sagte Virgil ganz beschämt, daß man glauben sollte, ich verstünde auch etwas von der Mathematik. Man machte ihm hierauf einen Plaus, und das Urtheil war: Wer künftighin reden, oder schreiben wollte, sollte verbunden seyn das zu verstehen, wovon er schriebe, oder redete. Und wenn er doch für gelehrt wollte gehalten werden, sollte er seine Unwissenheit besser verbergen.

Seneca hatte wider die Ethik nichts einzuwenden, als daß er vieles darinn nicht verstünde, und sehr befürchtete, die Ethik würde in diesem chronologischen Putze, in dem sie der Autor aufziehen läßt, wenige Liebhaber finden. Eben dieser Meynung waren auch die sieben Weisen von Griechenland, die ihre Lehrsprüche kaum mehr erkannten. Der Kritiker erklärte sich also: Die Sittenregeln sollen deutlich bleiben, wie sie sind, und nicht der Jahrzahl zu lieb alle Jahre einer Veränderung unterworfen seyn.

Bis hieher war alles noch ganz gelassen. Auf einmal erhob Entellus ein ausgelernter Raufer seinen Arm, und schlug den Descartes zu Boden, ohne daß er ihn im geringsten beleidiget hatte. Er war noch darüber so frech, und fragte den armen Mann, ob er den Streich empfunden hätte? Nur gar zu nachdrücklich, sagte Cartesius; was ist dann das für eine Art, daß man Leuten die Niemanden beleidigen, so unhöflich begegnet? Aber Entellus gieng wieder zurücke, und gab einem alten Thomisten, der nicht weit von ihm stund, einen Ring, mit vermelden, der Stein sey wirklich gerecht. Erst darauf rechtfertigte er sich vor der ganzen Versammlung wegen seiner wunderlichen Aufführung, und sagte: Dieser Mann hier (er meinte den Thomisten) war sehr böse, als er aus den Versen sah, daß gewisse Leute die Donnerkeile nicht für Steine hielten, und bath mich, weil ich ein Raufer wäre, ich sollte euch allen das Gegentheil handgreiflich erweisen. Er gab mir seinen Ring mit einem solchen Wettersteine, und sagte, ich solle nur sachte einen damit vor den Kopf schlagen, er würde gleich, wie vom Donner getroffen, taumeln. Cartesius stund mir eben recht hier. Vielleicht, weil er ein neuer Philosoph ist, wie ich mir sagen lassen, hat er

selbst nichts auf diese Steine gehalten. Nun weis er es. So unwillig auch Cartesius war, konnte er doch nicht schweigen, und legte die Ursache seines Falles nicht dem Steine, sondern dem Streiche des Entellus bey. Das wollen wir sehen, sprach Entellus, ich will dir ohne Ring eines versetzen. Cartesius aber wollte ihm ohne Probe glauben. Zum Ueberflusse kam der Thomist noch, und sagte, daß es nichts minder als ein Weibermärchen sey, wenn man Wettersteine glaubte; denn Albertus Magnus hätte sie geglaubt. (*) Dieser Beweis war unwidersprechlich; weil sich Albertus nicht betrogen haben konnte. Alle Alten beugten ihre Häupter, da sie es hörten, vor Ehrfurcht. Die Neuen lachten, wie es diese Spottvögel im Brauche haben, und der Richter war so parteyisch, daß er selbst mithielt. Er konnte kaum den Ausspruch thun, so sehr hatte er sich aus dem Athem gelachet über die Einfalt dieser guten Leute. Doch hörte man endlich: Das bloße Ansehen eines Alten, und wenn er auch heilig wäre, so lange man nicht versichert ist, daß er allein die Sache besser untersuchet habe, als viele tausend nach ihm, die bessere Hilfsmittel dazu

(*) 30 Seite.

dazu hatten, sollte gar nichts in philosophischen Sachen gelten.

Ptolomäus, ob er gleich selbst aus der Classe der Alten war, hatte nichts wider dieses einzuwenden. Er gab dem Copernicus vor allen Todten die Hand, und gestund es öffentlich, daß sein Weltgebäude nichts wäre. Er hatte ein wahres Mitleiden mit dem Autor, daß er dieses noch nicht wüßte. Tycho wollte Schwierigkeiten machen, aber er ergab sich doch endlich. Copernicus (ich darf seinen Namen nicht stutzen, weil ich keine Verse schreibe (*) Copernicus wollte durchaus nicht zugeben, daß sein Weltgebäude läppisch, (lepidum) seyn sollte. Galiläus, weil er keinen Kerker mehr zu fürchten hatte, war auch auf seiner Seite. Man hatte genug zu thun, bis man sie bereden konnte, daß dieses läppische Beywort ihrer Ehre nichts schaden würde; indem sie niemals hätten hoffen dörfen, daß ihre Meynungen auch von dem Pöbel sollten gut geheißen werden, und zu den Philosophen könnte ohnedieß ein Autor unmöglich gehören, der jetziger Zeit noch an die Einflüsse der Sterne glaubte (**).

(*) Der Autor hat ihn Copernus geheißen.

(**) Seite 29.

Ich will euch doch, hörte man den Zoilus hierauf sagen, das Spiel so leicht nicht gewonnen geben. Der Autor muß es doch besser wissen, als ihr alle, wie die Welt eingerichtet. Ihr seyd niemals im Himmel gewesen, wie er. Er wird damals den Bau sorgfältig eingesehen haben, wie er sogar gefunden hat, daß die Himmel eine feste Substanz sind. Es gieng ihm damals in einer Arbeit hin. Daß aber der Himmel feste ist, das weis er recht gewiß, weil ers gesehen, daß die Sterne keine Contraria qualia, id est, wie die für Unwissende beygefügte Note sagt, contrarias qualitates in sich haben. Der Richter merkte es gleich, daß Zoilus nur gespottet habe, darum gab er im ganzen Ernste diesen Ausspruch: Dem Autor, wenn er das ptolomäische Lehrgebäude noch halten wollte, solle man aus Barmherzigkeit einen Ort außer dieser Welt anweisen; indem er darinn, so lange die Himmel von Cystall sind, seines Lebens niemal sicher seyn könnte. Wenn unversehens ein Komete dieselben zerstieße, wie sie es nothwendig thun müssen, könnten ihn die Trümmer erschlagen.

Zoilus ließ noch nicht ab. Er sah es für einen Ueberfluß an, daß der Autor so sorgfältig bewiese, er, Zoilus, müßte ein rothes Haar haben . . . ut sint flammivomi cordisque & corporis: ergo. Zoile! nonne ignita tibi complexio splendet? wenn doch diese Verse dieß sagen wollen. Er wäre niemals gesinnet gewesen, es zu läugnen. Die Natur hätte viel zu klar allen Streitigkeiten vorgebeuget. Es würde besser gewesen seyn, wenn er den Ehrgeitz, die Vermessenheit ꝛc. die er ihm aufbürdete, besser dargethan hätte. Er sage es hiermit vor allen Todten, und die Lebendigen dörften es ebensowohl sicher glauben, daß diese Thesen gar nicht einmal geschickt wären, sich damit eine Ehre zu erwerben. Oder wenn es ja möglich seyn sollte, so würde man mehr Ehre davon haben, wenn man sie verlachte, als wenn man sie guthieße. Hierauf schwieg er, damit er nicht wieder ein Vermessener gescholten würde, wenn er das sagte, was alle kluge Leute dächten.

Noch niemals war der Autor auch gelobet worden. Allein, der Ovid, der ihm nicht nur wegen der Verbindung der Poesie mit der Philoso-

losophie sehr wohl wollte, sondern auch, weil er ihn zum Vorgänger in einer Lehre des heiligen Thomas gemacht hatte (*). Dieser Ovid, sage ich, unterstund sich dem Autor zu Ehren eine Elegie herzusagen; denn er macht noch immer so leicht Verse wie zu Rom. Aber man hat ihn sogleich abgewiesen, weil der Richter nur Klagen hören wollte. Nun wenn es geklagt seyn muß, sagte Ovid, so verdrießt mich dieses, daß er einen so elenden Vers: conditus est orbis speciali in tempore veris neben meine guten hingeschrieben hat, wo das *speciali* ohne daß der Zierlichkeit etwas entgangen wäre, gar wohl hätte wegbleiben können.

Siehest du dann nicht, fuhr Zoilus fort, daß er es nur wegen der Jahrzahl gethan habe? seine ganze Schrift ist voll solcher Verse, die weiters nichts heißen als 1766. Und dieses ist sehr gefehlt. Aber die nachfolgenden Verse, worinn von der Schwester Angela gehandelt wird, machen alles wieder gut (**). Sie sind so einfältig geschrieben, daß man sie verstehen muß.

Da mußte man das Gericht abbrechen, weil viele Todten dieses Geschwätzes überdrüßig wurden. Aber auf den Abend kam man wieder zusammen. Zuerst wurden die Teufel vorgeladen. Man befahl ihnen, sie sollten aufrichtig gestehen, wieweit sich ihre Macht und Wirkungen erstreckten, daß man sähe, ob es der Autor recht erra=

(*) Seite 22.

(**) Seite 23.

errathen hätte. Allein sie wollten nicht ein Wort reden, weil es nicht jeder Mensch zu wissen hätte. Der Richter beschloß, daß man den Autor zu Strafe, weil er von Sachen, die er nicht wissen könnte, so sentenzmäßig redete (*) noch ferner sollte rathen lassen.

Theophrastes hatte eben einen Tiegel im Feuer, und konnte nicht bey der Versammlung erscheinen; sonst hätte er gewiß den Alchymisten das Wort geredet, die der Autor angreift. Es wurde aber für dießmal so wenig davon geredet, als von den qualitatibus occultis, von der Natura naturante, und naturata, von der Heyrath zwischen der Materia prima und forma, die sie der Autor nach Einrathen seines Lehrmeisters halten läßt; weil sich viele Alte nicht mehr zu erscheinen getrauten; indem sie wohl vorsahen, daß hier nicht viel zu gewinnen wäre. Pythagoras allein war da; denn man hatte ihm gesagt, der Autor ließe eine Seelenwanderung zu, und er zweifelte nicht mehr, daß ers mit ihm halten würde. Als er aber hörte, daß von 3 Seelen die Rede wäre, die sich einander bey jedem Menschen folgten, ward er auf sich selbst böse, daß er die Zeit umsonst verzehrt hätte. Wenn ich indessen geschlafen hätte, murmelte er zornig, würde mir vieleicht etwas nützlichers geträumet haben, als diese Seelenwanderung. Ich erfahre es zwar selbst, daß meine Meynung nicht wahr gewesen. Aber ich hatte gewiß eben soviel Ursache sie zu zulassen, als der Autor für die Seinige. Und so gieng er fort.

Schwenk-

(*) Seite 21.

Schwenkfeld, den man mit des Plutons Erlaubnisse erst aus der rechten Hölle herbringen mußte, weil er auch eine Person in diesen Thesen hatte, ereiferte sich sehr, daß sein Syllogismus dem Autor nicht zu gefallen das Unglück gehabt hätte. Es war dieser: Quando litera occidit, & spiritus vivificat, tunc non datur regula fidei; atqui litera occidit, & spiritus vivificat: ergo non datur regula fidei. Man ließ den Aristoteles selbst kommen, weil er als der Erfinder vom Disamis, Datisi, Bocardo, Ferison (*) die Sache am besten wissen konnte. Man fragte ihn auf sein Gewissen, ob dieser Syllogismus gut wäre, nicht, ob die Sätze darinn wahr wären. Und er gab zur Antwort mit einer Distinction. Formaliter ist er gut, concedo, materialiter, nego. Da nun hier der Autor nur von der bonitate formali rede, sey es ein Versehen, daß er diesen Syllogismus des Schwenkfelds hieher gesetzet hätte. Schwenkfeld hätte diesen Tag noch 50 Geiselstreiche aushalten müssen. Aber sie wurden ihm nachgelassen wegen der Unbilde, die ihm der Autor angethan hatte.

Nun mußte man auf einmal aufhören, weil man von allem dem, was der Autor in seinen Thesen noch sagte, kein Wort mehr verstund.

Pluto hatte alles angehöret, was in der Versammlung abgehandelt worden, und er war nur bedacht, wie man die Ruhe in der Hölle wieder herstellen konnte, die durch diese Schrift gestöret worden. Es wäre allerdings zu wünschen,

(*) Seite 9.

schen, sagte ihm Zoilus, daß solchen Schriften gleich in der Welt ihr Recht angethan würde. Wenigst aber soll Charon alle Todten aussuchen, daß keine solche Schrift mehr in die Hölle käme. Für diesesmal aber scheine ihm alles schon wieder ruhig; denn bey der angestellten Untersuchung dieser Schrift hätte man klar gesehen, daß es der Mühe nicht werth wäre, davon zu reden. Aber der Autor, unterbrach ihn Pluto, wenn er stirbt, muß mir den Sysiphus ablösen, weil er seine lächerlichen Theses schon zum viertenmal unnützer Weise, wie jener die Wälzung des Steins wiederholet hat. O das ist gar zu streng, sagte Zoilus. Er ist genug bestraft, wenn er diese Theses machen muß, und wenn er sie noch dazu in den Druck giebt. Er hat es aber versprochen nicht mehr zu thun. Und eben darum kann man ihm auch alle weitere Strafe schenken.

P. B. M. B. v. D.

Der

Der Adler, der Rab, und der Schäfer.

Der Vögel Herr und Zier,
Der Adler sah nach einer Heerde,
Und senkt sich, voll Begier,
Nach einem Raub hin auf die Erde.
Sein unbefiedert Jungenpaar
Zu füttern, packt er eine Ziege
Mit seinen Klauen fest beym Haar,
Und fliegt so leicht, wie eine Fliege.
Der Rab sah zu, und auch nach einer Beut sich um:
Zu einem Lamm trug er ein räuberisch Verlangen;
Allein er war zu schwach und viel zu dumm.
Der Schäfer griff nach ihm: der Räuber ward gefangen.

Wer Bösen folgen will,
Der schadet meist sich selber viel.

J. G. v. T.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Zweyter Jahrgang.
Zwölftes Monatstück.
Im Herbstm. 1766.

München
zu finden im akademischen Bücherverlage.

10010383

Der Religionsspötter.

Von jenem Laster will ich singen,
Das jetzt mit gräßlich kühnen Schwin-
nen
Vom Throne bis zun Hütten dringt.
O Wahrheit! stärke Muth und Liebe,
Begeistre meine frommen Triebe,
Daß mir ein würdig Lied gelingt.
Kühn mal ich den furchtbaren Helden,
Der Gott und seinen Dienst verkennt.
O Lied! du sollst der Nachwelt melden,
Und Nachwelt! zittre einst, wenn man den
Helden nennt.

Zu groß für ewig enge Schranken,
Durchsinnt der Spötter in Gedanken
Der Welten Reich; er zählt und lacht.
Und schwärmend sucht er, frey von Pflichten,
Ein leeres Ohngefehr zu dichten,
Das Körper künstlich vorgebracht.
Unglücklich glaubt er zwar ein Wesen,
Doch nur bekennen will ers nicht.
Sein Herz zum Ehrgeitz auserlesen,
Ist schüchtern, wenn es glaubt, und stolz, wenn es widerspricht.

GOtt setzte, als er Welten baute,
Und Gröss und Allmacht überschaute,
Den Menschen edel in die Welt.
Er pflanzte in die heilge Seele
Die glücklich göttlichen Befehle,
Die nur ein Thor für Träume hält.
Des Schöpfers Allmacht zu erkennen,
Ein Herold seines Ruhms zu seyn,
Und froh zu seinem Dienst entbrennen,
Die Pflichten sucht der Trotz des Freygeists zu entweihn.

Erhebt den Blick, zukühne Spötter!
Sagt, ob der Heiden Fabelgötter
So mächtig, groß, und herrlich sind.
Dort hängt die Feste, die wir sehen,
Um die sich tausend Körper drehen,
Die Ordnung macht den Lauf geschwind.
Dort seht ihr ewig Lichter glimmen,
Euch wärmt ein unerforschter Brand.
Und Wasser, die am Himmel schwimmen,
Befeuchten fruchtbar schön ein ausgedürrtes Land.

Kein Götz, o nein, hochmüthge Thoren!
Kein Ohngefähr, das ihr erkohren,
Nein, nichts von diesen war die Quell.
Ein ewig Wesen, in sich weise,
Erschuf, und schuf zu seinem Preise;
GOtt sprach, und Finster wurde hell.
Er rief, die Sphäre hieng und schwebte;
Er ordnet, man sah Felsen stehn;
Er winkt, Natur und alles lebte;
Den Menschen schuf er auch, und was er schuf, war schön.

So trotzig auch der Freygeist schnaubet,
Und frech kein höchstes Wesen glaubet;
So überzeugend fühlt ers doch.
Sein schwarzes Herz will widerstreben,
Allein umsonst! er spürt ein Leben;
Er glaubt; doch nein, er zweifelt noch.
Sucht Herz und Triebe zu verschließen,
Sorglose! schlaft bey naher Noth.
Es weckt euch schüchtern das Gewissen,
Und ruft euch rächrisch zu: Es ist gewiß ein
GOtt!

Wie? sollt ich furchtsam forschend denken,
„Und meinen Sinn auf Träume lenken,
„Wie die Religion dort schwärmt?
„Ich folge glücklich meinen Trieben.
„Was die Vernunft mir vorgeschrieben,
„Ist gut, wenn gleich ein Pfaffe lärmt.
„Was ist es denn mit dem Gewissen?
„Nur die Erziehung flößt es ein.
„Ein Bläder wird sich förchten müssen.
„Man lebe, wie man denkt: so wird man ru-
hig seyn.

Dieß

Dieß sind des Freygeists ewgen Sätze.
„Wie? spricht er, wer giebt uns Gesetze?
„Betrogne Thoren! glaubt es nicht.
„Der Fürsten Zwang, der Pfaffen Bäuche,
„Die stiften euch nur die Gebräuche,
„Und wirklich ist es ein Gedicht.
„Sie setzten, frey von dem Empören,
„Die Hölle und den Himmel ein.
„O, folgt doch diesen schönen Lehren!
„Wer Welt und Klugheit kennt, wird andrer Meynung seyn.

Ihr Spötter! sagts zu eurer Schande,
Wen drücken wohl die stärksten Bande
Von Zweifel, Unmuth, und Verdruß?
Euch, niederträchtig feige Seelen,
Euch wird der Zweifel ewig quälen;
Der Lästrung folgt schon der Genuß.
Ja, dient nur viehisch euren Trieben:
Lobt die Vernunft, und braucht sie nicht.
O möchtet ihr sie redlich lieben!
Sie lehrt uns, wenn man ihr verstockt nicht widerspricht.

Ihr hört schon des Gewissens Stimme.
Sie foltert euch mit stätem Grimme,
Jetzt, da ihr ruchlos sie verkennt.
Lacht zu der Straf in jenem Leben,
Die Lästrung kan man euch vergeben,
Sobald man eure Schande nennt.
Zuspät, Verächter! sollt ihrs wissen,
Und ewig wirds euch kennbar seyn.
Wenn euch erst Nacht und Tod umschließen,
Wenn Welten untergehn, dann naht sich eure Pein.

Dort kömmt der HErr schon in den Wettern,
Die Frevler grausam zu zerschmettern,
Und rothe Blitze sind sein Hauch.
Ihn tragen lichte Feuerflammen,
Und Dampf schließt sich um ihn zusammen,
Und Welten sehn den heilgen Rauch.
Die Donner rollen, welch ein Schrecken!
Gebietrisch vor dem Herrscher fort.
Euch Frevler! wird kein Fels bedecken;
Kein naher Hügel hilft. Es sagts des Höchsten Wort.

„Lernt, Thörichte! nur blindlings Pflichten,
„Und laßt euch sklavisch unterrichten,
„Was nützt die ewig schwere Müh?
„Lest nur die Schrift, was kann sie lehren?
„Nichts, als nur stäte Zweifel mehren,
„Und ein Vergnügen giebt sie nie.
„Ihr sucht die Ruh, und trefft sie nimmer
„In Lehren voller Dunkelheit.
„Ich greife nicht nach leerem Schimmer,
„Mir schenket die Vernunft Ruh und Vergnügsamkeit.

„Lernt nur in der betrognen Jugend
„Religion, und Pflicht, und Tugend,
„Und glaubt, sie schaden Welt, und euch.
„Nur Laster können uns erhöhen,
„Durch Laster muß die Welt bestehen,
„Das Handwerk, und das Königreich.
„Der Staat wird seinen Flor nie gründen,
„Der lauter fromme Bürger zählt.
„Sucht euer Glück, wo könnt ihrs finden,
„Weil, wenn kein Laster herrscht, Gewinn und Nahrung fehlt?

„Verworrne Sätze, finstre Lehren,
„Die keinen Vortheil mir gewähren,
„Verwirft mein gründliches System.
„Was ich begreife, glaub ich gerne,
„Und was ich glaub, und schätzen lerne,
„Ist für Vernunft und mich bequem.
„Nur die geheimnißvollen Lehren
„Begreif ich nicht, drum sind sie Tand.
„Das Wesentliche muß man ehren,
„Das andre Nebenwerk verwirrt nur den Verstand.

So schwärmt der Freygeist. Mit Entsetzen
Sucht er die Wahrheit zu verletzen,
Er lacht zu Christi Wunderkraft.
„Seht doch, wie alle Wunderthaten
„Betrug und Heucheley verrathen.
„Ein Nutzen war die Eigenschaft.
„Er starb am Kreuz, der Uebelthäter;
„Und der soll euer Heiland seyn?
„Das glaubten eure dummen Väter,
„Ihr bethet ihnen nach, mich nimmt kein Wahnwitz ein.

Verächter! sagt uns Lästerungen,
Die ein verruchtes Herz erzwungen,
Greift GOtt und Bibel tollkühn an.
Zu schwach weicht ihr mit Schaam zurücke.
Ihr seht schon mit zerstreutem Blicke
Die That, die ihr zum Theil gethan.
Im Blut wird JEsus euch erscheinen,
Wagts, Frevler! nur, und lästert noch.
Bald sollt ihr unter ewgem Weinen
Mit jenem Wütrich schrein: So siegst du end=
lich doch!

GOtt! komm, dein Erbtheil zu beschirmen,
Das bey der Feinde ewgen Stürmen
Nach deiner Rettung sehnlich blickt.
GOtt! sieh, wie fesseln alle Lande
Des Zweifels fast beliebte Bande,
Davor sich jeder Spötter bückt.
Man lachet der Religionen.
Es raubt und schlägt der Wüterich,
Der dich verkennt. Auch unter Kronen,
Und wo der Purpur blitzt, verbirgt der Frey=
geist sich.

Unglückliche, jetzt müßt ihr hören!
Dort hör ich eure Priester lehren,
Dort seh ich eure Tempel stehn.
Seht doch, wie sie mit wilden Haufen
Zu ihren Schandaltären laufen,
Und jauchzend zu dem Opfer gehn.
Welch schrecklich Bild sieht mein Gesichte!
Wie scheußlich glänzt des Tempels Zier!
Wie? wach ich? ist es ein Gedichte?
Ich seh ein wildes Heer, ihr Opfer zeigt sich mir.

Im Tempel, über den Altären,
Sitzt ihre Göttinn, die sie ehren,
Und die der Christ Unglaube nennt.
Zur Rechten steht mit wilden Mienen
Die Bosheit, willig ihr zu dienen,
Weil sie des Spötters Neigung kennt.
Zur Linken hält bey dunkeln Kerzen
Der Zweifel ein verlästert Blatt.
Dem schwören sie mit Mund und Herzen,
Weil es des Lasters Werth zum schnöden Innhalt hat.

So stark des Spötters Muth sich zeiget;
So unvermerkt wird er geteuget,
Wenn erst das Ende furchtsam droht.
Wie, wenn sich bey des Meeres Stürmen
Die Wellen bis an Himmel thürmen,
Der ärgste Frevler, in der Noth,
Die vorgen Laster überdenket,
Und zu der Buße flüchtig eilt;
Erst zum Gebeth die Andacht lenket,
Hernach dem Schiffer flucht, und aus Verzweif-
lung heult:

So foltern eines Freygeists Herzen
Beym nahen Tode Furcht und Schmerzen
Er fleht; doch Buße thut er nie.
Verzweiflung mischt sich unter Thränen,
Womit er GOttes Grimm versöhnen,
Und leben will. GOtt! — Sagt er — Wie? —
Ist denn ein GOtt, den ich verlachte?
Fast glaub ich, daß er wirklich sey.
Nein — Doch — O, daß ichs nicht bedachte!
Die Wetter wälzen sich schon fürchterlich her-
bey.

GOtt

GOtt! — Doch, was hilfts, daß ich mich quäle!
Bald, bald wird meine freye Seele
Zerflattern, wenn der Leib verdirbt.
Was sag ich? — Kann ichs wirklich glauben? —
Der Tod soll das Bewußtseyn rauben? —
Ich zittre, wenn der Geist nicht stirbt!
Was quält mich doch? — Fast sollt ich zweifeln —
Er stirbt nicht. — GOtt! du hast gesiegt:
Kommt, schleppt mich zu verworfnen Teufeln,
Der Pfaffe hat doch Recht, indem er uns betrügt.

So stirbt er. Hilflos will er sterben.
Der Zweifel läßt ihn auch verderben.
Der Fluch erstickt sein letztes Wort.
GOtt! eile, von den Lasterketten
Die Menschen mächtig zu erretten,
GOtt! sende deine Boten fort.
Du thusts, und offenbarest Lehren;
Uns half das Heil, es starb dein Sohn.
Verächter! Wollt ihr den nicht hören:
So webt ein Hirngespinnst; die Rache naht sich schon!

Auf-

Außerordentliche Wirkung eines Wetterstrals an Messern und Gabeln ꝛc.

Ein Kaufmann zu Wakefield in York, hatte eine große Anzahl Messer und Gabeln in einem weiten Kästchen zusammen gepacket, etliche davon waren in Scheiden, andere auch ohne Scheiden. Sie waren von allerley Gestalt, und zu mancherley Gebrauche verfertiget, und sollten über See weggeschicket werden. Er hatte dieses Behältniß mit Messern in die Südecke eines großen Saales niedergesetzet, als sich plötzlich ein starker Sturm nebst Donner und Blitzen erhob, davon ein Stral in den Winkel des Saales schlug, die Schachtel zersplitterte, eine gute Menge von Messern und Gabeln schmelzete, die Scheiden

aber

aber meistentheils unberührt ließ; wie denn auch noch einige Messer unbeschädigt geblieben waren.

Als der Kaufmann die übrigen in einer Schreibestube ausschüttete, wo einige Nägel und eiserne Ringe lagen, so wurden diejenigen, welche die Messer aufhuben, so auf Nägeln lagen, gewahr, daß die Messer die Nägel und Ringe mit aufnahmen. Darauf wurden sie alle an den Nägeln ꝛc. versuchet, und man fand an allen einerley magnetische Kraft, welche so stark war, daß sie auch große Nägel, Ringe, Packnadeln, und andere ziemlich schwere eiserne Körper heben konnten.

Wenn man Stecknadeln und andere Kleinigkeiten von Eisen auf einen zinnernen Teller legte, und das Messer oder die Gabel, welche dieser Stral berühret hatte, unter den Teller hielt, so folgten sie auf dem Teller der Bewegung jener unter dem Teller allenthalben nach. Man konnte dieses und mehr dergleichen nicht ohne Befremdung ansehen, dahin auch dieß gehöret, daß, ob man schon die Messer glüendheiß werden ließ, doch auch alsdenn diese ihre

Kraft

Kraft sich noch eben so äußerte, als wenn sie kalt war.

Dieses Ungewitter geschah den letzten Julii 1731, und zerbrach nicht allein das Glas und die Eck- und Windeisen der Fenster, sondern spaltete auch etliche erhabene Bildhauerzierden an dem Eckholze, oder der Ständern und Getäfel des Hauses, wo der Stral einschlug. Nicht minder zersplitterte es viele hölzerne Futterale oder Bestecke, und zerstreuete sie. Viele Dutzend Messer und Gabeln waren auch zersprungen, und die Stücken von einander geworfen. An einigen waren die Schalen oder Hefte verbrannt, an etlichen auch die Scheiden gesengt oder verbrannt.

Eines dieser Messer war schon fast anderthalb Jahre zu allerley Verrichtungen gebraucht worden, dazu man Messer brauchet, und hatte doch seine magnetische Kraft noch in einer ausserordentlichen Stärke behalten.

Die Richtung des Strals war nach der Mittagslinie von Süd gen Norden gegangen, welche mit der Diagonale des Saales übereintraf.

traf. Das länglichte Kästchen aber stund so in der Südecke, daß die lange Seite desselben die Südwestseite der Wand berührete. Die Messer und Gabeln waren nach dieser Südwestrichtung eingepacket gewesen, daß ihre Länge nach der Länge der Schachtel gelegen hatte.

Man möchte hier fragen, 1) ob diese Lage der Messer, die mit der magnetischen Richtung einen spitzigen Winkel gemacht, etwas dazu beygetragen habe, daß sie so magnetisch geworden, weil eine eiserne Stange ꝛc. in solcher Richtung auch magnetisch werden kan? 2) Ob nicht die Messer nach der grossen Erhitzung im Abkühlen magnetisch geworden, da auch ein in ähnlicher Richtung erhitztes oder abgekühltes Eisen eher magnetisch wird, als wenn es nur kalt gewesen? 3) Wie es komme, daß hier der Donnerstral die Messer und Gabeln magnetisch gemacht, da er ein andermal den Magnetnadeln ihre Richtung nach den Polen benommen? Philos: Transact. n. 157 S. 520 (*).

[*] Auf diese Fragen läßt sich antwortrn, daß die Lage der Messer nach der magnetischen Richtung, dahin auch der Stral gegangen, und nach welcher sie im Zerstreuen noch mehr

groken-

großentheils möge mit hingerissen seyn, viel beygetragen habe; wie man es an den eisernen Stangen und Kreuzen auf den Thurmspitzen längst wahrgenommen. 2) Daß die Erhitzung der magnetischen Materie die Wege durch das Eisen öffne und bahne, wie man es an Feuerzangen oder geglüetem Eisen in solcher Richtung immer sehen kan. Wenn die Abkühlung auch in der Lage nach der Mittagslinie, oder nach der Erde stehend geschiehet, wird die Kraft desto stärker und dauerhafter. 3) In dem angezogenen Falle des Seekompasses war im Jahr 1681 die Magnetnadel ihrer Kraft nicht beraubet, sondern sie war nur umgedrehet, daß ihr Nordende gegen Süden gerichtet stund. Eben dergleichen Veränderung der Seekompasse ist auch in einem Schiffe bey Neuengelland zu Bermudas geschehen; nach Num. 127 S. 646. In beyden Fällen mag der Stral diese Richtung gehabt haben. Anmerkung des Ueberfetzers.

Magazin der Natur, Kunst ꝛc.

Die Lotterie.

Eine Erzählung.

In einer großen Stadt, ich glaub, es war
Berlin,
War eine Lotterie zu ziehn,
Der Plan bestund aus sieben Klassen,
Zehn tausend Thaler war darinn das gröste Looß,
Und die Begier hiernach wurd im Kleanth so
groß,
Daß er zum Einsatz sich die Gelder borgen lassen.
Wie? war Kleanth dann Recht daran?
Er war ein armer Handwerksmann,
Den nicht die Frau, sein Handwerk blos ernährte,
Der, was er heut verdient, auch heute noch ver-
zehrte:

Die

Die erste Klasse bringt nichts als ein Freyloos ein;
Zur dritten muß Kleanth sein Loos schon baar erneun.
Allein nun fehlts bereits an Schätzen,
Die dritte Klasse fortzusetzen.
Was jetzt zu thun? man will ihm nicht mehr leihn!
Die Frau muß nun das Hausgeräth versetzen.
Zur vierten reicht kein Pfand, ein Schrank muß zum Verkauf,
Und bey der fünften gar ein Bette;
Ja, wenn kein Freyloos ihm die sechst' erleichtert hätte,
So gienge gar, Kleanth, ich wette,
Zur sechsten aller Hausrath drauf.
Zum sieb'nten Einsatz wird der Ueberrest verwandt;
Die Frau sieht dieß voll Mißvergnügen;
Allein nun tröstet sie Kleanth:
„ Ich weis, die Hoffnung wird nicht trügen,
„ Geduld! das größte Loos ist mein.
Die letzte Klasse wird gezogen;
Und täglich findet er sich bey der Ziehung ein,

Und glaubt: So werd er nicht betrogen.
Drey Tage sind vorbey; noch ist Kleanths Loos,
Und der Gewinst, den er gehofft zurücke.
Die Hoffnung wird noch einst so groß,
Nun glaub ich selbst, er macht sein Glücke.
Am letzten Tage geht Kleanth mit Freuden fort:
„ Frau, spricht er, höre noch ein Wort;
„ So bald mein Loos mir den Gewinst gebracht,
„ Laß ich mich gleich nach Hause tragen;
„ Denn kanst du, weil das Glück uns reich und vornehm macht,
„ Wenn du die Sänfte siehst,
„ Den alten Schrank zerschlagen,
„ Der hier im Winkel nickt.
„ Mit neuem Hausgeräth wird unser Haus geschmückt,
„ Wenn mich das gröste Loos beglückt.
Mit einer hoffnungsvollen Freude
Eilt nun Kleanth aufs Rathhaus hin;
Und sieht, wie wunderlich des Glückes Eigensinn
Den Wunsch der Menschen oft entscheide,
Der eine geht vergnügt mit dem Gewinste fort,
Ein andrer fluchet dem Betruge
Der Lotterie. Der dritte wartet dort,
Und seufzt nach einem bessern Zuge.

Klean=

Kleanthens Loos bleibt noch zurück
Zu sammt den größesten Gewinste.
Wie lange quälet ihn das Glück?
Noch zwanzig Nummern sind verschlossen.
Nun wird Kleanthens Hoffnung groß;
Man beut ihm hundet für sein Loos,
Zwey, drey, fünf hundert Thaler! Possen!
„ So will man mir mein Glück entziehn,
„ Da sich es mir am nächsten zeiget?
Hier stört des Knaben Ausruf ihn,
Der seine Nummer jetzt entfaltet, liest, und schweiget.
Zum andern Topf, wo Nieten und Gewinn
Vermischt noch unentwickelt liegen,
Eilt jetzt die Hand des zweyten Knaben hin,
Und greift, o falsches Glück! wie kannst du uns betrügen!
Ein leeres Loos: Der Knabe könnte lügen;
Kleanth besiehts, und fällt ohnmächtig hin;
Und die ihn niederstürzen sehn,
Verordnen mitleidsvoll, Kleanthen fortzutragen,
Die Sänfte kömmt, bleibt vor dem Hause stehn,
Und seine Frau fängt an zu schlagen.
Der Schrank, der letzte Schrank zerspringt in hundert Stücke,
Und von dem Lärm, erwacht Kleanth.
Frau ruft er; halt! mein ganzes Glücke,

Gewinst und Hoffnung sind entwandt;
Nun muß ich auch, was ich besaß, verliehren?
O möchte der Verlust doch jeden überführen,
Der Hoffnung nicht zu viel, dem Glück gar nicht zu traun;
Um, eh wir im Besitz des fernern Guts uns schaun,
Das wirkliche nicht zu verliehren!

Westphälische Gedichte.

Abhandlung von der Klugheit bey moralischen Vorurtheilen.

Ein jeder Mensch ist verbunden, sich ein gewisses Ziel seiner Handlungen fest zu setzen, und all sein Thun und Lassen so einzurichten, daß er in den Stand kommen kann, solches zu erreichen. Man sieht von selbst ein, daß er bey Erwählung desselben hauptsächlich auf den Endzweck seines Daseyns sehen, und sich zugleich als ein Glied von einer Gesellschaft betrachten müsse, in welcher er mit allen seinen Brüdern, obgleich fast ein jeder in besonderen Schranken lauft, bey einem Ziel zusammen kommen solle. Ist nicht unsere Glückseligkeit dasjenige, was wir alle als die Belohnung unserer Handlung anzusehen haben? Al-

lein, können wir diese erhalten, wenn nicht immer einer dem andern die Hände bietet, im Laufen munterer fortzukommen? Ja ich getraue mir zu sagen, daß sich keiner wahrhaftig glücklich mache, der nicht zugleich andern zu ihrer Vollkommenheit hilft, und hinwiederum seinen Brüdern vieles zu danken hat.

Diese Betrachtung ist wichtig genug, und sie verdienet, in unserm Leben oft durchdacht zu werden. Wenn wir schon glauben, daß die Kräfte unsers Bruders zu schwach sind, unsern Lauf zu befördern, wird er nicht im Stande seyn, etwas in Weg zu legen, welches uns zum wenigsten aufhalten, wo nicht gar unsern Fall befördern kan? Ja wie leicht geschieht es, daß der Schwache, den wir jetzt verrachten, von andern unterstützet wird, und wirklich in einen solchen Zustand kömmt, daß er sich an uns zu rächen vermögend ist!

Es ist demnach ungemein nöthig, daß ein jeder den andern zu seinem Freunde zu machen suche, und die höchste Liebe hat also gleichsam in den Zusammenhang der Dinge selbst Bewegungsgründe gelegt, uns untereinander freundschaftlich zu begegnen.

Der

Der Mensch ist beständig gewohnt, nur demjenigen seine Gewogenheit zu schenken, welchen er derselben würdig hält. Daher kömmt es, daß wir so genau auf die Handlungen unserer Brüder Achtung geben, sie mit unsern Gesinnungen vergleichen, und nach ihrem Verhältnisse mit diesen von ihrem Werthe urtheilen.

Man tadelt also diejenigen, unserm Bedünken nach, mit Recht, welche sich bey ihren Entschliessungen ganz und gar nicht darum bekümmern, was andere von ihren Handlungen etwa denken möchten. Denn sie entgehen hierdurch zum öftern ihrem Glücke; und wer sich einen wahren Begriff von der Ehre gemachet hat; der wird auch bekennen, daß wir nichts unternehmen sollen, was andere Mitfreunde für Unrecht, oder auch nur für unanständig halten. Indessen wird es gewiß etwas Schweres bleiben, mit unserer Auffführung einen allgemeinen Beyfall zu erhalten, so lange wir nicht durch einerley Denkungsart, und durch gleiche Grundsätze zu unsern Handlungen angetrieben werden; und so unmöglich dieses letztere ist, so wenig werden wir auch jenes jemals zu hoffen haben.

Es kömmt bey unsern Gesinnungen vieles auf unsere erste Bildung an, und wie viele Züge finden mir nicht in denselben von den Character derjenigen, welche bey uns diese Bemühung unternommen haben. Der äußerliche Zustand, welcher unsere Lebensart in vielen Dingen zu bestimmen pflegt, und der eben meisten verschieden ist, schaffet auch sehr viele von unsern Urtheilen. Selbst das Land, in welchem wir wohnen, und die Gewohnheiten, die man in demselben zu beobachten pflegt, verursachen hin und wieder, daß wir das für wohlanständig halten, was andere mit dem besten Grunde für verwerflich achten. Und wie viele Umstände giebt es noch, welche uns mit Vorurtheilen anfüllen, welche nicht nur andern, sondern auch uns selbst hin und wieder zu schaden vermögend sind, wenn uns nicht die Klugheit wider dieselben schützet! Was uns diese für Maaßregeln, in Absicht der Vorurtheile, an die Hand gebe, verdienet wohl, etwas genauer untersuchet zu werden. Da aber die Menge der letztern ungemein groß ist, so habe ich mich entschlossen, allein bey denjenigen stehen zu bleiben, welche in unsere freyere Handlungen einen nähern Einfluß

fluß haben, und also moralische Vorurtheile genannt zu werden verdienen.

Die Vorurtheile sind überhaupt gewisse Arten von Sätzen, in welchen wir von einer bestimmten Sache etwas bejahen oder verneinen, und also entweder sagen, daß sie gut oder böse, recht oder unrecht, anständig oder unanständig, schön oder häßlich sey; und in so ferne kommen sie mit den übrigen wahren oder falschen Urtheilen überein. Was aber ihren Grund anbelanget, so sind sie ungemein von diesen unterschieden, indem sich derselbe nicht auf die Sache selbst, oder auf den Zusammenhang mit andern von uns erkannten Wahrheiten beziehet, ja selten von uns erkannt oder untersuchet wird.

Selbst in dem Reiche der Wissenschaften sind wir von diesen unächten Urtheilen nicht befreyet. Indessen glaube ich, daß sie alle beynahe auf einem einzigen Grunde beruhen; da wir nämlich einen gewissen Satz für eine Wahrheit annehmen, bloß, weil ihn derjenige dafür ausgegeben hat, dem wir, nach der Hochachtung, die wir gegen ihn tragen, keinen Irrthum zuschreiben wollen, und also in dessen Ausspruch kein

Mißtrau-

Mißtrauen setzen, ob wir ihn schon nicht unter-sucht haben. Wir würden vieleicht weniger finden, die sich von diesem Vorurtheile hinreis-sen liessen, wenn es nicht ein mühsames Ge-schäft wäre, alles, was man uns zu glauben aufbürdet, zu prüfen. Ja dieses Vorurtheil verbreitet die Ehre der Lehrer, und verdecket die Trägheit und das Unvermögen eines grossen Haufens.

Im gemeinen Leben sind die Quellen der Vorurtheile noch viel häufiger und verschiedener. Diese sind es eigentlich, auf welche wir gegen-wärtig unsere Aufmerksamkeit zu wenden ge-sinnet sind. Wir haben es bereits oben erwäh-net, daß wir uns im Schlüssen bey unzähligen Dingen nach den Grundsätzen richten, welche uns in der Jugend beygebracht werden. Unsere Aeltern und Lehrmeister führen uns dieses und jenes als eine wohl zu beobachtende Lebensre-gel oft täglich zu Gemüthe. Die Hochachtung, die wir gegen sie hegen, erlaubet uns nicht, ih-nen zu widersprechen, oder nur an der Wahr-heit ihres Ausspruches zu zweifeln. Wir be-kommen hierdurch eine Fertigkeit, unsere Hand-lungen nach den gegebenen Maaßregeln einzu-

richten,

eichten, und das Thun und Lassen anderer darnach zu beurtheilen. Was ist es also Wunder, wenn wir der Auferziehung viele Vorurtheile zu danken haben?

Ich betrübe mich jederzeit, wenn ich die Tochter eines meiner Verwandten, Namens Cleon, sehe. Ihre Naturgaben sind vortreflich, und sie würde sehr leicht zur Tugend und Glückseligkeit gebildet werden können, wenn sie nicht das Unglücke gehabt hätte, nach Vorurtheilen erzogen zu werden, welchen gemäß zu handeln sie sich bereits angewöhnet hat. Ihre fleißige Mutter wußte niemals von andern Pflichten des schönen Geschlechts, als durch welche wir arbeitsame Haushälterinnen bekommen. Geschickt nähen, gut kochen, und in allen eine Reinlichkeit und Ordnung halten zu können, sind diejenigen Wissenschaften, in welchen sie unterrichtet worden ist, und die auch ihre Tochter erlernen muß. Alle Frauenzimmer, die an den Werken des Witzes einen Geschmack finden, ihren Verstand und Willen durch das Lesen vernünftiger Schriften zu verbessern suchen, und sich hierdurch der menschlichen Gesellschaft nützlicher zu machen trachten, sind in ihren Augen

verächtlich, und ihre Tochter selbst hat sich bereits eine Fertigkeit erworben, auf eine Art über dieselben zu spotten, welche uns Hoffnung machet, daß auch sie eine angenehme Rolle im menschlichen Leben spielen könnte, wenn sie nicht von Vorurtheilen eingenommen wäre, welche sie ihrer Auferziehung zu danken hat.

Der junge Herr von C** hält sich für den glücklichsten Menschen von der Welt, weil er Geld genug hat, Pferde und Wagen zu halten, kostbare Kleider sich anzuschaffen, und den besten Wein zu trinken. Die Tugend besteht nach seiner Meynung darinn, daß ein Cavalier nicht mehr zu verzehren suche, als was seine Zinse ertragen. Seine Mama hat ihm von seiner zarten Jugend an diesen Begriff beyzubringen sich bemühet, und ihm tausendmal das Beyspiel seines Papa vor Augen gestellet, der in seinem ganzem Leben kein einziges Capital angewandt, wohl aber dieselben vermehret hat. Die Bücher kann er durchaus nicht leiden, weil ihm seine liebste Frau Mama für denselben, als für Mitteln, beyzeiten krank zu werden, auf das zärtlichste gewarnet hat; und seine Hochachtung gegen sie ist viel zu groß, als

daß

daß er sich entschliessen könnte, irgend eines in die Hand zu nehmen.

Leander sieht seinen Bruder mit den gehäßigsten Augen an, weil dieser die Schaubühne gründlich vertheidiget und fleißig besuchet. Er selbst wurde von seinem Vater und Hofmeister ermahnet, sie für nichts anders, als den schädlichsten Zeitvertreib anzusehen, und aus dieser Ursache kann er seinen Bruder nimmermehr für einen tugendhaften und vernünftigen Menschen erkennen.

Doch, was halte ich mich lange damit auf, Charactere zu schildern, welche die Auferziehung verdorben hat. Ein geringer Vorrath gründlicher Einsichten schadet ihnen nicht weniger. Wenn die alte Clementia wüßte, worinn eigentlich das wahre Geschäft eines andächtig Betbenden bestünde: so würde sie nicht alle verachten, welche nicht so viel Morgen- und Abendseegen, als wie sie, aus Kubachs Gebethbuche, ohne ihren Sinn zu verstehen, in dem lautesten Tone herlesen. Ramentes weis weder vernünftig zu denken, noch klug zu sprechen. Daher versteht nach seiner Meynung Niemand zu

leben, welcher nicht alle Arten der Spiele in Gesellschaften mitzumachen Lust hat, oder im Stande ist.

Der Eifer, andern es nachzumachen, benebelt uns gleichfalls mit manchem Dunste der Vorurtheile. Fidelius würde in seinem akademischen Leben mehr bey den Büchern gesessen seyn, wenn ihm nicht die Lebensart seiner Freunde, die an einem großen Schläger, bey einem Bierglase, und in täglichen Gesellschafften ihr Vergnügen gefunden haben, besser gefallen hätte; und Bramordo glaubet noch jetzt, daß er die nächste Gelegenheit, sich zu schlagen, ergreifen müsse, um mit dem Ruhme begleitet nach Hause zu ziehen, den Jena noch bis diese Stunde seinem Großvater beygeleget.

Es wäre zu wünschen, daß die fehlerhafte Denkensarten nicht auch die Urtheile über andere bildeten. Mävius, der geschickteste Lehrer junger Leute, gerieth neulich in den Ruf eines niederträchtigen und unwissenden Mannes, weil er den Sohn eines Adelichen mit eben demjenigen Ernste zum Studiren aufmunterte, mit welchem er alle nachläßigen Schüler zum Fleiße

anzu-

anzutreiben pfleget, um seinem Gewissen und Amte ein Genüge zu leisten. Warum glaubte er doch, daß alle zarte Gemüther zur Weisheit und Tugend gebildet werden müßten, da der vornehme Vater die Unwissenheit seines Sohnes für eine Zierde seines Adels hält?

Man siehet aber hieraus sehr leicht, daß es uns darum zu thun ist, die Vorurtheile überhaupt auf eine glückliche Art zu verbannen, da sie nicht allein in dem Reiche der Wahrheit viele Unordnung anrichten, sondern auch unserm guten Rufe sehr oft auf eine boshafte Art zu schaden suchen. Es ist nicht zu zweifeln, daß Mittel ausfindig gemacht werden können, durch welche unserm Verstande der Weg zu den Irrthümern kenntbar und verabscheuungswürdig vorgemahlet wird; allein nicht alle dörfen gleiche Maaßregeln brauchen; ja man muß selbst die Art und Weise, wie man solche anwenden könne, nach unserm Verhältniße mit andern abmessen, wenn wir den Vorschriften der Klugheit folgen wollen.

Wir können mit Rechte behaupten, daß einige unter uns die Vorurtheile mit Macht

auszurotten im Stande sind, da andere hingegen die grösste Vorsicht zu brauchen verbunden sind, und gleichsam ganz von ferne die Hand an das Werk legen müssen. Wir wollen hiedurch nicht so viel sagen, als gäbe es unter uns einige, die andere zu zwingen vermögend wären, so und nicht anders zu denken. Nein! die Macht, welche wir ihnen zueignen, gründet sich allerdings auf die Mittel, wodurch überhaupt unser Verstand verbessert werden kann. Allein sie haben ein vollkommners Recht, an der Vollkommenheit unserer Einsichten zu arbeiten, und sind zugleich im Stande, uns ganz unvermerkt auf solche Wege zu bringen, die uns aus dem Labyrinthe der Unwissenheit, als der wahren Mutter der meisten Vorurtheile, glücklich herausführen.

Würdige Lehrer der Wahrheit und geschickte Anführer der Jugend können in diesem Stücke das meiste ausrichten, und wie glücklich sind wir also, wenn unsere Regenten dafür sorgen, daß Kirchen und Schulen mit treuen Männern besetzet werden, die unsern Verstand auf die rechte Art unterrichten, und Weisheit und Tugend in unsere Seele pflanzen.

Diese

Diese dann verdienen allerdings unter diejenigen gezählet zu werden, welche eine gewisse Macht besitzen, wider die Vorurtheile zu streiten. Es wäre zu wünschen, daß die, welchen man uns zum Unterrichte anvertrauet, hauptsächlich auch auf diesen Punct ihr Absehen richteten, und das menschliche Herz vor dem Irrthume, über andere blindlings zu urtheilen, fleisig bewahreten. Es kommt darauf an, daß sie selbst die Welt genau kennen, und unsern Verstand bey einem jedweden Vorwurffe unserer Erkenntniß auf die wahre Gestalt desselben richtig weisen, damit wir im Stande seyn möchten, uns von dem Scheine einer Sache nicht blenden oder einnehmen zu lassen. Man muß freylich gestehen, daß etwas unmögliches von ihnen gefordert würde, wenn sie unsern Verstand so stark aufklären sollten, daß er bey keinem Gegenstande der menschlichen Handlungen in seinem Urtheile betrogen werden könnte. Allein wie viel Gutes stiften nicht allgemeine Regeln, wenn ihre Ausübung bey diesem oder jenem besondern Falle gezeiget wird? Man gewinnet sehr vieles, wenn jungen Leuten einige Handlungen und Unternehmungen anderer Menschen mit Klugheit vorgehalten, und sie dabey gefragt werden, was

von denselben zu halten sey. Ueberdieß ist es gewiß, daß man uns fürnehmlich zeigen muß, wie wir unser Herz für Leidenschaften bewahren, und in den Affecten klüglich regieren sollen, damit nicht Haß, Neid, Feindschaft, Zorn, und andere verkehrte Neigungen unächte Urtheile von andern in uns erzeugen.

Aeltern sind gewiß auch als solche Personen zu betrachten, welche Gelegenheit und Gewalt genug haben, die Herzen ihrer Kinder für Vorurtheilen zu bewahren; ja Niemand könnte in der That glücklicher in diesem Geschäfte seyn, als unsere Aeltern, wenn sie nur jederzeit Verstand genug besäßen, ihre Kinder in diesem Stücke vernünftiger zu erziehen. Glauben wir wohl jemand auf sein Wort lieber und eher, als wenn eine zärtliche Mutter, oder ein liebreicher Vater diese und jene Gesinnungen an uns tadelt oder zu verbessern suchet? Und wer hat mehr Gelegenheit, unsere Urtheile bey den Handlungen anderer, und bey gewissen Vorfallenheiten zu prüfen, und uns abzulocken, als unsere Aeltern, indem wir nicht allein die meiste Zeit um sie sind, sondern auch ihnen unsere Gedanken am

lieb=

liebsten anvertrauen? Wie klug würden sie demnach handeln, wenn nach geendigten Gesellschaften verschiedene Gespräche von ihnen angestellet würden, in welchen sie von den vergangenen Unterredungen und Handlungen unsere Gedanken zu wissen verlangten! Bey solcher Gelegenheit würden sie gewiß wenig Mühe brauchen, uns die Wahrheit beyzubringen, schätzbare Güter kennen zu lernen und die scheinbaren vor unsern Augen glücklich zu entdecken. Wie viele Warnungen können sie nicht anstellen, in unsern Urtheilen uns nicht zu übereilen, und überhaupt unsere Entscheidung bey den meisten Vorfallenheiten so lange zu verschieben, bis wir entweder den wahren Grund derselben, oder den Ausgang einer jeden selbst erfahren und erwartet haben.

Wir können unsere Aeltern meistentheils als solche Personen betrachten, welche in einer doppelten Gesellschaft stehen, und in beyden ein gewisses Recht haben, die Handlungen anderer zu bestimmen. Von einer dieser zwoen Gesellschaften haben wir schon geredet; vielleicht erblicken wir sie auch in der andern als solche, die in Ansehung der Verbannung schädlicher

Vorurtheile einigen Nutzen zu schaffen vermögend sind. Die Erfahrung beweiset zur Gnüge, daß Herrschaften durch ihr Ansehen, wenn sie es mit Liebe und Freundlichkeit vermischen, ungemein viel bey ihren Dienstboten, und ihrem Gesinde zuwege zu bringen vermögend sind. Sie dörfen ihre Ernsthaftigkeit nur einmal durch den Ruf eines vernünftigen Wesens und kluger Einsichten unterstützet haben, so kann es ihren Ermahnungen am Nachdrucke nicht mangeln. Sollten sie auch in der That wohl viele Mühe anwenden müssen, die Gesinnungen ihres Gesindes bey einem gewissen Umstande zu errathen, indem dasselbe selten Fleiß genug anwendet, seine Denkensart vor ihnen zu verbergen? Desto nöthiger scheinet es aber zu seyn, daß unsere Aeltern ihren Dienstboten gute Lehren beybringen, und ihnen den Wahn ihrer Vorurtheile zu zeigen sich bemühen: je gewöhnlicher es bey den Meisten ist, daß die Kinder im Hause ziemlich genau mit denselben umzugehen Erlaubniß haben; eine Sache, welche jungen Leuten den größten Schaden bringet: und es ist wahr genug, daß niemal so viele Gespenster und Abentheuer in der Welt gewesen wären, wenn nicht diese einfältige

fältigen Personen unsern Kindern solche vorgedichtet hätten.

Es ist überhaupt ein großer Vortheil, wenn uns bey der Vertreibung eines Vorurtheils das Ansehen und der Ruhm einer wahren Einsicht unterstützet; und Personen, welche in diesem Verhältniße mit andern stehen, haben in der That eine gewisse Gewalt über andere Gemüther, daß es sie nicht schwer ankommen muß, und sie nicht zu viele Klugheit anzuwenden nöthig haben, den erwünschten Sieg davon zu tragen. Allein wie schwer ist es im Gegentheile nicht, mit wenigerm Ansehen wider solche zu streiten, welche man beleidiget, sobald der geringste Verdacht erwecket wird, als zweifelte man an der Scharfsinnigkeit ihres Verstandes. Gegen solche Personen ist gewiß die größte Behutsamkeit zu brauchen, wenn man anders nicht seinem eigenen Glücke schaden will. Tausend Beyspiele bekräftigen diesen Ausspruch. Junge Leute, die sich mit Fleiße auf die Wissenschaften legen, das menschliche Herz kennen lernen, fremde Länder besuchen, und also einen Begriff von den Lebensarten unterschiedener Völker zu bekommen Gelegenheit haben, werden oft genug in den Stand

gesetzet, das Löbliche bey einer Sache genauer einzusehen, die Tugend in ihrer wahren Gestalt zu erblicken, und diejenigen, die ihnen am liebsten sind, durch Vorurtheile verführet anzutreffen. Wie ergeht es ihnen, wenn sie sich wieder zu den Ihrigen wenden; wenn sie etwa bereits ihre Lebensart nach eigenen und geprüften Einsichten gebildet, das Lächerliche der einheimischen Sitten verworfen, und mehr der Vernunft, als der Gewohnheit zu folgen sich entschlossen haben? Ihr bester Endzweck wird der gewünschten Folgen beraubet, wenn ihnen nicht Ehrfurcht und Hochachtung gegen die, welchen wir sie schuldig sind, die unverdächtigsten Mittel weiset; ja unsere Unternehmungen werden auch zum öftern strafbar, wenn sie ohne unsern Schaden von uns unterlassen, und nicht anders, als ohne zugleich andere vor den Kopf zu stossen, ausgeübet werden können. Es ist billig, daß wir denen in Kleinigkeiten gerne nachgeben, welche das Recht haben, von uns Gehorsam zu fordern, wenn wir unsere Handlungen schon bequemer und regelmäßiger einzurichten wüßten. Gesetzt, daß ihr Wille sich auf Vorurtheile gründet, wenn nur die Tugend nicht darunter zu leiden hat. In diesem Stücke versehen es ungemein Viele, ungeach-

geachtet sie dadurch mehr dem Eigensinne, als der Klugheit, opfern. Ich bewundere den klugen Menantes, wenn er seinem alten Vater, welcher zum öftern gegen das Aeußerliche im Wohlstande und in der Tugend gar zu strenge ist, auf eine gelassene Art folget, und dadurch die Liebe desselben gegen sich täglich zu vergrößern weis; da hingegen Sturmius, nach meinem Urtheile, der Thorheit nicht selten sehr nahe kommt, wenn er die vorgefaßten Meynungen seiner Aeltern in ihrer Gegenwart lächerlich zu machen suchet. Indessen sind diejenigen gewiß nicht zu tadeln, welche eine gute Gelegenheit ergriffen, andern ihre Vorurtheile auf eine vernünftige und bescheidene Art zu benehmen, wenn sie zuvor allen Schein einer Uebereilung, oder tadelswürdigen Neuerung von sich abgelehnet haben. Es giebt eine Kunst, sich anderer Gemüther zu bemächtigen, und auch denjenigen, die höher sind, als wir, den Beyfall unserer Gesinnungen abzulocken. Wer diese Wissenschaft versteht, der kann auch in Absicht auf die Ausrottung der Vorurtheile gewiß nicht wenig Nutzen schaffen.

Wenn wir in dem vorigen gesagt haben, daß es zum öftern rathsamer sey, gewisse Handlun-

lungen zu unterlassen, als die, welche gegen dieselben vorgefaßte Meynungen hegen, vor den Kopf zu stossen; so haben wir zugleich nicht ohne Ursach erinnert, daß dieses nur von solchen gelte, durch deren Unterlassung man der Tugend nicht zu nahe tritt. Die Erfahrung lehret uns, daß zum öftern eine gute Handlung den Schein einer bösen an sich nehmen kann, wenn uns nämlich die Umstände dessen, der sie unternimmt, oder auch sein Endzweck nicht genug bekannt sind. Sollten wir sie aber deßwegen unterlassen, weil ein anderer Grund zu haben glaubet, einen Verdacht in Absicht derselben auf uns zu werfen, ob wir gleich bey uns versichert sind, daß unser Vorhaben gut sey, und wir in der That durch Ausübung derselben wahre Vortheile erhalten können? Lasset uns immer in unserm Entschlusse beharren; wir haben genug gewonnen, wenn der Ausgang der Sache den andern genöthiget hat, sein über uns gefaßtes Urtheil zu ändern, und sich selbst wegen seiner Uebereilung zu bestrafen. Wir können mit desto größerer Zufriedenheit in unsern angefangenen Verrichtungen fortfahren; je gewisser wir sind, daß der Nutzen, den wir durch dieselben stiften, den von uns Urtheilen-

den deutlich in die Augen leuchten, und auch groß genug seyn werde, dasjenige an unserm guten Rufe zu ersetzen, was ihm durch ihr Splitterrichten entzogen worden ist; und wir glauben auch, daß man hierauf allerdings genau Achtung geben müsse, wenn wir Handlungen unternehmen, welche andern Anlaß geben möchten, auf widrige Gedanken von uns zu gerathen. Die Klugheit bey Vorurtheilen verwirft jederzeit unsern Entschluß, wenn der Vortheil den Schaden nicht unterdrücken kann.

C. U. Wagner.

Der

Der Tod des ungerechten Geitzhalses.

I. 4. 246 H.

Den Harpax, welcher sich zum reichen Mann gelogen,
Und selten einen Spruch im Richteramt gethan,
Den er nicht, nach dem Werth der Gaben abgewogen,
Den griff vor kurzer Zeit ein brennend Fieber an;
Allein es fand bey ihm gar wenig anzuzünden,
Denn, weil der schnöde Geitz das meiste weggezehrt,
Kroch es, der Flamme gleich, die auch bey starken Winden
Nur langsam durch den Sand verwachsner Aecker fährt.
Wie? glaubest du, mein Freund, daß diesesihn verdrossen?
O nein! der weise Mann braucht die Gelegenheit;

Weil

Weil ihm kein Essen schmeckt, ist seinen Hausgenossen
Auch nur die halbe Kost, ein Krankenmahl, bereit.
Er läßt sie insgesammt vor seinen Stuhl bescheiden,
Und lehrt, was Mäßigkeit für edlen Nutzen schaft;
Auch wie vom Ueberfluß sein Magen müsse leiden,
Der gleichwohl in Geheim den falschen Kläger straft.
Die Knechte, deren Herz sich noch nicht losgerissen
Von dem, was Regung heißt, die sehnen sich nach Brod:
Ihr Hunger, der nichts will von leeren Regeln wissen,
Wünscht bald dem kranken Wirth Gesundheit, bald den Tod.
Die Schwachheit mehret sich, doch Harpax will nicht sterben.
Er denkt der Sache nach, wie jämmerlich es sey,
Eh als die Welt vergehn, und andre lassen erben;
Drum suchet er den Rath der Seinigen herbey.

Die

Die wollen seine Glut mit Kraut und Essig
brechen;
Er schlägt es aber ab, weil er die Kosten
scheut,
Und fragt nach jemand sonst, der bloß durch
Seegensprechen,
Aus Freundschaft, ohne Geld, und anders
nicht, befreyt.
Der Anschlag geht nicht an: man muß zum
Arzte schicken;
Er kömmt, der Kranke spricht: es fehlt
mir an der Ruh,
Und wird euch euer Fleiß in dieser Cure glücken,
Sag ich zur Dankbarkeit euch meine Dien-
ste zu.
Ich weiß schon euern Streit, und auch vieleicht
von allem
Mehr Nachricht, als ihr selbst; ja bildet
euch nur ein,
Daß wider euch gewiß das Urtheil werde fallen,
So bald ein anderer, als ich, wird Richter
seyn.
Der Arzt, dem dieses Wort durch Mark und
Beine dringet,
Fällt auf den Kranken zu, beklammert Puls
und Hand,

Und

Und weil sein eignes Blut, aus Furcht und
Hoffnung springet,
So setzt er aufs Papier mehr, als ihm
selbst bekannt.
Eins kränkt den Harpax noch, daß er nichts
von Processen
Des Apothekers weis; doch denkt er: Zeit
bringt Rath,
Bin ich nur erst gesund. Es kommen unterdessen
Die Mittel, die ihm bloß das Glück ver-
schrieben hat.
Er aber darf, aus Geitz, dieselben nicht genies-
sen,
Er schont den Stärktrank oft, wenn er am
besten labt,
Stiehlt sich die Pulver selbst und steckt sie un-
ters Küssen,
Wo er mit diebscher Faust das Gold von
Pillen schabt:
So daß nun mehr und mehr die Lebenskräfte
schwinden,
Und man schon in der Stadt viel Freudenzei-
chen sieht;
Weil, der die Wayfen drückt, und Wittwen pflegt
zu schinden,
Nun, wie ein halbes Aas, den letzten Athem zieht.

Der Sohn, der allbereit im Geist Ducaten
zehlet;
Die Frau, die ihren Sinn auf junge Frey-
er kehrt;
Die trauren, daß er sich und sie so lange quä-
let,
Und fragen, welchen er von Geistlichen be-
gehrt.
Er spricht: Der meinen Sohn zur Taufe hielt,
Herr Velten,
Denn, wie ihr wißt, so blieb der Pathen-
pfenning aus.
Steht ihm dergleichen frey, so muß es mir auch
gelten;
Drum beicht ich frey bey ihm, ich und mein
ganzes Haus.
Der Schriftgelehrte kömmt, mit fast betrübten
Blicken,
Und denkt: im Testament steh ich wohl oben
an.
Er will Magd, Frau und Kind mit seinem
Trost erquicken,
Von denen keines mehr das Lachen bergen kann.
Man führt ihn stille fort; er setzt sich bey
dem Kranken,
Betrachtet die Gefahr, die mehr als allzugroß,

Und schürtet ihm den Sack voll heiliger Gedanken,
Mit Thränen untermengt, in seinen matten Schoos.
Er klagt, daß so ein Mann sein theuers Haupt soll neigen,
Der so viel Tugenden auf Erden ausgeübt,
Und welcher noch vielleicht will in dem Tode zeigen,
Wie er so inniglich das Predigtamt geliebt.
Nein, Herr Gevatter, nein, schreyt Harpax ihm entgegen,
Sterb ich, so werdet ihr nicht einen Groschen sehn;
Doch, wenn ihr durchs Gebeth den Himmel könnt bewegen,
Daß ich nicht scheiden darf, so möcht es anders gehn.
Herr Veltren stutzt, und fängt den Stachel an zu wetzen,
Nachdem der Fuchsschwantz nichts beym Sänder ausgericht,
Und ruft, er solle doch sein Unrecht hier ersetzen,
Wo nicht, so sey der Platz für ihn im Himmel nicht.
Er zehlt an Fingern her die falschen Eydesschwüre,
Womit er GOtt und Recht, und andere verletzt;

Wie manchen, der jetzund sich nährt vor frem-
der Thüre,
Er aus dem Eigenthum des Seinigen gesetzt;
Wie lang er kupfern Geld so häufig lassen
regnen,
Als seines Fürsten Gunst zum Deckel ihm
gedient.
Was wird, Gevatter, euch in jener Welt be-
gegnen,
Wenn ihr euch nicht bekehrt, und in der Zeit
versühnt?
So warnt sein treuer Mund, so bald er nur
gespühret,
Daß er für diesesmal kein Erbe werden soll.
Der Kranke, dem er nie das Herz so scharf
gerühret,
Spricht mit gebrochner Stimm: Ach, ich er-
kenn es wohl!
Giebt aber diesesmal des Höchsten Wunderg ü-
te,
Auf wenig Jahre nur dem schwachen Leibe
Frist;
So will ich, glaubt es mir, aus christlichem
Gemüthe,
Ein Werk der Liebe thun, das recht erbau-
lich ist.

Und

Und denen ich vorhin das Ihrige genommen,
Die sollen wiederum davon den zehnten Theil
Von mir, wie sichs gebührt, um Zins gelehnt bekommen.
Ach freuet euch mit mir, daß mein Gewissen heil.
Man siehet bald darauf ihn mit dem Tode ringen,
Der gute Velten wird vom Bethen abgeschreckt;
Doch andre fahren fort mit Sprüchen und mit singen,
Das Buß und Andacht sonst bey Sterbenden erweckt.
Als er nun ungefehr von seinem Heiland höret,
Der seine Schuld bezahlt, die Handschrift ausgelöst;
Da wird er so von Geitz und Phantasie bethöret,
Daß er noch diese Wort aus seinem Rachen stößt:
Was? meine Schuld bezahlt? Die Sache schwebt im Rechte.
Ich werde nichts gestehn; wer weis, wer noch verliert?
Damit entfährt der Geist dem losen Mammonsknechte,
Dem jeder nun das Grab mit einem Schelmen ziert.

Canitz.

Lausus und Lydie.

Der Character des Mezenz, Königs von Tyrus, ist bekannt genug. Als ein schlimmer Prinz und guter Vater, wechselsweise grausam und zärtlich, hatte er nichts tyrannisches an sich, nichts, was die Gewaltthätigkeit verrieth, so lange sein Wille keine Hinderniße fand; allein die Stille dieser stolzen Seele war die Ruhe des Löwens.

Mezenz hatte einen Prinzen, mit Namen Lausus, den seine Tapferkeit und Schönheit unter den jungen Helden Ausoniens berühmt machten. Lausus war unter dem Mezenz wider den König von Preneste zu Felde gezogen. Sein Vater hatte denselben zu seiner größten Freude mit Blute bedeckt, sich zur Seite fechten und überwinden sehen. Als der König von Preneste aus seinen Staaten vertrieben wurde, und sein Heil in der Flucht suchte, überließ er den

Hän=

Händen des Ueberwinders einen kostbaren Schatz, als seine Krone, eine Prinzeßinn in dem Alter, in welchem das Herz bloß die Tugenden der Natur, die Natur aber alle Reitzungen der Unschuld und Schönheit hat. Alles Edle und Bewegende, was die weinenden Huldgöttinnen an sich haben, war in Lydiens Gesichte abgemahlet. An ihrem mit Muth und Hoheit vermischten Schmerze unterschied man die Tochter des Königes unter dem Haufen der Sclavinnen. Sie nahm die ersten Ehrenbezeugungen ihrer Feinde ohne Hochmuth und ohne Erkenntlichkeit, als eine ihrem Stande schuldige Ehre an, deren großmüthige Empfindung durch das Unglück in ihrer Seele nicht war geschwächet worden.

Sie hörte ihren Vater nennen, und bey diesem Namen hub Sie ihre mit thränen erfüllten Augen nach dem Himmel auf. Hiedurch wurden aller Herzen beweget; Selbst der erstaunte Mezenz vergaß seinen Hochmuth und sein Alter. Das Glück, welches schwache Seelen verhärtet, machet die stolzen Herzen geschmeidig, und Niemand ist zärtlicher, als ein Held, nach einer gewonnenen Schlacht.

Konnte das wilde Herz des alten Mezenz den Reitzungen seiner Gefangenen nicht widerstehen; was für Eindruck machten sie nicht auf die tugendhafte Seele des jungen Lausus! Er beseufzete seine Thaten; er verwies sich seinen Sieg. Er kostete Lydien Thränen. Sie mag sich rächen, sprach er; sie mag mich so sehr hassen, als ich sie liebe; ich habe es allzu sehr verdienet. Doch seine Seele bekam noch eine traurigere Vorstellung; er sah den Mezenz erstaunt, und erweicht sich von der Wuth auf einmal zur Gnade wenden. Er urtheilete mit Recht, daß die Menschenliebe allein diese große Veränderung nicht gemacht habe; und die Besorgniß, seinen Vater zum Nebenbuhler zu haben, setzte ihn vollends in Verwirrung.

In den Jahren, welche Mezenz hatte, folgt die Eifersucht der Liebe auf dem Fuße nach. Der Tyrann betrachtete die Augen des Lausus mit einer unruhvollen Aufmerksamkeit; er sah in einem Augenblicke die Freude und Hitze verlöschen, welche Anfangs in dem Gesichte dieses jungen Helden, der zum erstenmale gesieget, geglänzet hatten; er sah ihn unruhig werden; er fieng Blicke auf, die gar zu leicht zu verstehen

waren

waren. Von diesem Augenblicke an hielt er sich für beleidiget; Allein die Natur hatte eine Gegenliebe, welche seinen Zorn aufschob. Ein Tyrann thut sich so gar in der Wuth noch Gewalt an, um zu glauben, daß er gerecht ist; und Mezenz wollte seinen Sohn überzeugen, ehe er denselben verdammte.

Den Anfang hierzu machte er durch eine so künstliche Verstellung, daß der beruhigte Prinz in den Bemühungen der Liebe bloß die Wirkungen der Gnade sah. Zu erst zwang er sich, der Lydie dem Scheine nach alle Freyheit zu lassen; Allein der Hof des Tyrannen war voll von Spionen und Zeitungsträgern, dem gewöhnlichen Gefolge mächtiger Menschen, die, weil sie sich keine Liebe erwerben können, ihre Hoheit anwenden, sich furchtbar zu machen.

Sein Sohn scheuete sich nicht mehr, der Lydie eine ehrfurchtsvolle Huldigung zu thun. Er vermischte mit seiner Neigung eine so feine und zärtliche Theilnehmung, daß Lydie bald anfieng, sich den Haß zuverweisen, welchen sie gegen das Geschlecht ihres Feindes zu haben glaubte. Lausus bedauerte seinerseits, daß er zu

Lydiens Unglücke so vieles beygetragen hatte. Er nahm die Götter zu Zeugen, daß er alles thun wolle, dasselbe wieder gut zumachen. Der König, mein Vater, sprach er, ist nach dem Siege eben so großmüthig, als unleidlich vor der Schlacht; vergnügt über den Sieg kann er nicht unterdrücken; er ist geneigter als jemahls, den König von Preneste zu einem für beyde glorreichen Frieden zu bringen. Dieser Friede wird Ihnen die Thränen abtrocknen, schönste Lydie! wird er aber auch das Verbrechen derer austilgen, welche gemacht, daß Sie solche vergossen haben? O daß ich statt dieser kostbaren Thränen mein Blut nicht habe rinnen sehen!

Lydiens bescheidene und Hoheitsvolle Antworten gaben dem Lausus bloß eine gelaßene Erkenntlichkeit zu verstehen; aber im Grunde ihres Herzens war sie bey der Mühe, welche er sich gab, sie zu trösten, nur allzufühlbar. Manchmal erröthete sie, daß sie ihn höflich anhörte; allein das Beste ihres Vaters legte ihr das Gesetz auf, eine dergleichen Stütze zu schonen.

Unterdessen wurden ihre öftern Unterredungen auch wichtiger, und die Liebe kam neben

der

der Hochachtung und Erkenntlichkeit zum Vorscheine, wie eine Blume, die, wenn sie aufgehen will, die leichte Hülle öffnet, in welche sie eingewickelt ist.

Der leichtgläubige Lausus, durch die falsche Ruhe des Mezenz betrogen, schmeichelte sich immermehr und mehr, seine Pflicht mit seiner Neigung bald einstimmig zu sehen, und seiner Meynung nach war nichts leichter, als dieselben zu vereinigen. Der Friedenstractat, welchen er ausgedacht hatte, bestund in zween Artikeln, man sollte nämlich dem Könige von Preneste seine Krone nebst seinen Ländern wiedergeben, und durch seine Vermählung mit der Prinzeßinn die zwo Mächte vereinigen. Diesen Entwurf theilete er der Lydie mit. Das Vertrauen, welches er zu demselben hatte, die Vortheile, so er daraus entstehen sahe, die entzückende Freude, welche ihm die bloße Vorstellung hievon einflößete, lockten aus der liebenswürdigen Gefangenen ein mit Thränen vermischtes lächeln. Großmüthiger Prinz, sprach sie zu ihm, möchte doch der Himmel die Wünsche erfüllen, welche Sie für meinen Vater thun! Ich will mich nicht beklagen, das Unterpfand

pfand des Friedens und der Preis der Erkenntlichkeit zu seyn. Der Tyrann bekam von allem Nachricht. Seine erste Hitze hätte ihn bey nahe so weit gebracht, seinen Nebenbuhler aufzuopfern; allein dieser Sohn war die einzige Stütze seiner Krone, die einzige Vormauer zwischen ihm und dem Volke; die That selbst hätte denselben bey seinen Unterthanen verhaßt gemacht, und ihm den einzigen Beschützer entrissen, welchen er dem allgemeinen Hasse entgegen stellen konnte. Die Furcht ist der Tyrannen ihre herrschende Leidenschaft. Mezenz nahm den Weg der Verstellung. Er ließ seinen Sohn vor sich kommen, redete auf eine gütige Weise mit ihm, und befahl demselben, den folgenden Tag sich zur Reise an die Gränzen seines Reiches anzuschicken, woselbst er die Armee gelassen hatte. Der Prinz that sich Gewalt an, verbarg seinen Schmerz und reisete ab, ohne daß er Zeit gehabt, von der Lydie Abschied zu nehmen.

Den Tag, als Lausus fortreisete, ließ Mezenz dem Könige von Preneste Vorschläge eines ehrwürdigen Friedens thun, davon der vornehmste seine Vermählung mit der Tochter des

Ueber-

Ueberwundenen war. Dieser unglückliche Monarch willigte ohne Anstand darein, und der nämliche Gesandte, welcher ihm den Frieden anbot, brachte sein Jawort mit zurück.

Lausus hatte am Hofe einen Freund, welcher ihm von Kindheit auf angehangen. Eine besondere Aehnlichkeit mit dem Prinzen hatte diesem jungen Menschen, mit Namen Phanor, sein Glück gemacht; allein sie glichen einander noch mehr dem Gemüthe, als der Gestalt nach; einerley Neigung, einerley Tugenden; Lausus und Phanor schienen nur eine Seele zu haben. Lausus harte dem Phanor bey der Abreise seine Liebe und Verzweiflung eröffnet. Dieser war untröstlich, als er die Vermählung der Lydie mit dem Mezenz vernahm. Er glaubte, er müsse dem Prinzen Nachricht davon ertheilen. Der Liebhaber konnte sich bey dieser Zeitung in seinen Zustand nicht ergeben. Sein Verstand wird finster, seine Vernunft verlässet ihn, und in der Ausschweifung eines blinden Schmerzens schreibt er an die Lydie den verliebtesten und unvorsichtigsten Brief, welchen die Liebe jemals eingegeben hat. Dem Phanor wurde aufgetragen, ihr denselben einzuhändigen.

Sein Leben stund darauf, wenn er entdecket würde; er wurde es. Der wütende Mezenz befahl, ihn in Ketten zu legen, und in ein erschreckliches Gefängniß zu schleppen.

Inzwischen wurde alles zu der Feyer dieses unglücklichen Beylagers veranstaltet. Man urtheilet mit Recht, daß das Fest nach der Gemüthsart des Mezenz eingerichtet wurde. Das Kämpfen, das Ringen, die Fechter, das Streiten der Menschen mit den Thieren, welche zum Blutvergießen gehalten wurden, alles, was die Barbarey zu ihrem Vergnügen erfunden hat, sollte das Gepränge desselben verherrlichen; zu diesem blutigen Schauspiele fehleten nur noch die Kämpfer mit den reissenden Thieren; denn man pflegte zu diesem Streite nur Verbrecher zu nehmen, welche zum Tode verdammet waren, und Mezenz der eines Verdachtes wegen sogleich unschuldige Leute umbringen ließ, schob die Todesstrafe der Schuldigen noch weniger auf. Es war Niemand in den Gefängnissen, als des Lausus treuer Freund. Man werfe ihnen denselben vor, sagte Mezenz; er sey den reissenden Löwen zur Beute; der treulose verdienet zwar einen grausamern Tod;

allein

allein dieser schicket sich zu seinem Verbrechen und meiner Rache am besten, und seine Todesstrafe ist eine der beleidigten Liebe würdige Feyerlichkeit

Lausus wartete vergeblich auf die Antwort seinet Frenndes; das Schrecken trat an die Stelle der Ungeduld. Sollten wir verrathen seyn? sprach er; sollte ich meinen Freund durch meine unglückliche Unvorsichtigkeit verlohren haben! . . . Ach! ich zittere. Nein, ich kann in dieser erschrecklichen Ungewißheit nicht länger leben. Er reiset fort; er verkleidet sich sorgfältig; er kommt an; er höret auf die Gerüchte, welche unter den Leuten herumgehen; er vernimmt, daß sein Freund in Ketten und Banden sitzet, und der folgende Tag die Lydie mit dem Mezenz verbinden soll; er vernimmt, daß man das Fest veranstaltet, welches vor diesem Beylager hergehen soll, und daß man zum Schauspiele bey dieser Feyer den unglücklichen Phanor, als eine Beute der reissenden Thiere, sehen werde. Diese Nachricht übermannet ihn; eine tödtliche Kälte ergießet sich in seine Adern; er kömmt wieder zu sich selbst; er fällt auf seine Knie; er rufet überlaut aus:

Große Götter! haltet mir die Hand zurück; meine Verzweiflung setzt mich in Wallung; möchte ich doch sterben, meinen Freund zu erhalten! aber möchte ich auch mit meiner Tugend sterben! In der Entschließung seinen Freund zu befreyen, sollte er auch anstatt seiner umkommen, eilet er nach den Thüren des Gefängnißes; aber wie soll er hinein kommen? Er wendet sich zu dem Sclaven, welcher dem Gefangenen das Essen bringen muß. Hebe deine Augen auf, spricht er, ich bin Lausus, deines Königs Sohn. Ich erwarte einen wichtigen Dienst von dir; Phanor lieget in den Ketten; ich komme und will ihn sehen, ich will es. Ich weis nur ein einziges Mittel, zu ihm zu kommen; gieb mir deine Kleider; nimm die Flucht; hier hast du ein Unterpfand meiner Erkenntlichkeit; verbirg dich vor der Rache meines Vaters. Hintergehest du mich, so thust du solches auf deine Gefahr; dienest du mir bey meinem Vorhaben, so werden dich meine Wohlthaten in dem dicksten Walde aufsuchen.

Dieser schwache und furchtsame Mensch giebt den Versprechungen und Drohungen nach. Er bequemet sich zu der Verkleidung des Prin-

zen und entfliehet, nachdem er ihm die Stunde, zu welcher er erscheinen soll, nebst der Aufführung, welche er zu beobachten hat, die Wachsamkeit der Schildwacht zu hintergehen, angezeiget hatte. Die Nacht kommt herbey, die Zeit nahet heran, Lausus zeiget sich; er giebt sich den Namen des Sclaven, die Riegel der Gefängniße gehen mit einem traurigen Getöse auf. Bey dem schwachen Scheine einer Lampe tritt er in diesen schrecklichen Aufenthalt hinein: er gehet weiter, er höret den Laut einer seufzenden Stimme, er erkennet die Stimme seines Freundes, er siehet ihn in diesem scheußlichen Gewölbe mit Lumpen bedeckt, von Sehnsucht verzehret, mit der Todtenfarbe im Gesichte und dem Feuer der Verzweiflung in den Augen liegen. Laß mich gehen, sagt Phanor zu ihm, weil er ihn für den Sclaven ansiehet; trag diese verhaßte Hülfe wieder weg: laß mich sterben. Ach fügte er hinzu, und schrye mit unterbrochenem Schluchzen, ach! mein liebster Lausus ist noch unglücklicher, als ich. O Götter! wenn er den Zustand weis, in welchen er seinen Freund versetzet hat! Ja! rief Lausus auf, und stürzte sich auf ihn, ja, er weis ihn, und nimmt Antheil daran. Was sehe ich? sagte Phanor au-

ßer sich; ach Lausus! ach mein Prinz! Bey diesen Worten verlieren beyde ihre Sinnen; ihre Arme umfassen, ihre Herzen drücken sich fest an einander an; ihr Schluchzen vermischet sich. Sie bleiben lange Zeit unbeweglich und versteinert auf dem Pflaster des Gefängnißes liegen; der Schmerz benimmt ihnen die Stimme, und sie antworten einander bloß dadurch, daß sie sich fester halten und mit ihren Thränen benetzen. Endlich kommt Lausus wieder zu sich selbst und spricht zu seinem Freunde: laß uns keine Zeit verlieren, nimm diese Kleider, geh aus diesem Orte weg, und laß mich darinnen. Ich? große Götter! das wäre nichtswürdig genug! ach! Lausus, haben sie dieses glauben können? Dörfen sie mir diesen Antrag thun? Ich kenne dich, sagte der Prinz; du must mich aber auch kennen. Das Gefängniß ist dir zuerkannt, die Todesstrafe vor der Thüre, du mußt sterben, oder die Flucht ergreifen! .... Die Flucht ergreifen! .... Höre mich an; mein Vater ist gewaltthätig, aber auch empfindlich. Die Natur behält ihr Recht über sein Herz; wenn ich dich dem Tode entreisse, so habe ich ihn nur meinetwegen noch zu biegen, und sein über den Sohn aufgehobener Arm wird leicht zu

ent-

entwafnen seyn. Er würde den Streich vollführen, rief Phanor aus, und ihr Tod wäre mein Verbrechen; nein, ich kann sie nicht verlassen. Wolan, versetzte Lausus, bleib hier; aber bey deinem Tode wirst du mich sterben sehen. Erwarte nichts mehr von der Gnade meines Vaters gegen mich; er möchte mir immerhin verzeihen wollen, glaub nicht, daß ich mir verzeihe! Diese Hand, welche den unglückseligen Brief, der dich verdammet, geschrieben; diese Hand, welche dich mit Ketten beschweret hat; diese Hand, welche nach ihrem Verbrechen noch deines Freundes seine ist, wird uns wider deinen Willen wieder zusammen bringen. Vergeblich suchte Phanor darauf zu bestehen. Laß uns nicht mehr hievon reden, unterbrach ihn der Prinz; du hast mir nichts zu sagen, was der Schande die Wage halten könnte, meinen Freund zu überleben, nachdem ich ihn ins Verderben gebracht. Dein Beharren macht, daß ich erröthe, und dein Bitten ist Beleidigung. Ich stehe dir für mein Wohlseyn, wenn du die Flucht nimmst; ich schwöre zu sterben, wenn du uns Leben kommen willst. Wähle, die Zeit ist für uns kostbar.

Phanor kannte seinen Freund zu gut, als daß er geglaubet hätte, er würde seinen Entschluß fahren lassen. Ich bins zufrieden, sprach er, sie das einzige Mittel, das zu unserm Wohlseyn übrig geblieben, versuchen zu lassen; aber leben sie, wenn sie wollen, daß ich leben soll; ihr Richtplatz würde der meinige seyn. Dieß versehe ich mich, sagte Lausus, und dein Freund schätzet dich zu hoch, als daß er dich vermahnen sollte, ihn zu überleben. Bey diesen Worten umarmeten sie einander, und Phanor gieng in dem Sclavenhabite, welchen Lausus ausgezogen hatte, aus dem Gefängnisse.

Welch eine Nacht! welch eine erschreckliche Nacht für die Lydie! Ja wie soll man die Bewegungen entwerfen, welche in ihrer Seele aufsteigen, die sie in Liebe und Tugend zertheilen, die sie zerreißen? Sie verehret den Lausus, sie verabscheuet den Mezenz, sie opfert sich dem Nuzen ihres Vaters auf, sie ergiebt sich dem Gegenstande ihres Hasses, sie entreißet sich den Wünschen eines angebetheten Geliebten auf ewig. Man schleppet sie zum Altare, wie zur Todesstrafe. Barbarischer Mezenz! Du bist schon damit zufrieden, über ein Herz durch Gewalt

und

und Furcht zu herrschen; du bist schon damit zufrieden, daß deine Gemahlinn vor dir, wie ein Sclav vor seinem Herrn, erzittert. So ist die Liebe in dem Herzen eines Tyrannen beschaffen.

Aber ach! für ihn allein will sie leben; mit ihm will sie sich verbinden. Wenn sie widerstehet, so beleidiget sie ihren Liebhaber und Vater; eine abschlägige Antwort wird das Geheimniß ihres Herzens entdecken; und wenn Lausus in den Verdacht kommt, daß sie ihn liebt, so ist es um ihn geschehen.

In dieser grausamen Bewegung erwartete Lydie den Tag; er erscheinet, dieser schreckliche Tag. Lydie siehet sich mit Schrecken und Zittern anputzen, nicht als eine Braut, welche vor den Altar des Hymen und der Liebe tretten will, sondern als eines der unschuldigen Opfer, welche ein Barbarisches Mitleiden mit Blumen krönet, bevor man dieselben opfert.

Man führet sie auf den Platz des Schauspiels, das Volk versammelt sich in Menge, die Spiele nehmen ihren Anfang; ich halte mich

nicht bey der Beschreibung des Streites der Kämpfer, der Ringer, der Fechter auf. Ein erschrecklicherer Gegenstand wartet auf mich.

Ein ungeheurer Löw tritt hervor. Anfangs trabet er ruhig und stolz über den Kampfplatz weg, und läßt seine erschrecklichen Blicke auf dem Amphitheater, das ihn umgiebt, herum spatzieren: ein unvernehmliches Murmeln verkündiget das Schrecken, welches er einjaget; so gleich belebet ihn der Ton der Clarinen; er antwortet darauf und erröthet; seine dicke Mähne kräuselt sich um sein ungeheuers Haupt herum; er schlägt sich mit seinem Schwanze in die Lenden, und das Feuer fängt an, aus seinen blitzenden Augen zu schießen. Das erschrockene Volk verlanget und befürchtet den Unglücklichen hervorkommen zu sehen, den man der Wuth des Ungeheuers übergeben wird; Schrecken und Mitleiden bemächtigen sich aller Seelen.

Der Streiter, welchen die Trabanten des Mezenz selbst für den Phanor angesehen haben, erscheinet. Lydie kann ihn nicht erkennen. Das Schrecken, welches sie befallen hat, macht, daß sie die Augen von diesem Schauspiele,

das

das die Empfindlichkeit ihrer mitleidigen Seele erreget, wegwendet. Ach was würde erst geschehen, wenn sie wüßte, daß Phanor, des Lausus zärtlicher Freund, der Strafbare ist, den man aufopfert; wenn sie wüßte, daß Lausus selbst an seines Freundes Stelle getreten und er es ist, welcher streiten wird?

Halb nackend mit zerstreuten Haaren gehet er mit unerschrockenen Schritten hervor; ein Dolch zum Angriffe, ein Schild zur Vertheidigung sind die einzigen Waffen, mit welchen er bedecket ist. Der eingenommene Mezenz siehet in ihm bloß den strafbaren Phanor. Das Blut ist stumm, die Natur verblendet; sein Sohn ist es, den er dem Tode übergiebt, und sein Innerstes beweget sich nicht; die Empfindung der Beleidigung und der Durst nach Rache ersticken in ihm alles andere Gefühl. Mit einer barbarischen Freude siehet er die Wuth des Löwens stufenweise steigen. Der ungeduldige Lausus reitzet das Ungeheuer und fordert es zum Streite auf. Er gehet auf ihn los, der Löwe thut einen Anfall, Lausus weichet demselben aus. Dreymal zeiget ihm das wüthende Thier einen

schäumenden Rachen, und dreymahl entwischet Lausus seinen mörderischen Zähnen.

Unterdessen hat Phanor erfahren, was vorgehet. Er läuft hinzu, er dränget sich durch das Volk; sein starkes Geschrey macht, daß das Amphitheater erschallet. Halt ein, Mezenz! errette deinen Sohn; er ist es, Lausus ist der Streiter. Mezenz siehet und erkennet den Phanor, der auf ihn zustürzet. O Götter! was sehe ich! Ihr Leute, kommt mir zu Hülfe; eilet auf den Kampfplatz, entreißet meinen Sohn dem Tode. Bey dem Namen Lausus wendet sich Lydie halb todt nach dem Haufen des Amphitheaters; ihr Herz erstarret, ihre Augen werden mit Finsterniß bedecket. Mezenz siehet nichts als seinen Sohn in der unvermeidlichen Todesgefahre; vergeblich waffnen sich tausend Hände zu seiner Vertheidigung; das Ungeheuer verfolgt ihn, und wird denselben aufgefressen haben, ehe man bis zu ihm gekommen ist. Aber, o unglaubliches Wunder! o unerwartetes Glück! Lausus, indem er dem Sprunge des wüthenden Thieres ausweichet, versetzet demselben einen tödtlichen Stich, und das Gewehr, mit welchem seine Hand bewaffnet war, bleibt in dem

Her=

Herzen des Löwens stecken. Er fällt, und schwimmet in den Wellen von Blut, die sein schäumender Rachen ausspeyet. Der allgemeine Schrecken verwandelt sich in einen Triumph, und das Volk antwortet dem schmerzhaften Geschrey des Mezenz nur durch Schreyen vor Verwunderung und Freude. Dieses Schreyen bringt die Lydie wieder zu sich selbst; sie öffnet die Augen, sie siehet den Lausus zu den Füßen des Mezenz, in der einen Hande den rauchenden Dolch, und in der andern seinen lieben und getreuen Phanor halten. Ich, sagt er zu seinem Vater, ich allein bin strafbar. Phanors Verbrechen war das meinige; ich mußte solches büßen. Ich habe ihn gezwungen, mir seinen Platz abzutreten; ich würde gestorben seyn, wofern er mir widerstanden hätte. Ich lebe, ich habe ihm das Leben zu dancken; und wenn ihnen ihr Sohn lieb ist, so haben sie ihm ihren Sohn zu danken. Ist aber ihre Rache nicht besänftiget, so stehen unsere Tage in ihren Händen; wir wollen miteinander sterben: dazu haben sich unsere Herzen verschworen. Die bey diesen Reden zitternde Lydie sah den Mezenz mit bittenden und von Thränen erfüllten Augen an.

Die Grausamkeit des Tyrannen konnte diese Prüfung nicht aushalten. Das Schreyen der Natur, und die Stimme der Reue machen, daß die Eifersucht und Rache in seinem Herzen schweigen. Er bleibt lange unbeweglich und verstummet, wirft wechselsweise auf die Personen, welche um ihn her sind, verwirrte und bestürzte Blicke, in welchen die Liebe, und der Haß, der Unwille und das Mitleiden streiten und aufeinander folgen. Alles zittert um und neben dem Tyrannen. Lausus, Phanor, Lydie, ein unzähliges Volk warten mit Schrecken auf die ersten Worte, welche er vorbringen wird. Endlich besieget denselben wider seinen Willen die Tugend, deren Gewalt ihn überwannet; er wendet sich auf einmal mit einer heftigen Gewalt von der Wuth zur Zärtlichkeit und fällt seinem Sohne in die Arme. Ja, spricht er, ich vergebe dir, ich vergebe deinem Freunde. Lebet und liebet einander; allein ich habe dir noch ein Opfer zu thun, und du hast dich dessen würdig gemacht. Nimm sie also hin, sagt er, mit einer neuen Ueberwindung; nimm sie hin, diese Hand, welches Geschenck dir lieber, als dein Leben ist: deine Tasperkeit entreißet mir solche; sie allein konnte dieselbe erlangen.

Ein-

Eingesändete Stücke.

Die Vereinigung des menschlichen mit dem göttlichen Willen, Eine Ode.

Wer auf Fluthen Thürme baut,
Ist ein Thor zu nennen;
Und wer seinem Willen traut,
Der wird nie sich kennen;
Denn der böse Menschenwillen
Strebet nur den Lüsten nach:
Und der Witz in seinen Zielen
Ist oft dunkel, blind und schwach.

Sey ein Kato unsrer Zeit!
Denke wie die Spinnen!
Mach dich durch die Weisheit breit!
Was wirst du gewinnen?
Deine tiefen Schlußgedanken
Sind ein Schlummer, der vergeht;
Dein Verstand fängt an zu wanken,
Wenn der Herr die Hande dreht.

Auf-

Aufgeblasnes Aschenkind!
Glaub, daß deine Schlüsse
Eben so beschaffen sind,
Wie die schnellen Flüsse.
Schmiede dir nur tausend Grillen!
Morgen, sagst du, wirds geschehn:
Morgen muß, wie heut, dein Willen
Nach dem Willen GOttes gehn.

Babel führt ein großes Werke,
Und hat was im Sinne,
Das ein Lob und Augenmerke
Bey der Welt gewinne.
Klugheit will den Meister spielen;
Will die Wolken übergehn:
Aber mitten in dem Zielen
Läßt sie Pfeil und Bogen stehn.

Schönste Esther! weine nicht!
Denkst du, daß GOtt schlafet?
Aman, der das Urtheil spricht,
bleibt nicht ungestrafet.
Mardochäus soll zwar hangen;
So will es der böse Mann:
Aber laß den Stolzen prangen,
Bis er selbsten hangen kann.

Der für Spatzen Sorge trägt,
Kann auch Menschen lieben.
Wenn er dich als Vater schlägt,
Willst du dich betrüben?
Lilgen, die im Felde stehen,
Die ganz träg und müßig ruhn,
Läßt GOtt nicht zu Grunde gehen:
Was wird er nicht Menschen thun?

Wenn wir folgen, läßt uns GOtt
Seine Liebe spüren.
Seht! ein Engel muß den Loth
Aus den Flammen führen.
Moses muß im Wasser schweben:
Hier zeigt GOttes Fürsicht an,
Daß sie uns kann alles geben,
Daß sie alles nehmen kann.

Der den Job geschlagen hatt',
Kann auch selben heilen.
Siehst du gleich zur Schedelstatt
Die Susanna eilen;
Siehst du gleich die Henkersknechte:
Nur Geduld! die Tugend ficht.
Lade GOtt zu dem Gefechte!
Seine Fürsicht schlummert nicht.

Nur ein Willen, wie ein GOtt
Kann dem Menschen nutzen;
Dieser kann aus Hohn und Spott
Tausend Ehren schnitzen.
Freund! laß diesen Willen walten;
Denn dein Willen ist nicht gut.
GOtt wird jenen stets erhalten,
Der nach seinem Willen thut.

Ueberlaß dich deinem GOtt,
Folge seinem Willen;
Er nur kann mit Ehr und Spott
Dir den Becher füllen.
Bildniß! laß den Meister gehen,
Bleib bey seiner Arbeit still!
Denk! Es muß und wird geschehen,
Was und wie und wann GOtt will.

P. S.

Betrachtung des Schöpfers in seinen Geschöpfen.

Kaum ließ die Morgenröth auf ihrem göld-
nen Wagen
In unsern Horizont sich durch die Lüfte
tragen:
Kaum hat das Thau die Flur mit Perlen übersät,
Als des Amyntas Sohn, der fleißige Damöt,
Mit einem Hirtenstab aus Eichenholz ge-
schnitten,
Und Körbchen neben sich, wo frische Blumen
blühten;
Im kühlen Hayne saß. Er fand in jeder Spur
Der Allmacht GOttes Werk, die Schönheit
der Natur.
Er sah die Berge an, die fast dem Himmel
drohen,
Und deren Gipfel stets vor unsern Augen flohen;
Denn ihre Tieffen sind mit Schnee und Eis
erfüllt,
Sie selbst in ewgen Dunst und Wolken eingehüllt.
Er sah die Thäler an, wo seine Heerden meiden,
Um welche sie so gern die engen Ställe meiden.

Er

Er sah mit frohem Blick nach grünen Wiesen hin,
Und meynte, daß ihm hier ein Paradies erschien.
Er sah die gelbe See von schwanken Aehren blühen,
Und durch Aurorens Stral wie Kohlenhaufen glühen.
Er sah dem Bache nach, deß stillgewälzte Fluth
Stets zitternd Feuer plitzt, doch nur mit sanfter Wuth.
Er sah die Rosen an, die Sterne dieser Erden,
Die fast in Tagesfrist aus Knospen Blumen werden.
Er sah den Hügel an, mit Purpurroth gemalt;
Und dann die fette Trift, und den belaubten Wald.
Er sah die süße Frucht der Aepfel scheckicht prangen,
Die am beschwerten Ast in vollen Reihen hangen.
Er sah der Schwalbe zu, wie sie die Nahrung sucht,
Und hörte, wie die Eul den jungen Tag verflucht.
Nun fieng er Wollust, Ehr und Gold an zu verachten,
Und im Geschöpfe nur den Schöpfer zu betrachten.
Wie reitzend, rief er auf, bist du, GOtt der Natur!
Wenn du so reitzend bist in jeder ihrer Spur!

J. G. v. T.

Dieses Stückchen ist, nebst einer Fabel in voriger Monathsammlung, von einem zwölfjährigen baierischen Cavalier eingeschickt worden.

10010383

10010383

10010383



